This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR B

a39015 00025448 5b

Digitized by Google

Baltische Bücherei
der SAMMLUNG BONG
Eingang: 28. NOV. 1947

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Lebenserinnerungen

Von

Julius v. Eckardt

Zweiter Band

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1910

Digitized by Google

DD
219
.E22
A3
1910
v.2

Druck von August Pries in Leipzig.

Digitized by Google

773402 - 170

# Inhalt.

## Drittes Buch.

Im Hamburger Senat . . . . . S. 1—87

Wahl zum Senatssekretär S. 1. — Das Protokoll des Senats S. 4. — Die Hamburger Ratsstube S. 6. — Bürgermeister Kirchenpauer S. 8. — Syndikus Merck S. 9. — Ein althamburgischer Senator S. 12. — Staatsarchivar Dr. Benecke S. 13. — Senator Versmann S. 16. — Bürgermeister Petersen S. 17. — Senator de Chapeaurouge S. 18. — Die Sitzungen des Senats S. 19. — Senator Sieveking S. 22. — Emanuel Geibel S. 23. — Hamburger Schulwesen S. 27. — Lothar Bucher S. 33. — Berichterstattung über die russische Presse S. 35. — „Berlin und St. Petersburg" S. 36. — Kämpfe um Hamburgs Zollanschluß S. 45. — Berliner Anerbietungen S. 66. — „Russische Wandlungen" S. 70. — Der russische Ministerresident in Hamburg S. 70. — Konflikt mit dem Präsidenten des Senats S. 72. — Empfang beim Kronprinzen S. 82. — Abschied von Hamburg S. 86.

## Viertes Buch.

Berliner Beamtenleben . . . . . S. 88—134

Erste Eindrücke S. 88. — Puttkamer und seine Leute S. 89. — Offiziöse Publizistik S. 93. — Gesellschaftliche Beziehungen S. 97. — Publizistische Arbeit S. 106. — Anknüpfung mit dem Auswärtigen Amt S. 109. — Theodor v. Bernhardi S. 110. — Das Auswärtige Amt S. 112. — Bei Bismarck S. 119. — Theodor v. Bernhardi S. 128. — Ernennung zum Konsul in Tunis S. 132.

Digitized by Google

## Fünftes Buch.

Sieben Jahre am Mittelmeer . . . . . S. 135—306

Reise durch Italien nach Tunis S. 135. — Ankunft in Tunis S. 158. — Erste Eindrücke in Tunis S. 164. — Audienz beim Bey S. 165. — Die europäische Gesellschaft in Tunis S. 170. — Kardinal Lavigerie S. 173. — Tunesische Landschaft S. 176. — Französisch-italienische Streitigkeiten S. 178. — Kardinal Lavigerie S. 180. — Deutsche in Tunis S. 182. — Tunesier als Deutsche S. 184. — Schützlinge des Konsulats S. 186. — Orientalische Typen S. 194. — Tunesische Landschaftsbilder S. 196. — Deutscher Hausstand in Tunis S. 200. — Der Koch Salem S. 202. — Franzosen und Italiener in Tunis S. 204. — Französische Verwaltung in Tunis S. 210. — Algier gegen Tunis S. 212. — Cambon und seine Gegner S. 214. — Ausflug nach Zaghuan S. 215. — Krankheit S. 220. — Einsame Villeggiatur S. 221. — Lavigerie. Cambon S. 226. — Tunesische Feste S. 228. — Der französische Ministerresident S. 231. — Kriegsstimmung S. 234. — Beziehungen zu den Franzosen S. 240. — Italienisch-französische Konflikte S. 242. — Zollfragen S. 244. — Sommerhitze S. 246. — Boulanger S. 248. — Reise nach Deutschland S. 250. — Carl Eduard von Liphart S. 253. — Der Tod Kaiser Friedrichs S. 269. — Rückkehr nach Tunis S. 270. — Französisch-italienischer Schulstreit S. 273. — Ein marokkanischer Zwischenfall S. 279. — Versetzung nach Marseille S. 283. — Ankunft S. 284. — Handel und Wandel in Marseille S. 286. — Deutschenfeindliche Stimmung S. 288. — Deutsche „Spione" S. 290. — Südfranzösische Städte S. 296. — Aus der Marseiller Gesellschaft S. 298. — Von Marseille nach Livland S. 303.

Personenverzeichnis . . . . . S. 307—315

Digitized by Google

# Drittes Buch.

## Im Hamburger Senat.

In die Tage meines Berliner Aufenthalts war im Jahre 1874 eine hamburgische Personenveränderung gefallen, die eine unerwartete Aussicht darauf eröffnete, die journalistische Tätigkeit mit einer staatlichen Berufsstellung zu vertauschen. Der seit längerer Zeit kränkelnde Senatssekretär Dr. Sieveking hatte sich veranlaßt gesehen, sein Amt niederzulegen, mir aber war an die Hand gegeben worden, mich um dasselbe zu bewerben. Obgleich einige Bedenken nicht ganz abzuweisen waren, entschloß ich mich, als Bewerber um das vielbegehrte Amt aufzutreten, eine bezügliche Eingabe an den Senat zu richten und die herkömmlichen Kandidatenbesuche zu machen. Unter meinen Mitbewerbern befanden sich, außer einer Anzahl jüngerer Advokaten, die als geborene Hamburger immerhin etwas vor mir voraus hatten, zwei Senatorensöhne, junge Männer, deren Väter in verdientem Ansehen standen, und von denen ich mir sagen mußte, daß sie nicht nur gute Kenntnisse der lokalen Verhältnisse besaßen, sondern auch nach ihrem persönlichen Wesen und ihrer Bildung an und für sich nicht unqualifiziert waren.

Für Zeiten und Verhältnisse war es in hohem Grade bezeichnend, daß man mir den Vorzug gab, und daß ich bei der schließlichen, nach viermonatigem Hinausschieben der Entscheidung unvermeidlich gewordenen Abstimmung den Dr. H. mit einer Stimme Mehrheit schlug. Direkt hatte ich das einigen mir freundlich gesinnten Senatsmitgliedern (Kirchenpauer, Versmann, O'Swald, Chapeaurouge, v. Melle) zu danken. Der ausschlaggebende Grund dieses unerwarteten Erfolges aber war ein tiefer liegender gewesen. Man hatte die Empfindung gehabt, angesichts der großen Veränderungen im übrigen Deutschland neuen Wein in die alten hanseatischen



Digitized by Google

Schläuche gießen, die ausgefahrenen Gleise der Patronage und des Althamburgertums verlassen und durch eine Tat beweisen zu müssen, daß der hamburgische Staat willig und fähig sei, den Aufgaben der neuen Zeit Rechnung zu tragen. Zur Betätigung dieser Anschauung war man u. a. durch den ungünstigen Eindruck bestimmt worden, den die letzte „de senatorische Wahl" (nach altem Brauch wurden die Senatoren als membra in Senatu, die Syndici und Sekretäre als membra de Senatu bezeichnet) gemacht hatte. Sie war auf einen jüngeren Mann gefallen, dessen Tüchtigkeit nicht wohl bestritten werden konnte, der nach Meinung der Liberalen und Radikalen indessen mit dem Makel behaftet war, der Sohn des ersten Syndikus, eines reichen, angesehenen, wegen seines Konservatismus und seines stolzen Wesens aber unpopulären Herrn, zu sein. Von mir nahm man an, daß ich befähigt sei, daß meine „Butenminschen"-Qualität mir in den Augen der Fortschrittler zur Empfehlung gereichen werde, und daß ich der im Grunde konservativ gerichtete Mann sei, für den meine Gönner mich hielten. So hatte ich neben einer Anzahl jüngerer, reformatorischen Ideen zuneigender Senatsmitglieder den Bürgermeister Kirchenpauer und mehrere von dessen althamburgischen Freunden für mich gehabt. Die Absicht, mit dieser Wahl einen günstigen Eindruck zu machen, schien in der Tat erreicht worden zu sein. Von den verschiedensten Seiten, u. a. auch von dem Rotesten der Roten, Herrn Wilhelm Marr, und anderen Vertretern der fortschrittlichen hamburgischen Presse gingen mir herzliche Glückwünsche zu; die radikale „Reform" feierte die Erwählung des angeblichen Pietisten in einem immerhin freundlich zugespitzten humoristischen Gedichte, und an dem für die herkömmliche Gratulation festgesetzten Tage strömten Bekannte und Unbekannte aller Gattungen und Arten in mein Haus, um mir mit ihren Glückwünschen Kopf und Herz warm zu machen. Besonders liebenswürdig zeigten sich meine Mitbewerber, die meine Überlegenheit anerkennen zu müssen behaupteten: alle Welt schien mich in der Meinung bestärken zu wollen, daß man den rechten Mann an die rechte Stelle gebracht habe, und schließlich glaubte ich das selbst. Warnend und abratend hatte sich allein der rücksichtslos offene Syndikus Merck verhalten, indem er mir bereits bei Gelegenheit des ersten Kandidaturbesuchs sagte: „Ich kenne

Digitized by Google

Sie zu wenig, um Sie beurteilen zu können, ich glaube aber nicht, daß Sie zum Senatssekretär passen."

Die Erkenntnis, daß der vortreffliche Mann durchaus recht gehabt habe, ist mir nach nicht allzu langer Zeit aufgegangen: damals war ich weit davon entfernt. Begreiflicherweise überwog im ersten Augenblicke die frohe Empfindung, wieder festen Boden unter den Füßen gewonnen und nach kaum vierjähriger Frist ein wichtiges Amt errungen zu haben. Das an dem Erwählungstage von meinem lieben Freunde und Nachbarn Dr. Emil Lehmann gegebene kleine Diner und eine wenig später im Hause des neuernannten preußischen Gesandten, Freiherrn von Rosenberg, veranstaltete größere Festlichkeit, zu der ich ex officio geladen wurde, erscheinen mir noch in der Erinnerung als Gelegenheiten, an denen ich mit schier kindlicher Freude teilgenommen habe. Dann folgten die Verabschiedung von den bisherigen Kollegen, die feierliche Beeidigung in der Senatssitzung, ein kurzer Besuch bei meinen in Mitau lebenden Eltern und endlich der förmliche Eintritt in das neue Amt (Juni 1874).

Sitzungen und Verhandlungen des Senats waren von einem Zeremoniell und zugleich von einem Geheimnis umgeben, die ihnen in den Augen der Bevölkerung außerordentliches Relief verliehen. Hatte man die Anlegung der feierlichen altspanischen Amtstracht gleich seit dem Jahre 1848 auf außerordentliche Gelegenheiten beschränkt und in Veranlassung der Verfassungsveränderung von 1860 mit einer Anzahl anderer alter Bräuche aufgeräumt, so war doch übrig geblieben, daß die drei wöchentlichen Sitzungen im schwarzen Frack und weißer Binde abgehalten wurden, daß man zu diesen „Ratstagen" im hohen Hut erschien und daß während der Sitzungsstunden Schildwachen an der Rathaustür aufgestellt waren. Das Geheimnis der Sitzungen wurde so streng gewahrt, daß während derselben niemand (auch nicht die Subalternbeamten und Diener) die Ratsstube auch nur für einen Augenblick betreten durften, und daß die ein- und ausgehenden Papiere in eigens dazu bestimmten verschlossenen Mappen durch Vermittelung des der Tür zunächst sitzenden jüngsten Herrn besorgt wurde. Von dieser mit äußerster Strenge eingehaltenen Regel wurde nur eine Ausnahme gemacht: neu zu vereidigende Bürger und Beamte



Digitized by Google

durften behufs Vornahme dieses Akts nach vorhergegangener Beschlußfassung unter Vortritt des Rathausschließers — eines baumlangen, mit Frack und weißer Binde geschmückten, im Bewußtsein seiner Würde pathetisch einherschreitenden Mannes vorgelassen werden. Junge Bürger, die diesen Akt absolviert hatten, haben mir wiederholt gesagt, sie hätten das Heiligtum ihrer Vaterstadt mit Herzklopfen und Erregung betreten. Als Geheimnis wurde auch das Ratsprotokoll behandelt, ein mit den Aufzeichnungen über die Vorträge und Beschlußfassungen ausgefüllter Band, der sich aus je 30 bis 50 Folioseiten umfassenden Protokollheften über jede einzelne Sitzung zusammensetzte. Obgleich seit Jahrzehnten notwendig geworden war, die den Oberbehörden usw. mitzuteilenden Senatsbeschlüsse durch Kanzleibeamte ausfertigen zu lassen, und obgleich es für die — fast niemals vorkommenden — geheimen Sachen ein besonderes Geheimprotokoll gab, hatte man den alten Brauch konserviert, daß der protokollführende Sekretär nicht nur das Konzept, sondern auch die Reinschrift eigenhändig besorgte, — eine Mühewaltung, die unter Umständen den gesamten auf die Ratssitzung folgenden Tag in Anspruch nehmen konnte und die ebenso lästig wie überflüssig erschien. Wegen der seit den Jahren 1866/67 und 1870/71 unaufhaltsam anwachsenden Zunahme der Geschäfte hatten meine Vorgänger durchgesetzt, daß mindestens ein Teil der von ihnen zu machenden Abschriften auf die Kanzlei abgewälzt wurde, — der übrig bleibende Rest betrug aber immer noch 20 bis 30, zuweilen mehr Seiten. Zum Abschreiber fühlte ich mich so wenig geeignet, daß ich bereits wenige Tage nach meinem Eintritt und ohne jede bezügliche Rückfrage Wandel schaffte und alle reine Abschreiberarbeit von Kanzleibeamten ausführen ließ — eine Neuerung, deren Zweckmäßigkeit von niemand bestritten wurde, die aber doch zu unliebsamem Gerede Anlaß gab. An einer anderen Neuerung trug ich nur mittelbar die Schuld. In Veranlassung meiner Erwählung und mit Rücksicht auf die speziellen Dienste, die man von mir erwarten mochte, war von den beiden Bürgermeistern des Jahres 1874, den Herren Goßler und Kirchenpauer, durchgesetzt worden, daß die ebenso lästige wie verantwortliche und zeitraubende Protokollführung nicht, wie bisher, permanent von dem jedesmaligen jüngsten Senatssekretär, sondern nach einem

Digitized by Google

bestimmten Turnus alljährlich von einem der drei Mitglieder des Sekretariats (der vierte Sekretär war ausschließlich Staatsarchivar) besorgt werden sollte. Obgleich diese widerwärtigste aller Beschäftigungen ohne weiteres für die nächsten anderthalb Jahre von mir übernommen wurde, trug die stattgehabte Neuerung an ihrem Teil zur Erschwerung meiner Stellung bei: ich sollte begünstigt worden sein, ohne das durch meine Leistungen verdient zu haben oder verdienen zu können.

Über die Eigentümlichkeiten der senatorischen Geschäftsbehandlung könnte ein Buch zusammengeschrieben werden. Bereits in den ersten Sitzungen fiel mir auf, daß die kleinen und lokalen Angelegenheiten mit der nämlichen Wichtigkeit behandelt wurden, wie diejenigen von politischer und legislativer Bedeutung, und daß Regel geworden war, diesen Fragen eine Gründlichkeit zuzuwenden, unter welcher die wichtigen, insbesondere die das Reich betreffenden, sehr häufig eiligen Geschäfte empfindlich litten. Wer sich zuerst gemeldet hatte, erhielt das Wort, um seine Sache vorzutragen und von der ohnehin vier bis fünf Stunden andauernden Sitzung die beste Zeit vorweg zu nehmen. Hatte man stundenlang über Bausachen, Personalien und dergleichen bis zur Erschöpfung gestritten und mit endloser Anstrengung Geschäfte erledigt, die ein mit den Spezialverhältnissen bekannter Senator mühelos in fünf Minuten hätte abmachen können, und lag auf allen Gesichtern gähnende Ermüdung, so kam Herr Syndikus Merck an die Reihe und blieb nichts übrig, als die von diesem vorgetragenen, unvergleichlich wichtigeren Reichsangelegenheiten rasch abzutun oder aber hinauszuschieben. Ich war naiv und unklug genug, meine Verwunderung über die „bis zur Gewissenlosigkeit gehende Gewissenhaftigkeit" der hamburgischen Gründlichkeit auszusprechen und die Aufstellung von Tagesordnungen vorzuschlagen, die der Bürgermeister aus den für jede Sitzung einzugebenden Anmeldungen unschwer zusammenstellen konnte. Mein Vorschlag wurde angenommen und bereits am 1. Januar 1875 von dem an das Präsidat gelangten Bürgermeister Kirchenpauer in Ausführung gebracht, — meine vorwitzige Kritik aber vergab man mir um so weniger, als meine Protokollführung vielfach getadelt und mit derjenigen meiner Vorgänger in eine Parallele gebracht wurde, die in der Tat zu

Digitized by Google

meinen Ungunsten ausfiel. Ich war Fremder, der zuweilen über die einfachsten, jedem hamburgischen Kinde geläufigen Dinge keinen Bescheid wußte — ich war Journalist, dem Gewohnheit und Sinn für Detail- und Kanzleiförmlichkeiten abgingen — mir fehlte die Übung in legislativen Dingen und ich war dabei zu selbstbewußt und zu harmlos, um die Mängel meines Könnens durch Schönthuerei und ehrfurchtsvolle Unterordnung unter anerkannte Autoritäten zu decken. Die Torheit aller Torheiten aber hatte ich dadurch begangen, daß ich die mir von dem eigentlich „kommenden Manne", dem Senator Versmann, in bester Absicht gebotene Gelegenheit, in das Steuerwesen eingeführt zu werden, unbenutzt ließ und daß ich auf die nähere Beziehung zu diesem bedeutenden Mitgliede des Kollegiums minderes Gewicht legte, als auf das Verhältnis zu gewissen älteren Senatsmitgliedern, deren persönliche Eigenschaften mir imponierten, von denen sich aber ungleich weniger lernen ließ, als von Versmann.

Rufe ich mir diese erste im hamburgischen Senat verbrachte Lebensperiode vor das geistige Auge, so sehe ich das Bild der Ratsstube im Hause an der Admiralitätsstraße vor mir, in welche ich mich dreimal wöchentlich für fünf bis sechs Stunden sperren mußte: dem Beginn der Sitzung ging eine mindestens halbstündige Vorbereitungszeit vorher, während dem Schluß eine noch längere der Erledigung aller dringenden Beschlüsse gewidmete Arbeitszeit folgte. Neben der Protokollführung besorgte ich eine Reihe von Relationen, deren Übernahme nicht obligatorisch war, die ich mir aber nicht entgehen lassen durfte, wenn ich die Befähigung zu selbständiger Tätigkeit erwerben oder nachweisen wollte. Zeitweise führte ich außerdem den Vorsitz in einer Kommission, welche die vom Reiche angeordnete Enquete über Arbeiterzustände vornehmen sollte, zu welcher niemand Neigung und Beruf gezeigt hatte, indessen sie mir als sozialpolitische Pflicht erschien. Es kam vor, daß ich von $12^1/_2$ bis 6 Uhr an der Senatssitzung als Protokollführer teilgenommen, von 6 bis gegen 7 Uhr die dringendsten Expeditionen besorgt hatte, und sodann nach eingenommener Wirtshausmahlzeit von 8 bis 11 Uhr die Enqueteverhandlungen zu leiten hatte und erst gegen Mitternacht in meiner Behausung eintraf. Nebenher schrieb ich die Mehrzahl leitender Artikel für den

Digitized by Google

H. C. Dem Vorwurf qui trop embrasse, mal étreint bin ich dabei ebensowenig entgangen, wie dem Gefühl einer Überbürdung, deren Inkommoda meine Familie zu tragen hatte, — immerhin aber lernte ich meine Arbeitskraft zu stählen und das Maß meines Könnens so zu erhöhen, daß ich mindestens nach einigen Jahren leidlich fest im Sattel saß. Bilder jener Zeit haben mich bis nach Afrika und Schweden begleitet, und häufig genug fragte ich mich, wenn ich am Montag, Mittwoch oder Freitag nachmittag am Golf von Tunis spazieren ging, wie es jetzt wohl in der hamburgischen Ratsstube aussehen mag.

Diese Stube war ein fensterloser Saal von mittlerer Größe, der seine Beleuchtung allein durch die Decke erhielt und von einer Atmosphäre erfüllt war, die zu allen Jahreszeiten gleich schwer auf die Insassen drückte. Solcher Insassen waren vierundzwanzig. Gegenüber der großen, nur zu feierlichen Gelegenheiten geöffneten Eingangstür erhob sich ein Baldachin, unter welchem die beiden präsidierenden Bürgermeister vor einem mit Büchern und Akten beladenen Schreibtisch thronten und an welchen sie diejenigen Kollegen heranwinkten, mit denen sie einzeln reden wollten. Entlang den Seitenwänden waren zwei halbmondförmige Tische aufgestellt, hinter denen vierzehn Senatoren, zwei Syndici und drei Sekretäre saßen; dem Protokollführer war ein besonderer, neben dem ersten Bürgermeister postierter Tisch angewiesen, von welchem die gesamte Versammlung übersehen werden konnte. Alles bewegte sich in festem, seit unvordenklicher Zeit bestehendem Turnus. Versmanns Vorschlag, die minder wichtigen Angelegenheiten durch dazu eingerichtete Senatsabteilungen erledigen zu lassen, galt den laudatoribus temporis acti für unannehmbar und kam erst in den neunziger Jahren zur Ausführung. Bis dahin wurde strictissime an den Bräuchen der Vergangenheit festgehalten. In Erinnerung der alten Verfassung, welche den Syndikern den Rang vor den Senatoren verliehen hatte, nahm der aus dem alten in das neue Regime hinübergenommene Syndikus der Auswärtigen Angelegenheiten Dr. Merck den ersten Platz an dem Tische ein, der sich rechts von dem Bürgermeisterbaldachin erhob. Dem Herkommen gemäß erschien er erst zwischen 2 und 3 Uhr in der Sitzung, um bis zu dieser Stunde die bei dem Senate akkreditierten Ge-

Digitized by Google

sandten und Konsuln empfangen zu können, — ein Privilegium, an dem festgehalten wurde, nachdem die „Diplomatenempfänge" zu seltenen Ausnahmen geworden und die „Auswärtigen Angelegenheiten" der Mehrzahl nach auf das Reich übergegangen waren. Ein ähnliches Privilegium stand dem Polizeiherrn zu, von welchem man annahm, daß er zu beschäftigt sei, um das Stadthaus für längere Zeit verlassen zu können, und der außerdem das Recht hatte, in schwarzer Halsbinde zu erscheinen. Von den Mitgliedern des Senats, den ich im Jahre 1874 vorfand, waren sechs Senatoren und ein Syndikus unter der Herrschaft der alten Verfassung gewählt, d. h. kooptiert worden: die Juristen Goßler, Kirchenpauer, Haller, Merck und Petersen und die Kaufleute Hübener und Hayn (beide geborene Preußen, aber seit Jahrzehnten in Hamburg ansässig und in verdientem Ansehen stehend). Der Natur der Sache nach bildeten diese Vertreter des ancien régime zugleich die Vertretung des konservativen Elements und der althamburgischen Tradition.

Die Herren Kirchenpauer und Merck, die man gemeinhin für die hauptsächlichen Träger des hamburgischen Partikularismus ansah, waren es in gewissem Sinne auch. Wie bereits erwähnt, stand Bürgermeister Kirchenpauer mit seinem Herzen und mit seinen Grundanschauungen auf dem Standpunkt des Bundestages, in welchem er viele Jahre lang eine gewisse Rolle gespielt hatte und dessen Ordnungen — wie er meinte — der Art und den wesentlichsten Bedürfnissen des deutschen Volkes und Landes in allen wichtigen Punkten entsprochen hatten. Das hinderte ihn indessen nicht, die Unmöglichkeit einer Rückkehr zu den durch die Ereignisse des Jahres 1866 unhaltbar gewordenen Zuständen einzusehen und danach zu handeln. Als Mann von kühler Verständigkeit, billiger Denkungsart und reifer administrativer Erfahrung begriff er, daß gegen den Strom nicht zu schwimmen sei, daß der Gewalt desselben eine gewisse Rechnung getragen werden müsse und daß dem drohenden Übel einer Auffaugung Hamburgs durch das Reich nicht anders als mit Hilfe rechtzeitiger Zugeständnisse begegnet werden könne. Nach Art Anderer vorgefaßten Meinungen und der Tradition zuliebe die wichtigsten Interessen aufs Spiel zu setzen, verboten ihm patriotische Gewissenhaftigkeit und sittlicher Ernst. Zudem

Digitized by Google

wußte er über die Lage der Dinge in Berlin, die maßgebenden Personen und Tendenzen im Bundesrate und Reichstage unvergleichlich besser Bescheid, als sein alter Kollege, dessen staatsmännisch-diplomatische Erfahrung sich auf die Teilnahme an dem Frankfurter Fürstentage von 1863 beschränkte. Gegen seine Neigung und lediglich aus Gewissenhaftigkeit hat Kirchenpauer die Stellung des ersten hamburgischen Bevollmächtigten zum Bundesrate von 1866 bis 1880 beibehalten. Trotz guter persönlicher Beziehungen zu Bismarck, Delbrück und der Mehrzahl älterer Bundesratsglieder und Minister und trotz einer gewissen Empfänglichkeit für großweltliches Treiben bedeutete ihm jede Reise nach Berlin ein Opfer, dessen Darbringung dem alternden Manne von Jahr zu Jahr saurer ankam — unentwegt aber trat er mindestens einmal im Jahre die Fahrt an das „ungemütliche" Spreeufer an, solange er der Vaterstadt dadurch dienen zu können glaubte. Mit seinem Herzen stand der eifrige Freihändler, stramme Manchestermann und Gegner alles Zentralismus regelmäßig auf der Seite der Opposition gegen den großen Mehrer des Reichs — nichtsdestoweniger aber ließ er sich angelegen sein, jede neue Vorlage mit unermüdlicher Geduld und Gewissenhaftigkeit durchzuarbeiten und das Sonderinteresse seines Staats wahrzunehmen, wo das ohne Schaden für die Gesamtheit oder den eignen politischen Kredit geschehen konnte. Dank dieser Treue im einzelnen, der Lauterkeit seiner Gesinnung, der Strenge seiner Wahrheitsliebe und der Stattlichkeit seines Wesens nahm Kirchenpauer in Berlin eine so geachtete Stellung ein, daß er selbst von dem eisernen Kanzler mit einer Rücksicht behandelt wurde, welcher andere, minder entschiedene Oppositionsleute sich niemals zu erfreuen gehabt haben. Bis zuletzt hat Bismarck mit dem Manne auf freundlichem Fuß verkehrt, den ich mehr als einmal habe aussprechen hören, er habe die „gefährlichen" Tendenzen des preußischen Premiers bereits in Frankfurt erkannt und — soweit an ihm gewesen, bekämpft.

Von ganz anderem Kaliber als Kirchenpauer war sein Gesinnungsverwandter, Zeit- und Amtsgenosse Merck. Im Grunde wenig zugänglich, dabei heftig und unter Umständen unerträglich herb, war dieser letzte Syndikus der hambur-

Digitized by Google

gischen Auswärtigen Angelegenheiten einer der tüchtigsten und achtungswürdigsten Menschen, die ich jemals kennen gelernt habe. An diesem aus einem Stücke gehauenen Manne war alles Charakter und Gesinnung. Als Sohn eines reichen und angesehenen Geschlechts in Überfluß und Verwöhnung aufgewachsen, besaß Merck eine Arbeitslust und Arbeitskraft, die keine Grenzen hatte; Aristokrat und Partikularist bis in die Fingerspitzen und von Jugend auf gewöhnt, sich so energisch wie immer möglich gegen Zugeständnisse an den liberalen und nationalen Zeitgeist zu wehren, bewies er in der Erfüllung der seit den Jahren 1866 und 1870 übernommenen politischen Verpflichtungen gleichwohl eine Gewissenhaftigkeit, die kaum übertroffen werden konnte; von Natur barsch und unliebenswürdig, hatte er die Fähigkeit, Menschen zu gewinnen und gegebene Anstöße durch eine gewisse Großherzigkeit des Wesens auszugleichen dennoch in ungewöhnlichem Maße erworben. Niemals wieder ist mir ein stolzer, leidenschaftlicher und an sehr bestimmte Grenzen der Einsicht und Bildung gebundener Mann vorgekommen, der ein so reines Billigkeits- und Rechtsgefühl besessen hätte, wie der alte Merck. Von den sämtlichen Mitgliedern des Senats war er das unbequemste. Jede Abänderung eines von ihm geschriebenen Protokollentwurfs konnte zu unliebsamen Erörterungen führen und den Herrn Syndikus zu Ausbrüchen angeborener Unliebenswürdigkeit reizen, — jedesmal aber war man versöhnt, wenn das Rechtsgefühl des echten Gentleman die Oberhand behielt und ihm ein freundlich versöhnendes Wort abgewann. Ansehen der Person galt bei ihm ebensowenig wie irgendeine andere äußere Rücksicht, — Furcht und Abhängigkeit waren ihm bis auf ihre Namen unbekannt. Desto genauer wußte er, was noblesse oblige heißt und was ein hamburgischer Syndikus von sich selbst und von andern zu verlangen hat. Die Achtung, in welcher er stand, wurde von seiner Unpopularität vielleicht noch übertroffen — selbst mit Kollegen und sogenannten Freunden stand er nur allzu häufig auf gereiztem Fuß. Sehr häufig bin ich Gast des „Heidelberger Club" gewesen, zu welchem Kirchenpauer, Merck und einige ihrer Universitätsgenossen (Juristen, Ärzte und ein studierter Makler) seit Jahrzehnten allmonatlich zusammentraten und zu welchem Verwandte und Freunde der Mitglieder gezogen wurden, um einiges

Digitized by Google

Leben in die Sache zu bringen. Pflegte es doch der Regel nach bei diesen Vereinigungen gerade so steifleinen zuzugehen, wie auf gewöhnlichen Hamburger Diners. Schwarzer Frack, weiße Binde, Amtsmiene und Erinnerung an den letzten Zusammenstoß wurden in diese Kommission mit hinübergenommen und verscheuchten jede Spur von kameradschaftlichem Behagen und abandon. Daß sie einander herzlich gut seien, wußten die eng aneinander gepflanzten, unter dem Eindruck kleiner Tagesdifferenzen stehenden alten Herren kaum mehr — insbesondere aber begegneten Merck und Kirchenpauer einander mit einer Kühle und Gemessenheit, die zu der Gesinnungsverwandtschaft und Duzbrüderschaft der alten Waffengefährten seltsam kontrastierte.

Um diese maßgebenden Vertreter des Althamburgertums gruppierte sich ein halbes Dutzend kaufmännischer Senatoren, die mit ihnen durch dick und dünn gingen und für die es sich immer nur darum handelte, ob sie mit Haller oder mit Kirchenpauer zu stimmen hätten. Ob diese Herren geborene Hamburger oder Einwanderer waren, ob sie das gesamte Leben zwischen Elbe und Alster zugebracht hatten oder ob sie eine Weile über See gewesen waren, machte dabei kaum einen Unterschied. Für die einen wie für die andern schien allein das hamburgische Interesse und innerhalb desselben der kaufmännische Gesichtspunkt der allein maßgebende zu sein. In der Mehrzahl der Fälle ließen die Voten dieser Repräsentanten der guten alten Zeit sich im voraus erraten. Wo es lokale und finanzielle Fragen galt, stimmte man wie Haller gestimmt hatte, in Dingen, die „das Reich" betrafen, ging man mit Kirchenpauer, ausnahmsweise wohl auch mit Versmann, der damals eine zweite Geige spielte, wegen seiner überlegenen Kenntnis auf einzelnen Gebieten indessen beachtet werden mußte. Handelte es sich um Gnadengesuche, Bestätigung von Todesstrafen und dergl., so waren die älteren Kaufleute ziemlich regelmäßig auf der Seite der Strenge zu finden. Sparsame und gewissenhafte Haushalter, peinlich genaue Ressortchefs und wohlwollende Beschützer der ihnen unterstellten Beamten waren sie allesamt, — Männer, denen man gut sein mußte, auch wenn man zuweilen in die Gefahr geriet, mit ihnen die Geduld zu verlieren. Die typischste und zugleich die liebenswürdigste Figur dieses heute ausgestorbenen

Digitized by Google

Genus war der alte Senator G., — un fort honnête homme, wie die Franzosen sagen, — eine „Seele von Mensch", wie man es in meiner Heimat nennt. Ein echtes hamburgisches Stadtkind (sein Vater soll Türmer auf St. Jakobi gewesen sein), sah G. im buchstäblichsten Sinne des Wortes die Welt zwischen Bille und Altonaer Graben für die einzig wirkliche an. Der alte Herr rühmte sich, der erste Hamburger gewesen zu sein, der ein Schiff direkt nach China befrachtet hatte: gleichwohl hatte ich ihn im Verdacht, niemals weiter als bis nach Hamm (wo er seinen Sommerwohnsitz hatte) gekommen und den von dem „großen Feuer" unberührt gebliebenen Rayon seiner Vaterstadt immerdar nur ungern verlassen zu haben. Beiläufig bemerkt, gab es in dem damaligen Hamburg Dutzende älterer Herren, die „jede Stadt am Mississippi" aus direkter Anschauung kannten, zwanzig Male in London, aber niemals in Berlin gewesen waren. Mir ist der treffliche alte Herr mit der blonden Perücke, dem gesunden bartlosen, stets sauber rasierten Gesicht und der Brillantnadel im weißen Halstuch ein beredter Kommentar zum Verständnis Hamburgs und seiner Geschichte gewesen. Der glückliche Mann war (wie er mir einmal sagte) nicht reich und auch nicht arm gewesen, hatte materielle Sorgen gleichwohl niemals kennen gelernt; er litt zuweilen an Podagra, war dafür aber von allen sonstigen Übeln, an denen Menschen laborieren, verschont geblieben. Für die gefährlichsten aller Sterblichen sah er die Jesuiten an, weil sie seiner Meinung nach die Sozialdemokratie, wenn nicht erfunden, so doch in ihren Sold genommen haben sollten. Von Wohlwollen für alle Menschen erfüllt, trug er gleichwohl vor Leuten, „die uns auf die Tasche fallen könnten", eine ängstliche Scheu, und stimmte er schon aus diesem Grunde nur ungern für die Berufung „ausländischer", d. h. nicht-hamburgischer Beamten und Lehrer. In der Oberschulbehörde war G. mein Vorgänger und in dieser Eigenschaft eine der Stützen Kirchenpauers gewesen, mit dem er nicht nur durch dick und dünn stimmte, sondern den er für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit (K. beschäftigte sich in freien Stunden mit Mikroskopie von Algen) hielt. Zu den ergötzlichsten Dingen, die es geben konnte, gehörten die Erzählungen meines guten Freundes, des damaligen Gymnasialdirektors, von den Ratschlägen, welche der im übrigen

Digitized by Google

höchst bescheidene alte Herr ihm zuweilen in der Oberschulbehörde erteilt hatte, um auf möglichste Verminderung des „überflüssigen" lateinischen Unterrichts hinzuwirken und die größere Nützlichkeit des Englischen zu betonen. Have pia anima! habe ich bei der Kunde von seinem Tode aus tiefstem Herzen gerufen und dem prächtigen alten Manne und echten Hamburger stets ein warmes und dankbares Andenken bewahrt.

Über das Verhältnis dieser Generation zu den Aufgaben der Zeit braucht weiteres nicht gesagt zu werden. Rücksichtlich gewisser Charaktereigenschaften unersetzlich, wurden sie in intellektueller Hinsicht von ihren jüngeren kaufmännischen Kollegen weit überragt. Und nicht nur sie allein: an Einsicht, Weltkenntnis, politischer Bildung und Leistungsfähigkeit standen einige der jüngeren kaufmännischen Senatoren manchmal höher als der Durchschnitt ihrer juristischen Zeitgenossen, die es zu mehr als Fachtüchtigkeit nicht gebracht hatten, mehr und weiteres auch nicht anstrebten.

Die interessanteste Figur des senatorischen Alt-Hamburg war diejenige des Staats- und Ratsarchivars Dr. Benecke, eines feinen, liebenswürdigen Mannes, den seine poetische Natur zum Erzkonservativen und Erzpartikularisten gemacht hatte. Zur Zeit der Freiheitskriege als Sohn eines „Oberalten-Sekretärs" geboren, unter den Einflüssen der Grimm-Savignyschen Schule emporgekommen, als Berliner Student zu Bettina und anderen Romantikern in nähere Beziehungen getreten, und als junger Anwalt an den geschichtlichen und rechtshistorischen Arbeiten seines Amtsvorgängers Lappenberg beteiligt, hielt Benecke an den Traditionen seiner Jugend noch als Greis mit unerschütterlicher Strenge fest. In die Traumwelt des Partikularismus versenkt, war er des unerschütterlichen Glaubens, daß das heilige römische Reich deutscher Nation wegen des breiten Raumes, den es den einzelnen „historisch-politischen Individualitäten" gelassen, dem nationalen Bedürfnis unseres Volks den klassischen Ausdruck gegeben habe und daß auf keinem anderen Grunde als demjenigen der alten Reichsherrlichkeit hätte weitergebaut werden dürfen. Dementsprechend war der romantisch gerichtete Herr, solange es noch eine Wahl gegeben hatte, entschiedener Großdeutscher und Anhänger des hohen Hauses

Digitized by Google

Habsburg gewesen, und hatte er seinen einzigen Bruder „bei den Kaiserlichen" Kriegsdienste nehmen lassen. Die Ereignisse des Jahres 1866 hatten ihn, der eine durchaus unpolitische Natur war, aus allen Fugen gebracht. Wenn er sich auf politische Erörterungen überhaupt einließ, beurteilte er diese Umwälzung mit einer Schärfe, Entschiedenheit und Heftigkeit, die man bei dem zurückhaltenden, ernsthaften und stillen Manne für unmöglich gehalten hätte. Von der Annexion Hannovers, Hessen-Nassaus und der ehrwürdigen „Kaiserstadt am Main" konnte er nicht anders als mit verhaltenem Grimm reden, — von den Opfern aber, welche die von Gottes und Rechts wegen freie „Vaterstadt" der preußischen Spitze hatte bringen müssen, bedeutete jedes seinem patriotischen Gemüte einen tiefen, persönlichen Schmerz. Im buchstäblichen Sinne des Worts lebte und webte er in althamburgischen Traditionen — am liebsten in solchen, welche jenseits des bösen Jahres 1848 und der unliebsamen Verfassungsveränderung von 1860 lagen. Der unvergleichliche poetische Reiz, der Beneckes „Hamburgischen Sagen und Geschichten" eigentümlich ist, durchwehte auch die Gutachten über historische und rechtshistorische Fragen, die er dann und wann in amtlicher Eigenschaft zu erstatten hatte und deren Verlesung das Entzücken auch der stumpfsten Mitglieder des Senats bildete. Daß den gründlich gebildeten und scharfsinnigen Juristen alle Unbefangenheit des Urteils verließ, sobald Rücksichten auf die hamburgische Souveränität und auf das Interesse des Senats sein Herz stärker schlagen machten, mußten auch die wärmsten Verehrer Beneckes erkennen — seinem Ansehen und seiner Beliebtheit tat das indessen keinen Eintrag. Er war das einzige Mitglied des Senats, das seit dem Jahre 1866 niemals an einer Festlichkeit zu Ehren des Reichs teilgenommen hat und dem Einzug der Sieger von 1870 ebenso fern geblieben war, wie den Veranstaltungen zu Ehren des Kaisers und des Kronprinzen. Senatsverhandlungen, bei denen er nicht etwa als Referent tätig war, ließ Benecke der Regel nach stillschweigend vorübergehen, — sagte er einmal ein kurzes Wort, so geschah das, um eine Hallersche Motion zu unterstützen oder um sein historisches Gewissen zu salvieren.

Mit den Funktionen des Staats- und Senatsarchivars waren diejenigen des obersten Wächters über die „Staatsgrenze" und deren

Digitized by Google

Abmarkung verbunden. Dem romantisch gerichteten Freunde dürfte diese Tätigkeit die liebste gewesen sein. Alljährlich hatte er einen Teil des städtischen Gebiets und der partes annexae unseres Freistaats zu inspizieren und zu umfahren. Das geschah auf stattlichem, von der betreffenden Gemeinde gestelltem Gefährt und in feierlichem Aufzuge. War das Erscheinen des Herrn Senatskommissars angemeldet, so ritten die reichen, in bunter alter Volkstracht prangenden Bauern des betreffenden Bezirks dem Ratmanne altem Brauche gemäß entgegen, um ihn in gewohnheitsmäßig feststehenden, in plattdeutscher Mundart ausgewechselten Reden feierlich zu begrüßen und bei der Umfahrt um die Gemarkung auf ihren reichgeschmückten Rossen zu begleiten. Die Aufnahme eines Protokolls über die angestellten Wahrnehmungen und die Abhaltung eines nach unvordenklichem Zeremoniell geordneten Prunkmahls beschlossen diese Staatsaktion, die beiden Teilen gleiche Befriedigung und eine gewisse Genugtuung darüber bereiten mochte, daß mindestens in diesem Stück „alles beim alten" geblieben sei. Niemals habe ich Benecke besser disponiert gesehen, als wenn er von solchem „Ritt ins altromantische Land" zurückkehrte.

Wie es zugegangen ist, daß dieser typische Repräsentant dessen, was vom alten Hamburg übrig geblieben war, dieser Lokalpatriot, dessen politische Anschauungen zu den meinigen in denkbar ausgesprochenstem Gegensatz standen, mein Freund und Gönner wurde, habe ich niemals feststellen können. Vielleicht, daß die Entschiedenheit, mit welcher ich mich für die Partikularität meiner Heimat geschlagen hatte, mein Respekt vor althamburgischer Tüchtigkeit ihn sympathisch berührt hatten: seit der ersten Stunde unserer Bekanntschaft ist dieser Senior der speziellen Kollegenschaft mir mit einer Güte und Freundlichkeit begegnet, die unsern direkten Verkehr um viele Jahre überlebte. Unter meinen Papieren befindet sich ein kleines, mir nach Tunis gesendetes Gelegenheitsgedicht Beneckes, dessen Liebenswürdigkeit allein durch seine Formvollendung übertroffen wird, in meinem Gedächtnis aber bewahre ich manches gute und kluge Wort, das der treffliche Mann mir gesagt hat. Als Beweis seines Wohlwollens darf ich es ansehen, daß er auf meine mittelbare Veranlassung eine jährliche Stiftungs- und Gedächtnismahlzeit im Stil der „guten alten Zeit"

Digitized by Google

einführte, das sogenannte „desenatoriale" Diner, das alljährlich einmal die Syndici und Sekretäre des Senats vereinigen sollte und (wie er mir einmal schrieb) nach meinem Abgang aus Hamburg wieder „in abusum" gekommen war. „Sie haben unrecht," sagte er mir einmal warnend, „wenn Sie, sobald Sie von Ihren Landsleuten reden, die Livländer und nicht die Hamburger im Sinne haben." „Weil der Mensch mehr wert ist als die Summe seiner Leistungen", ist auch für Otto Adalbert Benecke in Hamburg und im hamburgischen Senate kein Ersatz gefunden worden.

Die „neue Zeit" war in dem Senate der Jahre 1874 bis 1882 durch einen Mann von unzweifelhafter Bedeutung, den Senator, späteren Bürgermeister Versmann, vertreten. Soweit ich zu urteilen vermag, besaß Versmann alle Eigenschaften, die den politischen Mann ausmachen: unbestechlichen Scharfsinn, mutige Konsequenz, unermüdliche Arbeitskraft, umfassende volkswirtschaftliche und staatsrechtliche Bildung, ein vortreffliches Gedächtnis und jenen „sechsten Sinn", der bei keinem wirklichen Politiker fehlen darf: die Witterung für das Mögliche und Erreichbare. Spezifischer Hamburger war Versmann, wie sie es alle waren, — sein klarer Kopf, sein nüchternes Urteil und seine Einsicht in die Zeit und deren Bedürfnisse aber hoben ihn aus dem Partikularismus heraus. Während des Jahres 1848 war Versmann der hervorragendste Führer der vorgeschrittenen Liberalen seiner Vaterstadt und (irre ich nicht) Präsident der sogenannten Konstituante gewesen. Er hatte den Krieg gegen Dänemark als holsteinischer Freiwilliger mitgemacht, einige Wochen lang als Kriegsgefangener auf dem abgetakelten Orlogsschiff „Drottning Maria" gesessen und auch sonst Proben mannhafter Gesinnung und politischer Umsicht abgelegt. In den Senat war er zu Anfang der sechziger Jahre getreten, zum Manne von anerkannter Bedeutung aber erst in den stürmischen Tagen geworden, welche den Bundestag zu Grabe trugen. Nicht nur, daß er rechtzeitig und mit voller Entschiedenheit auf die preußische Seite getreten war, — nach Begründung des neuen Bundes hatte man ihm zwei der durch diese Veränderung notwendig gewordenen Neueinrichtungen zu danken gehabt: die Regelung des Verhältnisses zwischen dem hamburgischen Freihafengebiet und dem dieses einschließenden Zollvereins-

Digitized by Google

territorium zusamt den Festsetzungen über das sogenannte Aversum — und die Umgestaltung des Schulwesens. Beiden Aufgaben hatte Versmann sich gewachsen gezeigt und in den ihm unterstellten Verwaltungszweigen den Grund zu bureaukratischen Organisationen gelegt, die den Neid seiner Kollegen erregten.

Je genauer man ihn kennen lernte, desto aufrichtiger mußte man ihn und seine hervorragenden Eigenschaften schätzen und bewundern. Ohne daß ich mich rühmen könnte, von Versmann besonders beachtet worden zu sein, hat er mir Beweise von Wohlwollen gegeben, für die ich ihm Dank schulde: das eine Mal durch eine Warnung vor Unklugheiten, die er mir in einem Brief ohne Unterschrift zukommen ließ, — das andere Mal durch einen Akt von kluger Großmut, den ich ihm nie vergessen habe. Zu einer Popularität, wie seine Kollegen Petersen und Kirchenpauer sie besaßen, hat Versmann es erst später gebracht; unzweifelhaft aber hat er Verdienste um seine Vaterstadt erworben, die diejenigen aller zeitgenössischen Senatsmitglieder weit übertrafen.

Bürgermeister Weber war der vorzüglichste Referent des gesamten Senats. Im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kollegen vermied er jede Weitschweifigkeit und Breite, indem er den Dingen direkt auf den Leib ging und sofort den Kern des zu lösenden Problems erkannte und die Herausschälung desselben mit ebensoviel Sicherheit wie Eleganz besorgte. Der Reiz dieser Operationen wurde durch die Unbeweglichkeit des Mannes erhöht, der nie eine Miene verzog und immerdar ein Gesicht zeigte, wie man es auf Bildnissen mittelalterlicher Bauern findet.

Nach der Zahl seiner Lebens- und Amtsjahre gehörte der Polizeiherr, spätere Bürgermeister Petersen der älteren Senatorengeneration, nach Wesen, Erscheinung und Allüren dem jüngeren Geschlecht an. Dem schlanken, wohlaussehenden Herrn mit dem eleganten Schnurrbart sah man auch auf den zweiten Blick nicht an, daß er fast Altersgenosse Kirchenpauers und Mercks sei, und daß er in Gewohnheiten und Anschauungen Alt-Hamburgs emporgekommen war. Petersen machte den Eindruck eines modernen Menschen und betrug sich wesentlich als solcher. Dabei war er mit einer so reichlichen Dosis dessen, was die Franzosen esprit de conduite nennen, ausgestattet, daß er allenthalben, wo er auftrat,



Digitized by Google

eine Rolle spielte. Das Polizeiwesen seiner Vaterstadt hatte er mehrere Jahre erfolgreich geleitet und bei Senat und Bürgerschaft ebenso verdiente Popularität erworben, wie bei den ausländischen Behörden. Entsprechend diesen Antezedenzien bewährte Petersen sich auch als Präsident des Senats, dessen Verhandlungen er mit dem Geschick eines erfahrenen Mannes zu leiten wußte, der sich von dem in Kleinstaaten nahezu unvermeidlichen „Fluch der hohen Meinung" leidlich freizuhalten gewußt hatte und dem zustatten kam, daß er mit dem Ballast allzu festgewurzelter Vorurteile nicht beladen war. Mit gutem Grunde schlossen sich die jungen Elemente der Senatsversammlung vielfach diesem Manne der Vermittelung an. An guten Arbeitern fehlte es auch unter den letzteren nicht. Von den jungen kaufmännischen Senatoren ist bereits die Rede gewesen, — besonderer Erwähnung bedarf nur noch einer der letzteren, der im Jahre 1897 verstorbene Charles de Chapeaurouge, der mir wegen seiner sicheren Witterung für die jedesmal vorherrschenden Senatstendenzen immerdar als Spiritus domesticus der Ratsstube erschienen ist. Dem Ruf und Namen nach war dieser liebenswürdige Mann mir sehr weit früher bekannt geworden, als seine Kollegenschaft. „Wenn Sie jemals Rats bedürfen," hatte Freytag mir bei Gelegenheit meiner Übersiedelung an die Elbe gesagt, „so wenden Sie sich an meinen ehemaligen Reichstagskollegen und Fraktionsgenossen Herrn de Chapeaurouge. Ich habe an ihm nicht nur einen guten und gescheiten Mann, sondern einen einsichtigen Patrioten kennen gelernt, der mit warmer Liebe für seine Vaterstadt Verständnis für die deutschen Aufgaben der Gegenwart verbindet. Er soll inzwischen Senator geworden sein. Wünschen Sie ihm in meinem Namen Glück dazu — und ebenso den Hamburgern Glück, die offenbar ihre Leute zu wählen verstehen."

Mit diesem Urteil hatte der bewährte Freund durchaus recht gehabt. Nicht die bedeutendste, dafür aber die liebenswürdigste und typischste Figur der hamburgischen Übergangszeit war Chapeaurouge ein Mann, der schwerlich auch nur einen Feind und sicher sehr zahlreiche Freunde hinterlassen hat und dessen gedacht werden wird, so oft und so lange von der denkwürdigen Periode die Rede ist, die das alte Hamburg zu dem neuen hinüberleitete. Eine führende Rolle war ihm im Saale an der Admiralitätsstraße

Digitized by Google

so wenig beschieden, wie früher in dem Hause am Leipziger Platze. Wohlbekannt mit den Grenzen seines Könnens, ließ Chapeaurouge sich damit begnügen, der tätige und getreue Genosse der Besten seiner Zeit zu sein, immerdar auf der richtigen Seite zu stehen, zwischen aufeinanderplatzenden Gegensätzen zu vermitteln und in der ihm eigentümlichen feinen Weise zum Guten zu reden, wo es dessen bedurfte. Im besten Sinne des Wortes wohlgesinnt, wurde er stets gern angehört und dadurch in den Stand gesetzt, in aller Stille einen Einfluß zu üben, der größer war, als er selbst wissen mochte, und den man sich um so lieber gefallen ließ, als er mit der denkbar größten Anspruchslosigkeit gepaart und immer am richtigen Orte angebracht wurde. Niemals ist mir ein Mann vorgekommen, der sich über fremde Erfolge so rein und selbstlos freuen konnte wie de Chapeaurouge, kaum jemals ein Freund, auf den man sich so unbedingt verlassen konnte wie auf ihn, — nur in seltenen Fällen ein Gefährte, der in gleichem Maße Behagen und gute Stimmung um sich zu verbreiten wußte.

Daß es in dem Kreise so eigentümlich beschaffener, dreimal wöchentlich zu vier- bis fünfstündiger Beratung versammelter Menschen für einen anders gearteten, nur unvollständig akklimatisierten Mann ohne peinliche Berührungen nicht abgehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn mir von diesem acht lange Jahre umfassenden Zusammenleben nichtsdestoweniger ein freundliches Bild zurückgeblieben ist, so kommt das wesentlich auf die Rechnung der Gutartigkeit der hamburgischen Patres conscripti, nebenher aber auch auf Rechnung des künstlerischen Interesses, das die Betrachtung des Stillebens der hamburgischen Ratsstube dem Beschauer einflößte. Während der Sommerwochen konnte dasselbe den Charakter der reinen Idylle annehmen. Hatte es vier Uhr geschlagen und ließ das Ende der Tagesordnung sich noch immer nicht absehen, — war die sommerliche Temperatur des engen Gemachs bis auf 20 Grad und darüber gestiegen und der Reigen der „Absehungen vom Lizitationswege" eröffnet worden, welche das Finale des Konzerts zu bilden pflegten, so lag eine bleierne Müdigkeit auf den Gesichtern, der sich auch die ehrwürdigsten derselben nicht entziehen konnten. Indessen immer neue Aktenmassen auf das Pult des Protokollführers gehäuft, immer neue Anmeldungen „bring-



Digitized by Google

licher", nur allzu häufig durchaus gleichgültiger Sachen auf den Präsidialtisch getürmt wurden und die Stimme des Referenten über die neue Konstableruniform oder die Vermehrung der „Hafenrunde" immer matter und tonloser klang, konnte wohl geschehen, daß die Natur ihre Rechte gebieterisch geltend machte: von den ehrwürdigen Charakterköpfen, die die Nachbarschaft des Präsidiums bildeten, versank einer nach dem andern in sanften, erst bei eintretenden Redepausen unterbrochenen Schlummer. Der merkwürdigste dieser Schläfer (von denen einzelne bereits um zwei Uhr Vorproben ihrer Kunst abgelegt hatten) war der vortreffliche X. In jüngeren Jahren unermüdlich, nickte der Siebziger zuweilen inmitten der von ihm geleiteten Verhandlung ein, um erst zum Schluß derselben zu erwachen, dann aber mit niemals versagender Sicherheit den Inhalt der für und wider geltend gemachten Argumente zusammenzufassen und nach erledigter Sache abermals das müde Auge zu schließen. Hatte die träge, über dem Haupteingang angebrachte alte Uhr endlich den terminum ultimum der Sitzung bezeichnet und dem präsidierenden Bürgermeister das erlösende „Wenn sonst nichts vorzutragen ist" abgerungen, so eilte alles im Sturmschritt dem Ankleidezimmer zu, um das Staatskleid abzulegen und den ersehnten Weg zum Mahle einzuschlagen. Auf einsamer Höhe blieb allein die präsidierende Magnifizenz zurück, um mit dem protokollführenden Secretario die Erledigung einiger dringender Sachen zu besprechen und sodann unter dem Geleit des katzbuckelnden langen Rathausschließers in den „Ratswagen" zu steigen und vorüber an der salutierenden Wache die heimischen Penaten aufzusuchen — in Ausnahmefällen wohl auch zu einem der neumodischen Diners zu fahren, welche (aller Kleiderordnung zum Trotz!) auf den Ratstag verlegt worden waren.

So ging es das gesamte Jahr hindurch unabänderlich fort, — höchstens daß im Hochsommer (nach der Bezeichnung des guten Senators Hahn, „wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen getreten war") die Montagssitzung ausfiel oder daß eine senatorische Neuwahl den festgefügten Turnus unterbrach. Letzterenfalls begann die Sitzung bereits um 11 Uhr, fuhr man im Staatswagen „zu Rate" und legte man das „Habit" (je nach der Jahreszeit mit oder ohne den reichen Pelzbesatz) an. Punkt zwölf Uhr er-

Digitized by Google

schienen alsdann vier festlich geschmückte Delegierte der Bürgerschaft, die im Verein mit vier senatorischen Wahlherren in feierlichem Eide „ewige Verschwiegenheit" gelobten, um langsam und prozessionsmäßig in ein eng verschlossenes Konklave zu schreiten und den geheimnisvollen „Wahlaufsatz", d. h. eine Liste von vier Senatskandidaten zu entwerfen und sich nach Beendigung dieser Prozedur wieder zu entfernen. In gleichfalls geheimer Sitzung, d. h. nachdem die Syndici und Sekretäre abgetreten waren (ein Akt, gegen welchen Syndikus Merck regelmäßig Verwahrung einlegte und zu Protokoll gab), strich der Senat zwei der ihm denominierten Kandidaten. Während der Rathausschließer die Liste der zwei stehen gebliebenen Namen auf die Bürgerschaft trug, damit diese zu sofortiger Abstimmung schritt, nahmen Ihre Magnifizenzen die Bürgermeister, die Herren Senatoren, Syndici und Sekretäre das solenne Ratsfrühstück ein, das ihnen zu Ehren des Tages auf Staatskosten gereicht wurde und bei welchem Schokolade und gelber Kuchen nicht fehlen durften. War dieses Opfermahl beendet, so wurde die Sitzung wieder aufgenommen und bis zur Ankunft des Bürgerschaftsboten fortgesetzt, der den Namen des erwählten neuen Stadtvaters im versiegelten Umschlag überbrachte. Mit einer Schnelligkeit „dont ils avaient le secret" stürmten die Ratsdiener sodann in das Haus des Erwählten, um vor der Tür desselben den „Tambour" — einen tuchenen Portikus — aufzuspannen, den Ehrenwachen ihre Plätze anzuweisen und an den Türen Posto zu fassen. Unmittelbar nach Beendigung dieser Operation rollten bereits die zwanzig und mehr Wagen heran, in denen die habitgeschmückten Membra de et in Senatu erschienen, um dem neuen Kollegen und dessen Ehehälfte ihre Glückwünsche darzubringen und sodann den Hunderten von Gratulanten Platz zu machen, die auf die Kunde von dem frohen Ereignis aus allen Ecken und Enden der Stadt zusammenströmten. Wohl der klugen Hausfrau, die in Vorahnung kommender großer Dinge ihr Haus auf dieselben zubereitet, für frisch gewaschene Gardinen, blank geputzte Parketts und neue Mägdehauben rechtzeitig Sorge getragen hatte!

Obgleich mein Wunsch, der Reihe der Patres majorum gentium beigefügt zu werden, niemals erfüllt worden ist, habe ich an

Digitized by Google

diesen althamburgischen Veranstaltungen stets herzlichen Anteil genommen und mich der Treue gefreut, mit welcher dabei an den Bräuchen der Väter festgehalten wurde. Darüber, daß die Tage derselben auch in Hamburg gezählt seien, wurde mir freilich schon zu Ende der siebziger Jahre das Auge geöffnet. Nach dem Tode des guten alten Goßler, unter dessen Auspizien mir die kapitolinischen Pforten geöffnet worden, hatten Senat und Bürgerschaft ihr Augenmerk auf einen Bürgermeisterssohn aus altem Geschlecht, den Advokaten Dr. Friedrich Sieveking, gerichtet. Alle Welt wußte, daß von ihm geäußert worden sei, er werde eine auf ihn fallende Wahl nicht annehmen. Nach altem Stadtrecht mußte ein Bürger, der die Ratswürde ausschlug, die Stadt „meiden" und sein Geschäft niederlegen. Sieveking aber pochte darauf, daß diese Satzung zu den Vorschriften des Reichsgesetzes über Staatsangehörigkeit und Freizügigkeit in Widerspruch stehe und demgemäß die Gültigkeit verloren habe. Doch es sollte bloßes Gerede gewesen sein. Desto größer und peinlicher war das Erstaunen, als der Rathausschließer am Tage der Erwählung Sievekings die unerhörte Kunde brachte, die Tür des neuen Senators sei so dicht verschlossen gefunden worden, daß der „Tambour" nicht habe angebracht werden können; Herr und Frau des Hauses seien aufs Land gefahren und hätten keinerlei Order zurückgelassen. Die Herren Bürgermeister und Senatoren suchten gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ihren Glauben an ein stattgehabtes Mißverständnis zu versichern — die tiefe Verstimmung über den noch nicht dagewesenen Vorfall ließ sich indessen nicht verleugnen, und als man sich schließlich zur Heimkehr anschicken mußte, lag ein unausgesprochenes „il monde casca" auf aller Welt Lippen. Wohlmeinenden Freunden gelang es, das Schlimmste abzuwenden und den Sohn des edlen Hauses, dem binnen weniger Jahrzehnte ein würdiger Bürgermeister, ein hochberühmter Syndikus und ein durchaus respektabler Sekretarius entsprossen waren, so weit zu „dissuadieren", daß derselbe sich schließlich zur Annahme der Wahl bereitfinden ließ und daß wir zwei Tage später unsere Gratulationsfahrt antreten konnten. Trübselig genug ging es bei derselben zu. Sieveking empfing uns mit kaum verhohlener übler Laune, die Frau Senatorin glänzte durch Abwesenheit, Flur und Empfangs-

Digitized by Google

gemach des Hauses entbehrten jeden Festschmucks und sogar der Gardinen. Das Ganze ließ den Eindruck einer Kondolenzvisite zurück — und eine Art von Begräbnis hatte in der Tat stattgefunden. Trat auch im Verlauf der beiden Jahre, die Sieveking im Senate zubrachte, eine gewisse Detente ein, so vermochte Herr S. seine Natur doch so wenig zu verleugnen, daß man ihn bis zum Tage seines Übertritts in das neu organisierte Oberlandesgericht den mißvergnügten Nobile spielen sah.

Seit dem Jahre 1875 brachte meine Familie die Sommer- und Herbstmonate regelmäßig an dem waldumkränzten Strande der Lübecker Bucht zu, wo ich in der Folge ein kleines Haus erwarb. Zehn Jahre lang habe ich es während der Ferienwochen und an sitzungsfreien Tagen mit immer gleicher Freude aufgesucht. Die Verbindung zwischen Lübeck und diesem damals ziemlich einsamen, zwischen Travemünde und Neustadt belegenen Sommersitze war eine so unvollkommene, daß ein erheblicher Teil des Weges zu Fuß gemacht wurde, und daß bei schlechtem Wetter und an allzu dunkeln Herbstabenden in der Travestadt Nachtquartier genommen werden mußte. Die Sehenswürdigkeiten der ehrwürdigen alten Stadt hatte ich im Laufe der Jahre zu genau kennen gelernt, als daß ich ihnen die Abende hätte widmen können; den Besuch von Sommertheatern und sogenannten öffentlichen Orten hatte ich von jeher perhorresziert und zu lübischen Bekanntschaften niemals Gelegenheit gefunden. Hamburger Freunde, mit denen ich von der Öde dieser einsamen Abende sprach, rieten mir, Emanuel Geibel aufzusuchen, der in Lübeck ziemlich vereinsamt dastehe, Freunde gern bei sich sehe, von mir wisse usw. So entschloß ich mich, meine Abneigung gegen unmotivierte Besuche bei berühmten Männern zu überwinden und den Dichter der „Juniuslieder" an einem regnerischen Sommerabende aufzusuchen.

Geibel war damals sechzig Jahre alt, sah indessen jünger aus und machte den Eindruck eines kräftigen, noch auf der Höhe des Lebens stehenden Mannes, den man eher für einen verabschiedeten Offizier als für den zartsinnigsten lyrischen Dichter des deutschen Volkes gehalten hätte. Auf einem etwas zu kurz gewachsenen Unterkörper ruhte eine kräftige Statur — breite Brust und breite Schultern trugen einen großen Kopf, dem braune Gesichtsfarbe und starker

Digitized by Google

Schnurr- und Knebelbart ein nahezu martialisches Aussehen gaben. Ein tiefes, wohllautendes Organ, das im Affekt zur Stentorstimme anschwoll, stimmte zu dem kernigen Eindruck, den die gesamte Erscheinung machte. Das alles erwies sich indessen als bloßer Schein: seit Jahr und Tag war der Dichter ein schwerkranker Mann, den ein martervolles Darm- und Verdauungsleiden alltäglich vom frühen Morgen bis tief in den Nachmittag hinein so vollständig in Beschlag nahm, daß er froh sein konnte, wenn ihm auch nur während der zweiten Hälfte der 24 Stunden des Tages Schmerzfreiheit gegönnt war. Nachmittags und abends (bis $10^1/_2$ Uhr) durfte man den Kranken aufsuchen, wenn derselbe nicht eben auf einem Spaziergang begriffen oder in das Theater gelockt worden war, dessen Besuch er auch während der schönen Jahreszeit nicht verschmähte. Traf man es günstig, so konnte Geibel außerordentlich liebenswürdig und ausgiebig sein, auch wohl dazu bestimmt werden, von seinem Vorlesertalent Gebrauch zu machen. Im Grunde eine gesellige Natur und von München her an anregenden Verkehr gewöhnt, fühlte sich der 30 Jahre lang von Lübeck abwesend gewesene Dichter in der heißgeliebten Vaterstadt eigentlich als Fremder. Die Überlebenden unter seinen Jugendfreunden — so habe ich ihn wiederholt äußern hören — steckten so tief in ihren spezifisch lübischen Staats-, Kirchen- und Schulinteressen, daß sich mit ihnen von anderen als vaterstädtischen Dingen kaum reden ließ, und daß man in einem der Familienclans des alten Gemeinwesens Unterkunft nehmen mußte, wenn man nicht vereinsamen wollte. Fremde, die andere als kaufmännische Zwecke verfolgten, kamen am Traveufer höchstens während der sommerlichen Ferienwochen und auch da nicht allzu häufig vor. So war Geibel wesentsich auf das kinderreiche Haus seiner an einen angesehenen Juristen verheirateten einzigen Tochter und auf die eigenen vier Wände angewiesen, in denen eine verwandte Dame die Stelle der längst verstorbenen Hausfrau vertrat. Während der ersten Jahre nach der Heimkehr hatte Geibel einige Sommerwochen in Travemünde oder Schwartau verbringen dürfen, bei zunehmendem Siechtum und wachsender Schwerfälligkeit aber auch darauf verzichten und sich an den Gedanken gewöhnen müssen, „aus dem Bereich der Glocken nicht mehr hinauszukommen, die zu seiner Geburts-

Digitized by Google

stunde geschlagen hatten, und die ihn demnächst zu Grabe läuten würden". Nichtsdestoweniger hatte der energische Mann sich ein Maß von geistiger Frische zu erhalten gewußt, das auf den Besucher, der ihn zu guter Stunde antraf, außerordentlich erquickend einwirkte. Von der Sentimentalität, die man seinen Gedichten vielfach zum Vorwurf machte, war in seiner Person keine Spur zu entdecken. Mir ist vergönnt gewesen, mehr als einen Abend an seinem gastlichen Tische zu verbringen — zuweilen habe ich ihn hypochondrisch, aber niemals kleinmütig, wehleidig gefunden. Entweder erzählte er von vergangenen Tagen und Menschen, oder er ließ sich auf literarische Diskussionen ein, oder er las eines der Gedichte vor, die eben damals entstanden und die er um die Mitte der siebziger Jahre zu der Sammlung „Spätherbstblätter" vereinigte. Einige der schönsten dieser Dichtungen (das herrliche Eingangsgedicht „Und wieder lockt es in den Tannen", die Ballade „Johannes Wittenborg", die „Travemünde" überschriebene Epistel und anderes mehr) habe ich ihn je nach dem Inhalt mit überquellender Empfindung oder mit mächtigem Pathos vorlesen hören. Auf meine Bitte trug er ein anderes Mal das im Jahre 1849 entstandene, in den „Juniusliedern" abgedruckte Gedicht vor:

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch Schimmers voll —

Dieses Gedicht war das Entzücken meiner späteren Knabenjahre und er, der Dichter, wie ich ihm jetzt erzählen konnte, während des Sommers 1851 Gegenstand eines förmlichen Kultus in meiner Heimat gewesen. Im September 1877 durfte ich einen Freund mitbringen, der ihm Schumannsche Kompositionen des „Hidalgo" und anderer Dichtungen seiner Jugend vortrug — Tonschöpfungen, die ihm (wie er sagte) mehr Bewunderung als Sympathie einflößten, weil er die einfacheren Weisen der älteren Schule, namentlich Mendelssohns, vorzog. Mit dem Komponisten des „Paulus" und der „Sommernachtstraum"-Musik hatte er mehrfach verkehrt, als dieser mit ihm über den Text der unvollendet gebliebenen Oper „Loreley" verhandelte. Er betonte, daß er während dieser Zeit die sittlichen Eigenschaften des genialen Künstlers ebenso kennen gelernt habe wie dessen unbehagliche Reizbarkeit. „Dabei," so warf er bei einer

Digitized by Google

dieser Erzählungen aus den vierziger Jahren ein, „muß ich eine Gewissensfrage an Sie richten. Sind Sie Wagnerianer?" Als ich mit „Nein" antwortete, bezeugte er besondere Zufriedenheit, denn mit Wagner und geschworenen Wagnerianern wollte er ein für allemal nichts zu tun haben. Über die Mehrzahl der bekannteren Dichter seiner Zeit urteilte Geibel mit Teilnahme und Wohlwollen: „daß Heine wahrscheinlich nie ein Gedicht von mir gelesen hat," sagte er einmal, „werde ich niemals ganz verschmerzen. Wie sollten deutsche Gedichte in die Matratzengruft der Rue d'Amsterdam dringen? Er war doch ein großer und echter Dichter," und dann trug er mit mächtiger, von innerer Erregung vibrierender Stimme das unvergleichliche „Es ragt ins Meer der Runenstein" vor. Von Gustav Freytag, den er niemals gesehen, ließ Geibel sich ausführlich erzählen — bitter wurde er dagegen, wenn auf Gutzkow die Rede kam. „Niemals werde ich es Immermann verzeihen, daß er mit diesem schlechten Kerl in freundschaftliche Beziehungen treten konnte." Mit einer gewissen Vorliebe kam Geibel auf dramatische Dichtungen zu reden; vollständig hat der eifrige Theaterfreund es nicht verschmerzen können, daß seinen Stücken niemals Erfolge zuteil geworden waren, die mit denjenigen seiner lyrischen Gedichte hätten verglichen werden dürfen. Auf die Juniuslieder legte er größeres Gewicht als auf die hundert und mehr Male aufgelegten älteren Gedichte. „Felix Mendelssohn und ich," sagte er einmal, „sind die letzten gewesen, denen es gegönnt war, in den alten Formen der Kunst neue Gedanken auszuprägen". Unter den Dichtern, die auf seine Jugendentwicklung einen gewissen Einfluß ausgeübt hatten, nannte er Fouqué und Chamisso, mit dem er als Berliner Student im Hause der Bettina zusammengetroffen und in ein näheres Verhältnis getreten war. Auf dem Wege von seiner unweit des Halleschen Tores belegenen Behausung zur Akademie der Wissenschaften hatte der von bösen asthmatischen Leiden heimgesuchte Dichter des „Peter Schlemihl" den in der Nähe der Friedrichstraße wohnenden jungen Studenten häufig aufgesucht, um eine „Erholungspfeife" bei ihm zu rauchen und dann den mühsamen Weg zu den Linden fortzusetzen. Daß Chamisso das Deutsche auch in späteren Tagen nicht so vollständig beherrschte, wie man nach seinen Gedichten hätte annehmen sollen, und daß er deren grammatische Taktfestig-

Digitized by Google

keit bis zuletzt durch Hitzig und andere Freunde prüfen ließ, wurde auch von Geibel bestätigt.

Gegen das Ende der siebziger Jahre ging es mit der Gesundheit des verehrten Mannes so sichtlich rückwärts, daß er Nachmittagsbesuche nur ausnahmsweise und erst nach vorgängig geschehener Anmeldung annehmen konnte. Schließlich lauteten die Nachrichten über sein Befinden so ungünstig, daß ich vollständigen Verzicht auf die Beziehungen zu ihm leisten zu müssen glaubte.

Ein Exemplar der „Spätherbstblätter", — ein begleitendes kurzes Billett (zu Geibels Eigentümlichkeiten gehörte die in einem seiner letzten Gedichte scherzweise erwähnte Abneigung gegen Briefeschreiben) und die Erinnerung an eine nicht ganz unerhebliche Zahl mit ihm verbrachter Stunden, — das ist alles, was mir von der Beziehung zu dem letzten bedeutenden Lyriker unseres Volkes übrig geblieben ist.

Nach Beschluß der ersten Ratsjahre wurde mir der Wunsch erfüllt, als Senatsvertreter in die Oberschulbehörde (das hamburgische Unterrichtsministerium) delegiert zu werden. Den Vorsitz in dem Plenum und den beiden ersten Sektionen dieser aus Vertretern des Senats, der Bürgerschaft, des geistlichen Ministeriums, der sogenannten Schulsynode und einigen Fachbeamten zusammengesetzten Behörde führte der Bürgermeister Kirchenpauer; die viele Jahre lang von Versmann geleitete Sektion III (Volksschulwesen) war zur Zeit meines Eintritts Herrn Sieveking übertragen worden. In allen drei Sektionen handelte es sich wesentlich um den Übergang vom Privatschulwesen zu einer staatlich geordneten, in inneren Zusammenhang gebrachten Unterrichtsorganisation. Bis zum Jahre 1866 hatte es in Hamburg nur zwei höhere Staatsschulen gegeben, das Gymnasium academicum (eine jener zur Vermittelung zwischen Schule und Universität bestimmten Schöpfungen des 18. Jahrhunderts, die sich nirgend bewährt hatten) und das Johanneum, das in zwei Abteilungen, die „Gelehrtenschule" und die höhere Realschule zerfiel. Dem sonstigen Unterrichtsbedürfnis der höheren Klassen war ausschließlich durch wildgewachsene Privat- und Stiftungsschulen entsprochen worden. Eigentliche Volksschulen gab es gleichfalls nicht. Die Stelle derselben vertraten in der Stadt die sogenannten Kirchenschulen, auf dem flachen Lande

Digitized by Google

Gemeindeschulen. Soweit eine Beaufsichtigung dieser Anstalten überhaupt stattgefunden hatte, war dieselbe wesentlich dem „geistlichen Ministerium" und den vier Landherren (von Bergedorf, Cuxhaven, den Marschen und den Geestlanden) übertragen gewesen, die technische Leitung indessen ausschließlich von den einzelnen Schulvorstehern besorgt worden.

Hamburgs Einbeziehung in den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich hatte diesem patriarchalischen Zustande ein Ende bereitet: der allgemeine Volksunterricht war obligatorisch geworden, die Einführung des Freiwilligeninstituts drängte zur Vermehrung der höheren Staatslehranstalten, die Existenz der Privatschulen aber ließ sich nur weiterfristen, wenn dieselben die Berechtigung zur Vornahme von Freiwilligenprüfungen erwarben, d. h. wenn sie ihre Lehrpläne den dafür bestehenden allgemeinen Vorschriften akkomodierten und für rite geprüfte Lehrer sorgten. Obgleich die Reichsbehörden den Übergang von dem alten zum neuen Zustande durch den Erlaß transitorischer Ordnungen und durch die Beibehaltung älterer ungeprüfter Lehrer nach Möglichkeit zu erleichtern suchten, vollzog die Eingewöhnung in das veränderte System sich nur mühsam und allmählich. Für die dringendsten Bedürfnisse war durch Versmann Sorge getragen und die grundlegende Arbeit besorgt worden. Er hatte auf den allmählichen Abbruch des zu bloßer Scheinexistenz herabgesunkenen Gymnasium academicum hingewirkt, eine staatliche Bürgerschule und ein Volksschullehrerseminar ins Leben gerufen und für die Anstellung zweier Schulräte Sorge getragen. Ohne Mißgriffe und Irrungen hatte es dabei indessen nicht abgehen können. Die althamburgischen Schulmänner bildeten ein disziplinloses, von unendlichem Dünkel erfülltes Völkchen, dessen hohe Schule die in Diesterwegschem Geiste geleiteten Schullehrertage gewesen waren und das sich als Avantgarde der „Freiheit der Schule" fühlte. Die zumeist seminaristisch gebildeten Herren (darunter mancherlei in den Nachbarstaaten gescheiterte Existenzen) nahmen ein weitgehendes pädagogisches Selbstbestimmungsrecht in Anspruch, träumten von Errichtung eines hamburgischen Lehrerparlaments und erhoben den Anspruch, auf das hamburgische Schulwesen den nämlichen bestimmenden Einfluß zu üben, dessen sie sich auf den deut-

Digitized by Google

schen Lehrerkongressen hatten rühmen dürfen. Wohlhabender, selbstbewußter und unabhängiger als die bureaukratisch gebändigten Kollegen der außerhanseatischen Welt, waren die hamburgischen Schulleute zu großen Männern gewisser Tummelplätze pädagogischer Schönrednerei geworden, die unter dem besonderen Schutz des kirchenfeindlichen Radikalismus standen. Versmann hatte den Versuch angestellt, die phrasensprudelnde Pädagogen-Hydra seiner Vaterstadt unschädlich zu machen, indem er ihre Häupter in sein Interesse zog, dabei indessen eine wenig glückliche Hand bewiesen.

Versmann hatte diese heterogene Gesellschaft leidlich im Zügel zu halten gewußt, sein Nachfolger Sieveking begnügte sich dagegen mit rein formaler Leitung der Geschäfte. Wenn dieselben leidlichen Fortgang nahmen, so war das wesentlich das Verdienst der konservativen Mitglieder unserer „dritten Sektion", des ehemaligen Senators und nunmehrigen Bürgerschaftsdelegierten Dr. Müller, seines Kollegen Dr. John Israel — eines verständigen, wohlmeinenden und gebildeten Anwalts — des Pastors Dr. H. Röpe, des Seminardirektors Kersten u. a. m. Von der Schwerfälligkeit und „Gründlichkeit", mit welcher unser Kollegium seine Geschäfte erledigte, vermögen Nicht-Hamburger schwerlich eine Vorstellung zu gewinnen. Eine Probe derselben wurde bereits in der ersten Sitzung abgelegt, der ich beiwohnen durfte. Unser würdiger Schulrat hatte entscheiden sollen, ob für die Amtswohnung des Hauptlehrers X. eine eiserne Stange angeschafft werden sollte, um den Gefahren eines „Absturzes" der mit der Fensterreinigung betrauten Dienstmagd vorzubeugen. Wegen der „prinzipiellen Bedeutung dieser Frage" hatte der gewissenhafte Pädagoge ein Votum der ihm vorgesetzten hohen Behörde einholen zu müssen geglaubt. Bei der darüber eröffneten Debatte hielten die älteren Kollegen für geboten, ihre eignen, ihrer Väter, Mütter und sonstigen Angehöriger Erfahrungen in Sachen der Fensterstangen ausführlich zum Besten zu geben und den schwierigen Kasus unter alle erdenklichen Gesichtspunkte zu rücken. Nachdem eine weidliche halbe Stunde diskutiert und dabei die Eventualität eines Rekurses an das Plenum gestreift worden war, zog der ebenso vortreffliche wie weitläufige Herr N. N. das mächtige gelbseidene Taschentuch hervor, das er bei besonders feierlichen Gelegenheiten über

Digitized by Google

die Knie zu breiten pflegte, um sich „ein ganz kurzes Wort" über die Sache zu erbitten und sodann in längerem Vortrage auseinanderzusetzen, daß die moderne Tendenz, gegen mögliche Ungeschicklichkeiten junger Leute Vorkehrungen zu treffen, eine pädagogisch bedenkliche Seite habe, daß modus in rebus sei usw. Als ein anderes Mal die Frage zur Diskussion stand, ob der für den Beginn der Sommerferien bestimmte Julitag als erster Ferientag oder als letzter Unterrichtstag anzusehen sei, holte ein anderes Mitglied sein Corpus juris hervor, um vor unserer zu zwei Dritteilen aus Ungelehrten bestehenden Versammlung auseinanderzusetzen, wie Tribonian und die übrigen Weisen des Justinianeus Codex über den Sinn des „de die in diem" gedacht hätten — und das im Angesicht einer endlosen, bei 20° R zu erörternden Tagesordnung und nachdem es längst fünf Uhr geschlagen hatte!

Als typisch dürfen diese Ausgeburten althamburgischer Gründlichkeit nicht angesehen werden, als bloße Ausnahmen können sie indessen auch nicht bezeichnet werden. Sie mußten in den Kauf genommen werden, wenn der hanseatischen Selbstverwaltung der erziehliche Einfluß auf ihre Organe gesichert und den bürgerschaftlichen Biedermännern die Freude an ihrem Regiment unverkümmert erhalten bleiben sollte. Man kam nur langsam von der Stelle und man wandte (wie Versmann einmal sagte) „zehn Pferdekräfte auf, wo eine halbe Menschenkraft genügt haben würde" — aber man kam doch überhaupt von der Stelle, indem man zugleich das Verdienst erwarb, dem Gange des öffentlichen Wesens eine Teilnahme der Bevölkerung zu sichern, wie sie um geringeren Preis wohl nicht zu haben gewesen wäre. Für Kauf- und Gewerbsleute, deren Leben in der Sorge um Erwerb und handgreiflich materielle Interessen aufging, war es immerhin wohltätig, daß sie allwöchentlich mehrere Stunden an öffentliche Angelegenheiten wendeten, an der Praxis der Verwaltung Anteil nahmen und zugleich Gelegenheit zu intellektuellen und moralischen Exerzitien erwarben, die ihnen anderweit nicht geboten wurde. Nach hamburgischer Anschauung gehörten dergleichen Fragen der Verwaltung überdies in das politische Gebiet, und diese Art, „Politik zu treiben", war unzweifelhaft gesunder und förderlicher als die Kannegießerei über Narreteien des Parteiwesens und der Prinzipienreiterei Sah man

Digitized by Google

die Sache von dieser Seite an, so gewann sie ein verändertes Gesicht und vermochte man sich über die Schattenseiten unserer — bereits damals vielgeschmähten — Selbstverwaltung unschwer zu trösten.

Anders als in der dritten Sektion sah es in den beiden andern, von Kirchenpauer geleiteten Abteilungen der Oberschulbehörde aus. Hier prävalierte das studierte Element vor dem unstudierten, — mit der Wahl des Schulrats hatte Versmann aber auch in Sachen des höheren Unterrichtswesens Unglück gehabt: der ihm von den „vaterstädtischen" Schulmännern empfohlene Herr X. war ein sogenannter geistreicher Pädagog, ein in seiner Weise hochgebildeter Mann und vortrefflicher Geograph, als Beamter indessen noch unbrauchbarer als sein würdiger Kollege, der mindestens als Examinator brauchbar erschien. Die Prüfungen bei den höheren Staatsschulen hatten die Direktoren derselben dem Herrn Schulrat vollständig aus der Hand genommen, — die von ihm abgehaltenen Prüfungen für Lehrer und Lehrerinnen der Mittelschulen gaben zu endlosen Beschwerden Veranlassung, und bei Vornahme der Examina für die Freiwilligen verfuhr er mit so vollendetem Unverstand, daß mir (dem Senatskommissar) als Pflicht erschien, seine Enthebung von dieser Funktion durchzusetzen. Ohne jeden Einfluß auf den Gang der Verhandlungen unserer Sektion, mußte er sich weiter gefallen lassen, daß die wichtigen Relationen beinahe regelmäßig einem der beiden Direktoren des Johanneums, dem Dr. Israel oder mir übertragen wurden. Wesentlich drehten die Verhandlungen sich um den Kampf zwischen den Vertretern des Staatsschulwesens und den durch Wichard Lange vertretenen Vorstehern der Privatschulen, welche in Wahrnehmung ihres Gewerbeinteresses von der Begründung neuer öffentlicher Lehranstalten nichts wissen wollten, beständig über Beeinträchtigung ihrer „Freiheit" klagten und als geschworene Diesterwegianer die klassische Bildungsgrundlage des Gymnasialwesens zu bekämpfen suchten. An dem Direktor der Gelehrtenschule Dr. Hoche, einem gescheiten, aber barschen und bureaukratisch gerichteten Preußen, fanden die Herren einen ihnen überlegenen Gegner, — eine gewisse Teilnahme an diesen Kämpfen sollte aber auch mir beschieden sein. Als Mann der alten Zeit stand Bürgermeister Kirchenpauer mit seinen Sympathien auf der Seite der Privatschulen, — als erfahrener Administrator wußte

Digitized by Google

er indessen, daß mit diesen allein nicht mehr auszukommen sei. Zu direktem Eingreifen fühlte er demgemäß keinen Beruf. Mit anderweiten Geschäften überladen, wegen seiner naturwissenschaftlichen Interessen dem zünftigen Philologentum abgeneigt und überdies als Bundesratsbevollmächtigter periodisch von Hamburg abwesend, ließ er die Angelegenheiten des höheren Unterrichtswesens allmählich in meine Hände übergehen. Gesetzlich war ich sein regelmäßiger Stellvertreter im Präsidium, persönlich der Mann seines Vertrauens und als Freund seines Hauses wie als Senatsmitglied mit der ihm genehmen Art der Geschäftsbehandlung genauer bekannt als irgendeiner der übrigen Beteiligten. Dazu kamen andere Umstände, die mir einen gewissen Einfluß sicherten. Von den sämtlichen Senatsleuten war ich der einzige, der mit dem Direktor Hoche und den Lehrern der Gelehrtenschule in gesellschaftlichem Verkehr und auf freundschaftlichem Fuß stand, — der treffliche Pastor Röpe und Dr. Israel waren Waffenbrüder und Kollegen in der Volksschulsektion, und das Herz Wichard Langes hatte ich dadurch gewonnen, daß mir Gelegenheit geboten gewesen war, ihm und den übrigen Privatschulvorstehern Hamburgs einen Dienst zu erweisen. Wegen eines von dem unglücklichen Schulrat begangenen Formfehlers waren die sämtlichen zu einem Michaelistermin in den achtziger Jahren in den „berechtigten" Privatschulen abgehaltenen Freiwilligenprüfungen von der Reichsschulkommission nachträglich für ungültig erklärt worden. Dutzende von jungen Leuten, die quasi re bene gesta Hamburg verlassen und in aller Herren Ländern kaufmännische Stellungen übernommen hatten, standen vor der Eventualität, drei Jahre lang als Gemeine dienen zu müssen, — über den Privatschulen aber schwebte das Damoklesschwert eines Verlustes wenn nicht ihrer Berechtigungen, so doch ihres öffentlichen Kredits. Da der peinliche Zwischenfall allgemeines Ärgernis erregte, Senat und Oberschulbehörde machtlos dastanden und die Berliner Verhältnisse der Mehrzahl meiner Mitbürger und Kollegen böhmische Dörfer, wenn nicht böhmische Wälder bedeuteten, erbot ich mich, die Sache in Ordnung zu bringen. Da man mein Erbieten für eine Art Tollhäuslerei ansah und da man keine Vorstellung davon besaß, daß der jüngste Sekretarius ein in Berlin ziemlich bekannter Mann sei, bedurfte es der Intervention Kirchen-

Digitized by Google

pauers, damit mir die Ermächtigung erteilt wurde, mein Glück zu versuchen. Ohne daß es eines mehreren als einiger in der gehörigen Reihenfolge geführter Unterredungen mit den großen und kleinen Herren des Reichsamts des Innern bedurft hätte, gelang mir die befriedigende Erledigung der Angelegenheit so vollständig, daß ich nach wenigen Tagen dem Senate telegraphisch berichten konnte, daß alles in Ordnung sei und daß es lediglich der Erledigung gewisser Formalien bedürfe, damit den Abiturienten unserer Privatschulen die gewünschten Freiwilligenscheine erteilt würden.

Dieser unbedeutende Zwischenfall sollte in wesentlicher Rücksicht Einfluß auf meine Stellung und auf den weiteren Fortgang meines Lebens gewinnen. Abgesehen davon, daß man mich in Hamburg seitdem mit veränderten Augen ansah und daß ein von dem hanseatischen Ministerresidenten erstatteter Bericht darüber, daß der Minister von Bötticher mich als geschickten Unterhändler bezeichnet hatte, dem Senate Eindruck machte, war mir Gelegenheit geboten worden, mich innerhalb der Berliner Regierungskreise in Erinnerung zu bringen. Meine sogenannte „Berliner Mission" hatte einen acht- bis zehntägigen Aufenthalt am Spreeufer bedingt. Behufs möglichster Ausnutzung desselben war mir von einem befreundeten Hamburger Kaufmann, dem damals vielgenannten A. N. Zacharias, ein Einführungsbrief an seinen alten Bekannten Lothar Bucher mitgegeben worden. Bucher empfing mich mit einem Wohlwollen, das dem verschlossenen und menschenscheuen Manne sonst nicht eigentümlich gewesen sein soll. Da ihm mein Name bekannt war und da Zacharias ausdrücklich erwähnt hatte, daß mir lediglich an der Bekanntschaft des Verfassers des Buches über den „Parlamentarismus, wie er ist", nicht aber an derjenigen des Geheimrats und Bismarck-Vertrauten gelegen sei, ließ Bucher sich nicht nur auf eingehende Gespräche ein, sondern schlug mir einen gemeinsamen Besuch bei seinem Kollegen, dem früheren ersten Dragoman in Konstantinopel, späteren Konsul in St. Petersburg Dr. C. A. Busch vor. Meine russischen Bücher waren damals in aller Welt Händen, und Busch wußte außerdem durch seinen früheren Kollegen, den Baron Ungern-Sternberg, einigen Bescheid über mich. So war die Bekanntschaft bald gemacht. Auf eine erste Mittagseinladung folgte die zweite, Buschs liebenswürdige junge Frau (er hatte die



Digitized by Google

Witwe des Konsuls Friedländer geheiratet) wurde meine besondere Gönnerin, und an ihrem gastlichen Tische lernte ich einen kurz zuvor in das Ministerium getretenen jungen Legationssekretär, den in der Folge viel genannten Baron Holstein, kennen. Leidlich jung waren wir allesamt, unsere Interessen waren die nämlichen, unsere Gewohnheiten auf das häusliche Behagen gerichtet, welches das Buschsche Haus in ungewöhnlichem Maße bot, das von dem leeren, anspruchsvollen Wesen aufgeputzter berlinischer und hamburgischer Modeexistenzen so weit wie immer möglich entfernt war. Ein Kreis, in welchem selbst der gestrenge Bucher auftauen und zum harmlosen Gesellschaftsmenschen werden konnte, mußte auf mich unwiderstehliche Anziehungskraft üben. In vollen Zügen genoß ich den Reiz einer geistig bewegten, in einfach gentile Formen gekleideten Geselligkeit, den ich seit dem Abschiede von der Heimat entbehrt hatte, und schweren Herzens nahm ich Abschied, als die Erledigung des mir gewordenen Auftrags mich nach Hamburg zurückrief. Ein günstiger Stern wollte indessen, daß sich mir nach einigen Monaten abermals die Veranlassung bot, in hamburgischen Angelegenheiten nach Berlin zu gehen und daß es schließlich herkömmlich wurde, mich in „Missionen", die nicht eben bundesrätlicher Natur waren, an die Spree zu senden. Zunächst galt es die Lösung einer sozialpolitischen Aufgabe. Ich hatte mir das Referat über die sozialdemokratische Bewegung und über die damit zusammenhängenden gesetzgeberischen Arbeiten anzueignen gewußt und daran Veranlassung genommen, die Einführung eines hamburgischen Fabrikinspektorats dringend und wiederholt anzuraten. Alle meine bezüglichen Bemühungen waren an dem Widerstande des Senators Kuhnhardts (Petersens Nachfolger im Polizeidepartement) gescheitert, — bis das von meinem Widerpart als „völlig überflüssig" bezeichnete Institut reichsgesetzlich vorgeschrieben wurde. Jetzt erhielt ich den Auftrag, die Sache in die Wege zu richten, die Einrichtung des Berliner Fabrikeninspektorats zu studieren und auf Grund der über dasselbe angestellten Beobachtungen eine hamburgische Instruktion zu entwerfen. Ein vieljähriger Bekannter, der Geheimrat im Reichsamt des Innern (späterer Unterstaatssekretär im preußischen Handelsministerium) Dr. Lohmann, machte mich mit dem Leiter des Berliner Inspektorats, Major von Stülp-

Digitized by Google

nagel, bekannt, der mir die gewünschten Auskünfte so bereitwillig und so umfassend erteilte, daß ich nach acht bis zehn Tagen an meine Arbeitsstätte zurückkehren, dem Senate Bericht erstatten und den dadurch gewonnenen Einfluß dazu benutzen konnte, das wichtige Amt einem vorzüglichen Manne und lieben Freunde, dem Fabrikanten David Steinert übertragen zu lassen. Charakteristisch für die Gesundheit und Vorurteilsfreiheit des damaligen Hamburg erscheint es, daß niemandem in den Sinn kam, Steinerts Judentum als Hindernis einer amtlichen Verwendung anzusehen, und daß der ebenso gescheite wie humane und gewissenhafte Mann seine wichtige Stellung viele Jahre lang zur allgemeinsten Zufriedenheit und mit zunehmendem, in Hamburg und in Berlin wiederholt anerkanntem Erfolge bekleiden konnte.

Die durch meine Berliner Aufenthalte ermöglichte nähere Verbindung mit Busch, Bucher und Holstein sollte mir aber noch in anderer Beziehung zugute kommen.

Seit meinem Eintritt in den Senat und dem Wegfall meiner Berichterstattung über die russische Presse entbehrte ich jeder Beziehung zum Berliner Auswärtigen Amte und war rücksichtlich meiner Beschäftigung mit den Fragen der auswärtigen Politik lediglich auf mich selbst angewiesen gewesen. Für eine Weile sollte das anders werden. Etwa sechs Monate nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, zu Anfang des Winters 1877/78, riet einer meiner Bekannten aus der Wilhelmstraße mir, auf einige Stunden nach Berlin zu kommen und mich behufs einer geschäftlichen Rücksprache bei dem Staatssekretär v. Bülow vorzustellen. Als ich diesem Winke folgte und bei dem Vater des nachmaligen Reichskanzlers vorsprach, schlug dieser mir vor, die Berichterstattung über die russische Presse für einige Zeit wieder zu übernehmen. Die dem Auswärtigen Amt aus St. Petersburg und Moskau eingesendeten Zeitungsauszüge seien ungenügend, entbehrten der zu ihrem Verständnis nötigen Erläuterungen und träfen häufig so verspätet ein, daß sie nicht mehr benutzt werden könnten. Ich nahm den mir gemachten Vorschlag an, stellte Herrn von Bülow aber gleichzeitig zur Erwägung, daß mit wöchentlich erstatteten, via Hamburg nach Berlin gelangten Berichten Wesentliches nicht gewonnen werden würde, daß die Gefahr verspäteten Eingangs fort-



Digitized by Google

bestehen werde und das Interesse der Sache eine tägliche, in Berlin erstattete und den jeweiligen Bedürfnissen entsprechende Berichterstattung erheische. Der Staatssekretär ließ das gelten, fügte indessen hinzu, daß es sich zunächst nur um die Ausführung eines ihm gewordenen Auftrages handle, und daß es vorläufig bei dieser sein Bewenden behalten müsse.

Dabei ist es auch allendlich geblieben, nur nicht zum Vorteil der Sache. Bismarcks im Frühjahr 1878 gefaßter Entschluß, die Vermittlung zwischen Rußland und den Kabinetten von London, Wien und Paris als „ehrlicher Makler" zu übernehmen und den durch den Frieden von San Stefano bedrohten Frieden des Weltteils aufrechtzuerhalten, — dieser Entschluß wäre schwerlich gefaßt worden, wenn der große Staatsmann mit der in Rußland herrschenden Stimmung genauer bekannt gewesen wäre, als tatsächlich der Fall gewesen zu sein scheint. Daß jeder Abzug von den russischerseits durchgesetzten Stipulationen von San Stefano in Moskau und St. Petersburg böses Blut machen und den nur mühsam zurückgehaltenen Deutschenhaß der Aksakow und Genossen in helle Flammen setzen werde, war mir so wenig zweifelhaft gewesen, daß mich die Nachricht von dem Eintreffen Peter Schuwalows in Friedrichsruh und von der Bereitschaft Bismarcks, auf die Wünsche dieses Vertreters der kleinrussischen Friedenspartei einzugehen, mit förmlichem Schrecken erfüllt hatte. Wie man in dem damaligen Rußland über die von dem deutschen Reichskanzler übernommene Vermittlung dachte, hatten die führenden Blätter der beiden Hauptstädte mit einer Deutlichkeit gesagt, die wohl nicht übertroffen werden konnte. Meinerseits war über diese Auslassungen ebenso eingehend berichtet worden, wie über die wuterfüllten Brandreden Iwan Aksakows und die charakteristische Tatsache, daß selbst das antinationalistische Organ der sogenannten „westlichen Liberalen", der „Wesstnik Jewropy", den Tag des Berliner Friedensschlusses als letzten Tag der Dreikaiserallianz bezeichnet und auf die Unvermeidlichkeit „neuer Kombinationen" hingewiesen hatte.

Erraten ließ sich allerdings, was den Fürsten Bismarck zur Übernahme der undankbarsten aller Aufgaben und zur Hilfeleistung an den moskowitischen Nachbarn bestimmt hatte. Gleich der Mehrzahl der in St. Petersburg akkreditierten westeuropäischen Diplo-

Digitized by Google

maten war auch er in den Wahn gewiegt worden, daß es in Rußland eine in Betracht kommende öffentliche Meinung nicht gebe, daß Kundgebungen der dortigen Zeitungen bloßes Geschwätz bedeuteten, und daß allein der Wille des Kaisers und seiner Berater maßgebend sei. Der Glaube an die vermeintliche Allmacht der St. Petersburger Staatsmaschine und die Unterschätzung dessen, was als russische „Volksseele" bereits damals eine Großmacht bedeutete, war bei dem großen Realisten mit dem Wunsche zusammengetroffen, der Wahl zwischen einer Parteinahme für Rußland oder für Österreich und dessen Verbündete enthoben zu sein und an der Seite des nordischen Freundes bleiben zu können. Der Rückhalt an diesem Freunde hatte die Basis seiner bisherigen Politik gebildet, hatte die siegreiche Durchführung der Waffengänge von 1864, 1866 und 1870 ermöglicht und nebenher den in seinen Augen so unschätzbaren Vorzug gehabt, auf einen einzigen, von parlamentarischen Velleitäten unabhängigen Willen, denjenigen des Zaren, gegründet gewesen zu sein. Diese von Neigung und Gewohnheit unterstützte Rücksicht hatte schwerer gewogen als die Summe aller entgegenstehenden Bedenken; schwerer als die Erwägung, daß eine gleich günstige Gelegenheit, im Bunde mit Österreich, England und Frankreich der Gefahr einer dereinstigen russischen Weltherrschaft die Spitze abzubrechen, vielleicht niemals wiederkehren werde. So genau wie der alte Thiers hatte Bismarck offenbar nicht gewußt, que les Russes vaincus seraient plus exigeants que les Russes vainqueurs, und daß es nur noch eines Tropfens bedürfe, um den Becher russischen Nationalhasses gegen das neue Reich überfließen zu machen. Diesen Haß hatte der Verächter der Ideologen ebenso leicht genommen wie die Eventualität eines künftigen russisch-französischen Zusammengehens gegen dasselbe Deutschland, das die gegen Rußland erhobene Hand Englands zurückgehalten und das Odium einer Durchlöcherung des Vertrages von San Stefano freiwillig auf sich genommen hatte. Dessen zu geschweigen, daß eben damals die zarische Allmacht in ein Schwanken gekommen war, zu welchem die zweifelhaften Erfolge des Krieges und das Anwachsen der nihilistisch-revolutionären Bewegung in gleichem Maße beigetragen hatte.

Wie dem immer gewesen, — dem deutschen Volke galt die

Digitized by Google

von Bismarck übernommene Maklerschaft für einen neuen Ruhmestitel des großen Mannes, der zum unbeschränkten Beherrscher der öffentlichen Meinung geworden war und in den Tagen des Berliner Kongresses den Gipfelpunkt seiner europäischen Stellung erreicht haben sollte. Aber schon zwölf Monate später stand unbestreitbar fest, daß der große Rechner diesmal falsch kalkuliert hatte. Er war genötigt worden, gegen das von ihm gerettete Rußland in Wien einen Rückhalt zu suchen. So vollständig hatten das jetzt unvermeidlich gewordene deutsch-österreichische Separatbündnis und die Deutschenfeindlichkeit Rußlands die Grundlagen des Dreikaiserbündnisses zerstört, daß seit dem Herbst 1879 mit der Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes der ehemaligen Freunde ernstlich gerechnet werden mußte. Auch da, wo man dem Fortbestande „der turmhohen Freundschaft" vor jeder anderen Kombination den Vorzug gegeben hätte, sah man mit zunehmender Besorgnis nach Osten hinüber. Bei Gelegenheit eines Zusammentreffens mit Herrn von Holstein hatte dieser mich so nachdrücklich auf die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Berlin und St. Petersburg aufmerksam gemacht, daß der längst ersehnte Augenblick für ein publizistisches Vorgehen gegen Rußland gekommen zu sein schien. Seit Jahren hatte ich mich mit dem Wunsche getragen, Natur und Geschichte der „turmhohen" Freundschaft zwischen Berlin und St. Petersburg eingehend zu erörtern und dadurch auf die Ausgleichung des Mißgriffs hinzuwirken, der durch unsere „Maklerschaft" von 1878 begangen worden war. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß eine auf diesen Punkt gerichtete Publikation dem obersten Steuermann des deutschen Reichsschiffes nicht unwillkommen sein würde, machte ich mich im Februar 1880 ans Werk. Meine Materialien waren wohlgeordnet und meine Kräfte frisch genug, damit ich nach reichlicher Tagesarbeit die Nächte zu Hilfe nehmen und binnen weniger Wochen das Buch „Berlin und St. Petersburg, Preußische Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen" fertigstellen konnte. Die letzten Seiten und die Vorrede wurden in Berlin redigiert, wo Holstein mir die Erlaubnis verschaffte, die dem Fürsten Bismarck in früherer Zeit erstatteten Berichte über die russische Presse nochmals einzusehen. Durch ihn erfuhr ich zugleich, daß die Angabe der „Grenzboten", Wad-

Digitized by Google

dington habe Bismarck von ihm gemachten russischen Propositionen „mit der Miene einer beleidigten Ehefrau" Kenntnis gegeben, — begründet sei. So durfte ich rücksichtslos ins Zeug gehen. Meine Anonymität hatte ich dabei mit Hilfe gewisser harmloser Kunstgriffe wieder vollständig zu wahren gewußt, da man in Hamburg auf alle möglichen Verfasser (Bucher, Herbert Bismarck usw.), nur nicht auf mich riet: damals lag Berlin von Hamburg noch so weit ab, daß an dem einen Orte Geheimnis bleiben konnte, was an dem anderen einer nicht ganz unerheblichen Zahl sogenannter Eingeweihter genau bekannt geworden war.

Daß der Erfolg dieses (sofort von der gesamten Presse ausgeschlachteten) Buches ein großer und allgemeiner war, beruhte zum einen Teil auf der Rechtzeitigkeit seines Erscheinens, zum andern Teil auf der Naivität unserer Lesewelt, der Dinge für Enthüllungen gelten konnten, die aufmerksame Beobachter der Weltlage längst an den Sohlen abgetragen hatten. Von den „Enthüllungen", die ich zu bringen vermochte, beruhte nur *eine* auf einer mir in die Hände gefallenen geheimen russischen Denkschrift; der Rest war Publikationen entnommen, deren Beschaffung jedermann möglich gewesen wäre. Daß die damals am politischen Horizonte aufgetauchte, von Bismarck direkt ins Auge gefaßte Möglichkeit eines deutsch-englischen Zusammengehens gegen Rußland durch Gladstones Wahlsieg vom Jahre 1880 und den Sturz des Ministeriums Beaconsfield durchkreuzt, und daß meiner Schrift dadurch die praktische Spitze abgebrochen wurde, ist allgemein bekannt. Minder bekannt dürfte dagegen sein, daß die offiziöse Presse mich unterstützte und meine gegen die Kreuzzeitungs-Politik der vierziger und fünfziger Jahre gerichteten Ausführungen den großen Kanzler zu einer direkten und persönlichen Antwort veranlaßten. Wie ich erst mehrere Jahre später durch den Chef der Reichskanzlei, v. Tiedemann, und den vieljährigen Leiter der offiziösen Presse, Rößler, erfahren habe, rührte der im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 16. April 1880 (Abendausgabe Nr. 178) abgedruckte Aufsatz „*Rußland und Preußen zur Zeit des Kaisers Nikolaus*" *aus Bismarcks eigener Feder*. Bei der Bedeutung, welche persönlichen Kundgebungen des großen Mannes noch heute beigelegt zu werden pflegt, wird diese

Digitized by Google

Bismarcksche oratio pro domo wörtlich wiedergegeben werden dürfen.

Sie lautete wie folgt:

Die „Russische Petersburger Zeitung" hat aus unseren neulichen Auslassungen über die Hartmannsche Affäre Gelegenheit genommen, ihren Lesern zu insinuieren, als ob die Kundgebung unserer Auffassung der Grenzen politischer und gemeiner Verbrechen ein captatio benevolentiae für das „gutmütige Mütterchen Rußland" hätte sein sollen, um dasselbe zur Dankbarkeit zu stimmen. Sie wird dasselbe Zeugnis nicht für eine Publikation ausstellen wollen, welche kürzlich unter dem Titel „Berlin und Petersburg" in Leipzig erschienen ist; denn diese Publikation zeigt, daß es in Deutschland oft seine Bedenken und Nachteile hat, wenn man sich mit dem „gutmütigen Mütterchen Rußland" auf guten Fuß setzen will. Es geschieht das nicht ohne Gefahr, von der Mutter Germania gescholten zu werden. Wir verwahren uns deshalb auch ausdrücklich dagegen, als ob unsere nachstehenden Bemerkungen diesen Zweck hätten.

Wir haben bisher nur den ersten der drei Abschnitte des erwähnten Buches gelesen, der sich mit der Zeit des Kaisers Nikolaus beschäftigt, viele interessante Einzelheiten enthält, namentlich aber eine bittere Kritik derjenigen Elemente in den preußischen Hof- und Militärkreisen liefert, welche damals dem intimen Zusammenhalten mit Rußland das Wort redeten. Wir vermuten aus dem Inhalt, daß der Verfasser mit den Männern, welche in jenem Zeitabschnitt der preußischen Politik ihren Stempel aufdrückten, nicht die gleichen Jugenderinnerungen gehabt hat, sondern einer späteren Generation angehört. Hätte der Verfasser jene Zeiten selbst durchlebt, so würde er sie vielleicht nicht so strenge beurteilen. Die leitenden preußischen Politiker in derselben hatten ihre bleibenden Jugendeindrücke in den Kämpfen zur Befreiung von der französischen Fremdherrschaft und in der Kameradschaft mit Rußland einem gemeinsamen Feind gegenüber empfangen. Die Erinnerungen der russischen Waffengemeinschaft waren ihnen geblieben, diejenigen der russischen Diplomatie von 1814, 1815 und später vielleicht niemals zum vollen Bewußtsein durchgedrungen. Die diplomatischen Geschäfte wurden damals mit mehr Heimlichkeit betrieben wie heute, und wenn der König mit den Ergebnissen des Wiener Kongresses zufrieden war, so waren es auch die Minister und Generale des Königs, sei es aus eigener Überzeugung, sei es in royalistischer Hingebung an den rechtlich unumschränkten Willen des Monarchen.

Man darf aber bei der Beurteilung der für Rußland günstigen Stimmung in jener Zeit nicht vergessen, daß das damalige Rußland ein ganz anderes war als das heutige. Alle Elemente, mit denen wir in Berührung kamen, boten uns Eindrücke deutscher Gesittung auf politischem und konfessionellem Gebiet. Die Umgebung des Kaisers Alexander wies vielleicht noch nicht so vorwiegend deutsche Namen auf, wie diejenige des Kaisers Niko-

Digitized by Google

laus, aber dafür um so vorwiegender die Resultate deutscher Bildung. Alle die älteren russischen Grandseigneurs, die aus der Zeit des Kaisers Alexander noch in die des Kaisers Nikolaus hinüberragten, unterschieden sich von der folgenden Generation ihres Standes durch eine universelle europäische, vorzugsweise von deutschen Lehrern und auf deutschen Hochschulen gewonnene Bildung. Sie waren nicht nur durch Rang und Vermögen, sondern auch als hohe Blüten zivilisatorischer Bildung große Herren im europäischen Stil, nicht bloß im russischen. Der Norddeutsche hatte im Verkehr mit ihnen den Eindruck des vornehmsten und elegantesten Typus der eignen Landsleute. Erscheinungen wie die damaligen Träger der Namen Woronzow, Nesselrode, Panin, Mentschikow, Bludow, Gortschakow ragten noch wie Wahrzeichen einer höheren Kulturperiode in die neuere Zeit hinein, ohne von der Trivialität erdrückt zu werden, welche unter der Regierung des Kaisers Nikolaus die ältere Kulturgeschichte mit den Traditionen des Hofes der Kaiserin Katharina und der Regierung des Kaisers Alexander verschüttete.

Es folgte eine Zeit, wo man in Petersburg ebensowohl wie hier in Berlin kaum andere Gegenstände des Interesses und der Unterhaltung kannte, als Theater, Hof- und Militärverhältnisse, Beförderungen und Orden. Wie weit beide Hofgesellschaften gegenseitig aufeinander reagiert und abgefärbt haben, darauf kommt es nicht an. Ihre Entwicklung blieb eine identische und der Eindruck davon in Berlin um so lebhafter, als das amtliche Rußland vorwiegend durch deutsche und protestantische Elemente in unseren Gesichtskreis trat. Wenn man sich der Epoche des polnischen Feldzugs von 1831 erinnert, so muß jedem die Tatsache auffallen, daß die Mehrzahl der höchsten russischen Würdenträger am Hofe, in der Diplomatie und in der Generalität deutsche Namen trugen. Die auswärtige Politik wurde von einem geborenen Deutschen, dem Grafen Nesselrode, geleitet, die Botschafter und Gesandten an den größten Höfen waren von deutscher Abkunft, wie Meyendorff, Budberg, Brunnow, Stackelberg, die nächste und einflußreichste Umgebung des Kaisers bildeten Männer wie Benckendorf Vater und Sohn, Adlerberg Vater und Sohn, Diebitsch, Cancrin usw., und die Korps und Divisionen im polnischen Feldzuge waren fast ausnahmslos von deutschen Generalen befehligt. Das slawische Rußland, welches hinter diesem germanischen Vorhang stand, kam in Berlin um so weniger zur Anschauung, als das Innere des weiten Reiches bei dem Mangel an Straßen und Eisenbahnen verhältnismäßig unbekannt blieb. Wer jene Zeiten durchlebt und die Ereignisse aus der Nähe betrachtet hat, der muß sich gestehen, daß zwischen dem preußischen und dem damaligen russischen Hofe und Heere eine Art von landsmannschaftlicher Empfindung neben den Traditionen der Kameradschaft in glücklichen Kriegen und neben dem Gefühl, auf gegenseitige Bundesgenossenschaft angewiesen zu sein, Träger eines gegenseitigen Wohlwollens wurde, welches für uns keine verletzende Beimischung hatte, solange die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III., die Verehrung des Kaisers Nikolaus für denselben und die anscheinende Sicherheit Preußens in seinem deutschen Bundesverhältnis das

Digitized by Google

Gefühl der Gleichheit im Verkehr untereinander erhielten. Man hörte vielleicht eher von russischer Seite Klagen über zu große Begünstigung nicht bloß des deutschen Elements in Rußland, sondern auch der Preußen, welche zum Kaiser und Hofe in Beziehung kamen.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. brachte die erste Trübung in dieses Verhältnis, weil die geistreiche Begabung dieses Monarchen in der oben angedeuteten Beschränkung des Gesichtskreises keine Befriedigung, beim Kaiser Nikolaus aber kein Verständnis fand. Zwischen dem König Friedrich Wilhelm III. und dem Kaiser Alexander I. kann man Anklänge einer Familienähnlichkeit des Charakters finden, wenn man auf die Verschiedenheit nationaler Entwicklung Rücksicht nimmt. Der Kaiser Nikolaus aber und Friedrich Wilhelm IV. waren inkommensurable Naturen. Ohne die Revolution von 1848 würde dieser Umstand kaum erheblich ins Gewicht gefallen sein. Als aber in diesem Jahre Preußen und der Deutsche Bund zusammenbrachen, mehr aus Ungeschicklichkeit als aus Schwäche, da hörte der Fuß der Gleichheit zwischen Berlin und Petersburg auf und die starke und herrische Natur des Kaisers Nikolaus akzentuierte und benutzte die Ungleichheit um so schonungsloser, als der Kaiser den Verfall Preußens wesentlich als ein Ergebnis des Abfalls von der früher befolgten gemeinsamen Politik betrachtete.

Die Härte, mit welcher die Erbitterung des Kaisers Nikolaus über die Politik seines Schwagers zum Ausdruck gelangte, ist heutzutage durch vielfache Zeugnisse geschichtlich bekannt geworden. Damals aber erfuhren nur wenige den wirklichen Hergang, und der Graf Brandenburg, dessen Patriotismus niemand anzweifeln wird, war ein überzeugter Anhänger der russischen Freundschaft, bis in Warschau alle Schuppen von seinen Augen fielen, und dann starb er in wenigen Tagen an den Folgen erschütternder Gemütsbewegung, man könnte sagen, an gebrochenem Herzen. Deshalb kann man ihn doch sicher nicht verurteilen und man begeht einen Irrtum und eine Ungerechtigkeit, wenn man alle die tapferen und treuen Offiziere und Ratgeber des Königs, welche damals, nachdem sie einen Blick in den Abgrund der Barrikadenherrschaft geworfen hatten, in Rußland ebenso wie von 1807 bis 1813 und trotz der Zweideutigkeit Alexanders I. im Frieden von Tilsit die Stütze erblickten, an welcher das ihrer Meinung nach zusammengebrochene Preußen sich werde wieder aufrichten können. Jene Männer mögen geirrt und des richtigen Blickes ermangelt haben, den uns ein Vierteljahrhundert später die Geschichte eröffnete, aber sie verdienen nicht, daß man ihren Patriotismus bezweifelt und sie im Lichte russischer Höflinge auffaßt, welche das Schicksal des eigenen Vaterlandes etwa persönlichen Interessen oder der Hingebung für Fremde jemals hätte opfern können. Der Verfasser und wir mit ihm kennen die panslawistischen, revolutionären, friedlosen Bestrebungen, welche in dem heutigen Rußland mit dem Kaiser und seiner Dynastie um die Macht ringen, und wir haben keine Entschuldigung, gegen die Gefahren blind zu sein, die ein Sieg des revolutionären Chauvinismus in Rußland für uns

Digitized by Google

haben muß. Aber man kann von den Staats- und Hofmännern und Generalen aus den vierziger Jahren nicht verlangen, daß sie die Zukunft damals hätten voraussehen können, und ein Vorwurf darüber, daß sie nicht weitsichtiger als ihre Zeitgenossen gewesen sind, trifft sie vielleicht mit Recht, ein Zweifel an ihrem preußischen Patriotismus aber mit Unrecht.

Das Interesse der vorstehend wiedergegebenen apologetischen Auseinandersetzungen über das Sonst und Jetzt preußisch-russischer Beziehungen dürfte dadurch erhöht werden, daß meine Schrift bereits mehrere Tage vor dem Erscheinen des Bismarckschen „Feuilletons" (am 7. April 1880) in dem politischen Teile des offiziösen Berliner Blattes einer Besprechung unterzogen worden war, welche der Kanzler inspiriert und nach ihrer Fertigstellung durchgesehen hatte. Diese Anzeige war für die Natur unserer damaligen Beziehungen zu Rußland in hohem Grade charakteristisch und lautete folgendermaßen:

Der Verfasser des vorliegenden, ohne Widerrede äußerst interessanten Buches hat sich das Ziel gesetzt, den Beweis zu führen, „daß die alte preußisch-russische Freundschaft das Elend der deutschen Kleinstaaterei und des preußisch-österreichischen Antagonismus zur Voraussetzung hatte, daß die Weiterfristung dieser Allianz bis in unsere Tage das Werk einer vorübergehenden Interessengemeinschaft gewesen ist, daß diese Gemeinschaft aber zusammenbrechen mußte, sobald die wahren und dauernden Interessen beider beteiligten Staaten zum Ausdruck kamen."

Um ein erschöpfendes Urteil über das vorliegende Werk zu fällen, um die Bedeutung desselben für die Zeitgeschichte voll würdigen zu können, müßte man in der Lage sein — in welcher wir uns nicht befinden —, die Authentizität aller Mitteilungen des Werkes voll zu kennen. Die Richtigkeit eines Teiles der darin niedergelegten Mitteilungen wird allerdings kaum bestritten werden können, im wesentlichen wird aber darin nur der ohnehin von niemandem mehr angefochtene Beweis geführt, daß die Politik des Kaisers Nikolaus unausgesetzt eine Art von Suprematie über Preußen und die deutschen Angelegenheiten für sich beanspruchte, welche mit den Interessen und der Würde Preußens und des deutschen Volkes oft in empfindlicher Weise kollidierte. Bei der Beurteilung der Rolle, welche der russische Kaiser damals in der europäischen Politik spielte, sollte übrigens doch niemals unberücksichtigt gelassen werden, daß des Kaisers Einflußnahme über die naturgemäße Grenze seiner Stellung hinaus viel weniger von russisch-nationaler Politik als von dem Standpunkte eiserner konservativer Grundsätze eingegeben war. Bei aller Rücksichtslosigkeit seines Auftretens hat wohl Kaiser Nikolaus mindestens ebenso oft russischen als dynastisch-konservativen Interessen dienen zu müssen geglaubt, und das Verständnis dieser Intention hatte ohne Zweifel seinen großen Anteil an der Bereitwilligkeit, mit welcher nicht nur der preußische

Digitized by Google

Hof dem Einflusse des energischen Vorkämpfers entgegenkam. Am unzweideutigsten tritt diese Anschauung des Russenkaisers in einem Memoire über die preußischen Angelegenheiten hervor, welches im Anfang Januar des Jahres 1870 der Petersburger Monatsschrift „Rußkaja Starina" durch den inzwischen verstorbenen Generaladjutanten Wassily Feodorowitsch Ratsch ohne weitere Angabe übergeben worden war, in Deutschland bisher unbekannt geblieben ist und jetzt zum erstenmal in deutscher Übersetzung und im französischen Original erscheint und von dem Verfasser des vorliegenden Buches wohl nicht mit Unrecht für des verstorbenen Kaisers eigenstes Werk gehalten wird. Im Hinblicke auf die revolutionären Ereignisse, deren Schauplatz Preußen 1848 gewesen, und veranlaßt durch die Gerüchte von einer gegen Berlin bestimmten Bewegung der preußischen Armee, hält es das Memoire für unerläßlich, daß Preußen zu den auf die Erfahrung und Überlieferungen der Vergangenheit gegründeten Institutionen zurückkehren müsse. Zu diesem Zwecke müßten nicht nur alle Zugeständnisse des Jahres 1848, sondern auch das Verfassungspatent vom Februar 1847 zurückgenommen und ungültig erklärt werden. Beklagenswert erscheine die Erklärung des Königs, daß Preußen von nun an in Deutschland aufgehen solle, es erscheine unbegreiflich, wie eine durchaus von eigenartigen Interessen beherrschte Monarchie plötzlich ihre Vergangenheit verleugnen und künftig diejenige des übrigen Deutschland annehmen soll, mit welchem Preußen weder nähere Beziehungen noch erweisliche gemeinsame Interessen habe. Um nun die Folgen dieses Schrittes zu verhüten, ist das Memoire der Meinung, daß der Prinz von Preußen sich einer solchen Entscheidung nicht unterwerfen dürfte. Er müßte solchenfalls vielmehr seine unveräußerlichen Rechte zurückfordern, und zwar mit den Waffen in der Hand. An der Spitze der ihm ergebenen Truppen könne der Prinz nach Berlin marschieren, den König befreien, zum Herrn der Hauptstadt werden und mit den Elenden, welche daselbst herrschen, kurzen Prozeß machen. „Hat der Prinz von Preußen dagegen die Schwäche, jetzt nach Berlin zurückzukehren, wo der öffentliche Geist sich ihm gegenüber in so infamer Weise gezeigt hat, so wäre das meiner Meinung nach ein unverzeihlicher Fehler." Zum unbefangenen Verständnis dieser allerdings seltsamen Auslassungen muß man notwendig die ganze geistige Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus voll erfassen, muß man vor allem seine unbeugsame Starrheit in dem Glauben an die ausschließliche Berechtigung der Autorität des Überlieferten berücksichtigen. Man erweist dem großen Autokraten vielleicht zu große Ehre, wenn man überall weit aussehende politische Pläne bei ihm voraussetzt; seine ganze Individualität erblickt viel mehr in der Versteinerung alles Bestehenden ihr Ideal, als in großen Verschiebungen und Entwicklungen, und wenn er die 1848er Vorgänge in Deutschland falsch beurteilte und ihnen gegenüber zu Schritten riet, die für Preußen von verhängnisvollster Tragweite werden konnten, so wird eine vorurteilslose Kritik darin viel eher das Anzeichen einer in enge Grenzen gebannten Weltanschauung, als die Absicht erblicken können, die Geschicke dieses Landes selbst zu

Digitized by Google

kompromittieren. Daß in den Augen der russischen Fachpolitiker das von ganz anderen Voraussetzungen getragene Verhältnis Rußlands zu Preußen und Deutschland, wie es zu Kaiser Nikolaus gestaltet worden war, unter einem anderen Gesichtswinkel sich spiegelte, daß hieraus und aus den neuen, zu Rußlands Politik wenig passenden politischen Gestaltungen in Zentraleuropa notgedrungen eine Auseinandersetzung der beiderseitigen Rechte und Ansprüche erfolgen mußten, lehrt die Geschichte der letzten Dezennien auf allen ihren Blättern und liefert das vorliegende Werk auch hierzu sehr wertvolle anekdotische und aktenmäßige Beiträge. Zu den letzteren gehört im besonderen eine angeblich im Auftrage Gortschakows abgefaßte geheime Denkschrift, welche den Titel: „Politique du présent" führt und sich offen über die Beziehungen Rußlands zu Österreich und Preußen ausspricht. Man erklärt, sich preußischen Vergrößerungsgelüsten nicht widersetzen zu wollen, solange dieselben nicht unmittelbar russische Interessen verletzen. Was Österreich betrifft, „so ist es notwendig, dasselbe bis auf weiteres zu erhalten, so antipathisch auch diese Notwendigkeit uns sein möge." „Mit eigener Hand," schließt der Verfasser, „hat derjenige Staat, dem an der Erhaltung der alten nordischen Allianz am meisten gelegen sein mußte, diese Allianz zerstört und uns auf den Weg nach Wien gewiesen — auf denselben Weg, den die Vergangenheit deutscher Staatengeschichte längst als den allein zum Heile führenden bezeichnet hatte. Die österreichisch-deutsche Allianz, welche der deutsche Kanzler (wie wir neuerdings erfahren haben) bereits im Jahre 1852 angestrebt hatte, war anfangs nur als Präventivmaßregel gemeint gewesen; daß sie heute noch mehr bedeutet, haben die Russen selbst vermittelst ihrer durch den General Obrutschew in Paris versuchten Werbungen um die Bundesgenossenschaft Frankreichs fertiggebracht. Die beiden obersten Ratgeber des friedliebenden Kaisers von Rußland, Gortschakow und Miljutin, sind im eigentlichsten Sinne des Wortes die Geburtshelfer des zwischen uns und dem Hause Österreich geschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrages gewesen, der für ebenso dauernd und unerschütterlich gelten kann, wie der Bestand der deutschen Reichseinheit. . . ."

. . . Obgleich es in Hamburg an Leuten nicht fehlte, welche die Weltangelegenheiten mit einiger Aufmerksamkeit verfolgten, und obgleich der Senat sich über dieselben durch seinen Gesandten Dr. Krüger regelmäßig Bericht erstatten ließ, waren die Ereignisse der Jahre 1880/81 an der Mehrzahl meiner neuen Mitbürger nahezu spurlos vorübergegangen. Uns bewegten Fragen ganz anderer Natur, und zwar solche, welche uns tief in das Fleisch schneiden sollten. Hamburgs Freihafenstellung war in Frage gestellt, sein Eintritt in den Zollverein in gebieterischer, geradezu schnöder Weise gefordert worden.

Digitized by Google

Wie allbekannt, hatte das Jahr 1879 zu einer Umgestaltung des deutschen Zolltarifs geführt, die mit Rückkehr zum Schutzzollsystem gleichbedeutend gewesen war. Erhöhung des Zollschutzes für Industrieerzeugnisse, Wiederherstellung einer großen Zahl seit dem Jahre 1865 abgeschaffter Zölle (insbesondere derjenigen auf Eisen) und Einführung von Getreidezöllen hatten die Merkmale des neuen Tarifs gebildet, der von hanseatischer Seite mit nicht eben staatsmännischer Heftigkeit bekämpft worden war. Mit ihrer Vertretung in der Bundesratskommission zur Ausarbeitung des Tarifs hatten die Hansestädte entschieden Unglück gehabt. Der zunächst entsendete hamburgische Senator Sthamer legte das unbequeme Mandat unter Berufung auf seinen schlechten Gesundheitszustand nach kaum dreiwöchiger Mühewaltung nieder. Das herrische Gebaren der preußischen Bevollmächtigten und der Umstand, daß dem Vertreter der Hansestädte kein anderes Referat als dasjenige über Papier und Papiererzeugnisse übertragen worden war, hatten den harmlosen Lebemann um Appetit und Arbeitslust gebracht. Das dadurch erledigte Mandat ging an die „Schwesterstadt" Bremen über, die ihren Handelskammersekretär Dr. Barth nach Berlin sandte, — den streitbaren und federfertigen Fortschrittler, dessen intime Beziehungen zu den Herren Richter und Genossen zuerst die hanseatische „Politik" und sodann ihren Träger unheilbar kompromittierten, ohne der Sache selbst irgendwelchen Nutzen zu bringen. Ehe man sich dessen versah, war der neue Zolltarif da, dessen Zustandekommen man bis zuletzt für unmöglich gehalten hatte. Die politischen Wirkungen dieser Veränderung machten sich noch früher geltend, als die wirtschaftlichen. Mit einer Naivität, für welche kein Name hart genug erscheint, hatte man sich hamburgischerseits so tief in den Ärger über den Mißerfolg der freihändlerischen Opposition hineingearbeitet, daß man, statt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, die Rolle der gekränkten Unschuld auf sich nahm und aus der hamburgischen Verstimmung gegen „Berlin" kein Hehl machte. Syndikus Merck, dem Fortschrittlertum und fortschrittlicher Journalismus sonst Todsünden bedeuteten, feierte Herrn Barth mit einem glänzenden Diner, Bürgermeister Weber aber nahm bei seiner Einführung in das Bürgermeisteramt zu einer Thronrede Veranlassung, in welcher dem Miß-

Digitized by Google

fallen über die eingetretene Wendung der deutschen Zollpolitik unverblümt Ausdruck gegeben wurde. Für Verschärfung der dadurch bedingten Gegensätze war bereits früher Sorge getragen worden. Bei Gelegenheit einer kommissarischen Beratung über die Verhältnisse des Hamburg-Altonaer Wochenmarkts waren der preußische Kommissar Herr von Böttticher und der hamburgische Bevollmächtigte Versmann so hart aneinander geraten, daß man sich in übelster Laune getrennt und auf beiden Seiten den Eindruck behalten hatte, daß das bisher freundnachbarliche Verhältnis getrübt worden sei. Wie es zugegangen ist, daß der sonst so besonnene, über die Illusionen preußischer und hamburgischer „Parität" längst hinweggekommene Versmann dieses Mal aus dem Gleichgewicht gekommen war, weiß ich nicht mehr: erinnerlich ist mir nur noch, daß sein dem Senate auf frischer Tat erstatteter, natürlich höchst beifällig aufgenommener Bericht mit einer Erregung vorgetragen worden war, die zu der Geringfügigkeit des Gegenstandes außer Verhältnis stand.

Auf solche Weise war die durch die Tarifverhandlungen geschaffene Lage eine peinliche und (ohne daß man es wahr haben wollte) eine gespannte geworden. Zur Verschärfung dieser Spannung trug nicht unwesentlich bei, daß das hamburgische Selbstgefühl im Laufe der Jahre neue, von der Naivität früherer Tage erheblich unterschiedene Formen angenommen hatte. Nachdem der erste Schrecken über die Capitis deminutio von 1866/1867 überstanden worden, hatte man sich davon überzeugt, daß Hamburg innerhalb der neuen Ordnung deutscher Dinge eine nicht unerhebliche Rolle zugefallen sei, ja daß man in mancher Rücksicht an Wichtigkeit gewonnen habe. Unsere Senatoren kamen in die Lage, mit Ministern und großen Herren der übrigen Staaten in dauernde Beziehungen zu treten, mit ihnen auf dem Fuße der Gleichheit zu verkehren und in Dingen, die sich auf Handel, Schiffahrt, Verkehrswesen bezogen, ein Wort mitzureden. In wirtschaftspolitischen Fragen hatten Delbrück, Camphausen usw. unseren Kirchenpauer immer wieder zu Rate gezogen. Das Konsulargesetz und die Seemannsordnung dürften als wesentlich „hamburgische Arbeiten" bezeichnet werden — bei Besetzung der Berufskonsulate in überseeischen Ländern waren hamburgische Ratschläge und Kandidaturen

Digitized by Google

in erster Reihe berücksichtigt worden und auf das Zustandekommen des Bankgesetzes hatten „wir" einen Einfluß geübt, um welchen gewisse Königreiche uns hätten beneiden können. Gleichzeitig hatte sich in Hamburg ein Beamtentum zu bilden begonnen, dessen vielfach aus dem „Auslande" hervorgezogene Träger Autoritäts- und Subordinationsbegriffe mitbrachten, die dem alten Hamburg fremd gewesen waren und eben darum tiefgreifende Wirkungen übten. Der an der Spitze eines stattlichen Beamtenheeres stehende moderne Senator war ein anderer Mann, als der Ratsherr der guten alten Zeit gewesen war, der mit Hilfe eines Viertelduzend gemieteter Schreiber und sonstiger „Angestellter" patriarchalisch gewaltet hatte. Man redete jetzt dem Senator ein, daß er sich als Minister und Departementschef ansehen dürfe, und er begann sich als solcher zu fühlen, ganz besonders dem „Auslande" gegenüber. Wie auf anderen Gebieten, war es auch auf diesem mit der Bescheidenheit des früheren Zuschnitts allmählich zu Ende gegangen. An die Stelle der „freien Stadt" Hamburg begann der hamburgische Staat zu treten — ein Staat, der sein Beamtentum besaß wie andere auch und der dieses Beamtentum in die Lage — und in die Laune brachte, vollstaatliche Ansprüche zu erheben. Während die Stadt sich mehr und mehr mit Menschen anfüllte, die den Traditionen und dem eigentümlichen Leben Hamburgs völlig fremd blieben und sehr häufig kaum wußten, daß es einen hamburgischen Staat gebe, schoß dieser Staat äußerlich ins Kraut, und zwar in ein bureaukratisches Kraut, das die stillen Pflanzen reichsstädtischer Beschränkung und altbürgerlicher Selbstverwaltung in den Winkel drängte. Die Erbschaft des alten Bürgertums schien zu einer Hälfte einem künstlich gezüchteten Nationalismus, zum andern einem ebenso künstlich gezüchteten Partikularismus zufallen zu sollen.

Zunächst hatte der letztere die Vorhand: innerhalb der Grenzen, welche die Reichsverfassung gezogen hatte, glaubte Hamburg grade so sicher und souverän dazustehen, wie Preußen, Bayern oder Württemberg. Und doch sollte eben jetzt ein Schlag gegen dasjenige Stück der Reichsverfassung geführt werden, das der Hamburger als das wichtigste und wertvollste derselben anzusehen gewöhnt war.

Noch bevor die durch die Tarifreform aufgeregten Wellen sich gelegt hatten, im Mai des Jahres 1879, ging den Senaten von

Digitized by Google

Hamburg und Bremen eine Anfrage des Reichskanzlers darüber zu, ob sie gewillt oder geneigt seien, in Verhandlungen betreffend die Modifikation ihrer bisherigen Stellung zum Zollverein zu treten. Nahezu diskussionslos und ohne daß man der Sache besondere Tragweite beigelegt hätte, wurde dieser Antrag mit einem Hinweise darauf abgelehnt, daß der neue Tarif die Ausgleichung der zwischen den Zollausschüssen und dem Zollvereinsgebiet bestehenden Interessenverschiedenheiten wesentlich erschwert habe. Kirchenpauer, der als Referent fungierte, hatte sich bei dem Vortrage der Sache so kurz gefaßt, als ob verschiedene Meinungen über dieselbe von vornherein ausgeschlossen seien. Täuscht mein Gedächtnis mich nicht, so berief er sich vornehmlich darauf, daß Bremen in demselben Sinne zu votieren beabsichtige. Damit glaubte man die leidige Angelegenheit abgetan und den hanseatischen Standpunkt ein für allemal stabilisiert zu haben.

In der Tat trat eine Ruhepause ein, — daß dieselbe lediglich die Stille vor dem Sturm bedeutet habe, sollte sich indessen bald genug zeigen. Im März 1880 begann die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Artikeln gegen den Fortbestand der Freihafenstellung Hamburgs zu veröffentlichen, deren Ursprung nicht zweifelhaft sein konnte, die man aber gleichwohl als bloße Ausbrüche der übeln Laune des Reichskanzlers nicht allzu ernsthaft nehmen zu müssen glaubte. Angriffe ähnlicher Art waren bereits wiederholt in der Presse aufgetaucht, — darunter solche in Hamburger und Altonaer Blättern, die auf Eingebungen einheimischer Zollanschließler zurückzuführen waren und aus diesem Grunde bedenklicher erschienen, als „ausländische" Einmischungen. Nach Sinn und Wortlaut des Art. 34 der Reichsverfassung sollten Hamburg und Bremen dem Zollverein lediglich auf ihren eigenen Antrag einverleibt werden dürfen: kein Wunder, daß Besorgnisse vor Agitationen innerhalb des eigenen Gemeinwesens die einzigen waren, die der Senat fürchten zu müssen glaubte. Aus diesem Grunde legte man auf die Angriffe gegen unsere Freihafenstellungen, welche der damalige Sekretär der hamburgischen Gewerbekammer Julius Schultze in einer Altonaer Zeitung erscheinen ließ, größeres Gewicht, als auf gewisse, dem nämlichen Gegenstande gewidmete Auslassungen der Berliner offiziösen Organe. Als ob man im tiefsten



Digitized by Google

Frieden lebe und als ob alles darauf ankomme, die wenig zahlreichen Zollanschließler des hamburgischen Handwerker- und Kleinhändlerstandes im Zaume zu halten, ließ der Senat ein Disziplinarverfahren gegen Schultze eröffnen, das anfänglich auf ziemlich allgemeine Mißbilligung stieß, indessen Zustimmung fand, als der nicht eben würdige Vorkämpfer der „nationalen" Sache sich auf Ableugnungen und Unwahrheiten einließ, die ihn zur Niederlegung seines Amtes und zur Übersiedelung nach Berlin veranlaßten. Es machte wenig Eindruck, daß Schultze diese Polemik fortsetzte, nachdem er im Reichskanzleramte Unterkunft gefunden hatte. Von nur beschränkter Brauchbarkeit, verblieb der Exsekretär der hamburgischen Gewerbekammer in einer so untergeordneten Stellung, daß er alsbald Berlin wieder verließ und nach Übernahme einer subalternen Tätigkeit im preußischen Osten vollends verschwand. „Wir" waren aber in unserem „Rechte" und glaubten demnach, uns in einer unangreifbaren Position zu befinden.

Dieser Wahn sollte indessen von kurzer Dauer sein. Ende März berichtete der hanseatische Ministerresident Krüger, daß ein Hauptangriff bevorstehe, und unmittelbar darauf platzte eine Bombe, die den gesamten bestehenden Rechtszustand in Frage stellte und die Gemüter in einen noch nicht dagewesenen Schrecken versetzte. Ein preußischer Antrag beim Bundesrate, dessen herbe Form Bismarcks persönliche Autorschaft durchsehen ließ, schlug die sofortige Einbeziehung Altonas und des anstoßenden Teils der hamburgischen Vorstadt St. Pauli in den Zollverein vor. Die Motivierung entsprach dem tendenziösen und feindlichen Inhalte des Antrages. Da die preußische Stadt Altona unter dem bestehenden Verhältnis gelitten habe, die Zukunft derselben aber nicht von dem Belieben Hamburgs abhängig gemacht werden könne, nehme die preußische Regierung durch die Einbeziehung dieser Stadt Pflichten und Rechte wahr, welche jede Diskussion ausschließen und etwaige diplomatische Verhandlungen gegenstandslos erscheinen ließen. Die Miteinbeziehung des größeren Teils der Vorstadt St. Pauli sei dabei unvermeidlich, da die Grenzen derselben mit denjenigen Altonas so vielfach verschlungen seien, daß eine Trennung beider Gebiete auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde. Die Vorschrift des Artikels 34 der Reichsverfassung statuiere allerdings,

Digitized by Google

daß die Freihafengebiete von Hamburg und Bremen nur auf eigenen Antrag zum Eintritt in den Zollverein veranlaßt werden könnten, handle aber nur von den Gesamtgebieten und schließe nicht aus, daß über einzelne Teile desselben vom Bundesrate verfügt werde.

Von Einwendungen gegen das Verfügungsrecht Preußens über Altona konnte begreiflicherweise nicht die Rede sein, — die von Bismarck beliebte Auslegung des Artikels 34 widersprach aber nicht nur dem Sinn und Wortlaute der Reichsverfassung, sondern der Art, in welcher der Bundesrat denselben bisher ausgelegt hatte. Dazu kam, daß eine Notlage für Altona schlechterdings nicht bestand, daß von Seiten Altonas Wünsche für den Eintritt dieser Stadt in den Zollverein nicht verlautbart worden waren und daß St. Pauli als Sitz einer mit dem Betriebe der Schiffahrt speziell verbundenen Geschäftswelt für die innere Stadt Hamburg so unentbehrlich war, daß seine Einbeziehung die Freihafenstellung der übrigen städtischen Gebietsteile völlig wertlos gemacht hätte. Ein Teil des altonaischen Handels- und Schiffahrtsverkehrs hatte sich wegen der auf Konzentration der einzelnen Geschäftsbranchen gerichteten Entwicklung des kommerziellen Betriebs allerdings im Laufe der Jahre nach Hamburg gezogen, irgendwelche Schädigung des altonaischen Handels aber nicht zur Folge gehabt. An der hamburgischen Börse hatten die Altonaer Kaufleute dieselben Rechte wie die hamburgischen: daß gewisse kommerzielle Manipulationen für altonaische Rechnung auf hamburgischem Gebiete ausgeführt wurden, bedeutete demgemäß keine Schädigung, solange Altona dem Freihafengebiete erhalten blieb und die dortigen Kaufleute, Handelsbeamten, Arbeiter usw. ungehemmt zwischen den beiderseitigen, nur auf dem Papier abgegrenzten Gebieten transitieren konnten. Ebenso waren die Verhältnisse der Industriellen, Handwerker und Kleinhändler hüben und drüben genau die nämlichen. Gewisse Einbußen hatten dieselben durch die im Jahre 1866/67 erfolgte Einbeziehung der Nachbarländer Holstein, Lauenburg und Mecklenburg in den Zollverein allerdings erlitten. Die damals stattgehabte Aufrichtung streng geschlossener Zollgrenzen und erhöhter Tarife hatte den erwähnten Klassen der hamburgisch-altonaischen Geschäftswelt den freien Verkehr mit den Abnehmern der Nachbarschaft erheblich erschwert und die letzteren daran gewöhnt,



Digitized by Google

ihre Einkäufe nicht mehr in der Doppelstadt an der Elbe, sondern innerhalb des Zollvereins, insbesondere in Lübeck und Berlin zu machen. Diese dem Handwerk und Ladengeschäft des Freihafengebiets ungünstige Wendung war indessen schon vor dem Jahre 1866 fühlbar gewesen und durch Verhältnisse bedingt worden, die sich auch in der Folge nicht haben ändern lassen. In erster Reihe gehört der Aufschwung Berlins hierher, dessen Anziehungskraft sich seit dem Ausbau des großen norddeutschen Eisenbahnnetzes beständig vermehrt hatte und das als Hauptstadt des führenden deutschen Staates alljährlich Tausende von Menschen in seinen Mauern sah, für welche in früherer Zeit Hamburg die große Stadt κατ' ἐξοχήν gewesen war, — zum andern kam in Betracht, daß der Strom nordischer und nordöstlicher Reisender bis zu Anfang der sechziger Jahre fast ausschließlich auf den Seeweg (die Dampferlinie zwischen St. Petersburg, Helsingfors, Reval, Riga und Lübeck) angewiesen gewesen war und Berlin gewöhnlich erst erreicht hatte, nachdem die erste Kauflust der Ankömmlinge auf dem hamburgischen Jungfernstieg, dem Neuen und dem Alten Wall befriedigt worden war. Seit Ausbau der Eisenbahnnetze Westrußlands und Ostpreußens war das anders geworden und der Landweg über Königsberg an die Stelle der früheren Seeverbindung getreten. Kein Wunder, daß diese zugunsten des Spreeufers eingetretene Verschiebung sich seit Aufrichtung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs von Jahr zu Jahr stärker akzentuierte und daß (wie vorweg erwähnt werden darf) der Zollanschluß Hamburg-Altonas an derselben Wesentliches nicht zu ändern vermocht hat. Während der siebziger und ersten achtziger Jahre lagen die Dinge allerdings so, daß Kleinhändler und Industrielle beider Elbstädte von der Beseitigung der binnenländischen Zollgrenze eine neue Ära erwarteten und daß sie während der Jahre, die der Krisis vorhergingen, in ihren Reihen zahlreiche „Anschließler" zählten. Den Kern der Anschlußpartei bildeten indessen einzelne große Kaufleute, die zugleich Fabrikanten waren und denen gewisse starre Unitarier (z. B. der Chef des großen Bankhauses Goßler, Herr John von Berenberg-Goßler) Unterstützung leisteten. Einer „terroristischen" Niederhaltung dieser Minderheit (wie sie in Berlin gefabelt wurde) hat es gleichwohl niemals bedurft, weil die Masse der eingesessenen

Digitized by Google

Bevölkerung, einschließlich der Arbeiter, auf der Seite der Freihafenmänner stand und weil diese die Börse und die Bürgerschaft unbedingt beherrschten. Daß die im Herbst 1880 mühsam zustande gebrachte, von ein paar hundert Geschäftsleuten unterzeichnete hamburgische Anschlußadresse vollständig zu Boden fiel und daß der damalige Vorsitzende der Handelskammer sein Amt niederlegen mußte, weil er sich zu einer der Einbeziehung günstigen Äußerung hatte bestimmen lassen, darf gleich hier bemerkt werden. So entschieden stand die öffentliche Meinung zur Sache der Aufrechterhaltung des Status quo — so peinlich empfand Alt-Hamburg den preußischen Antrag als Herausforderung und Beleidigung, daß sich das alles wie von selbst verstand.

Unter dem ersten Eindruck der März-Überraschung trug man sich innerhalb wie außerhalb des Senats mit Gedanken und Projekten ziemlich phantastischer Natur. Die Meinung gewisser alter Herren, daß „England und Rußland ‚uns' äußerstenfalls nicht im Stiche lassen würden", fand allerdings nirgend Anklang. Abgesehen von der Erfahrung, die man im Jahre 1866 mit diesen vermeintlichen Gönnern gemacht hatte, war der nationale Gedanke auch in Hamburg zu mächtig geworden, als daß die Sache unter anderen als deutschen Gesichtspunkten hätte behandelt werden können. Desto nachdrücklicher wurden jetzt Stimmen laut, die zum Versuch eines Appells an das Rechtsgefühl des alten Kaisers rieten und auf denselben erst verzichteten, als der mit den Verhältnissen Berlins genau bekannte Minister Krüger entschieden abgeraten hatte. Dann wurden Stimmen laut, welche von einer über das gesamte Deutschland gebreiteten, „in großem Stil" betriebenen Freihandelsagitation die Rettung erhofften. Selbst in Senatskreisen, die sich auf publizistische Unternehmungen nur ungern einließen, fand der von dem wenig später verstorbenen A. N. Zacharias entworfene Plan zur Begründung eines freihändlerischen Preßbureaus anfänglich einigen Anklang. Zu meiner Überraschung fragte der Bürgermeister Kirchenpauer mich an einem der ersten Junitage (1880), ob ich nicht geneigt sei, einen längeren Urlaub zu nehmen und eine Weile ausschließlich für das von Zacharias improvisierte Bureau zu arbeiten, — ein Vorschlag, den ich trotz entschiedener Parteinahme für die hamburgische Rechtsauffassung aus sachlichen wie aus per-

Digitized by Google

sönlichen Gründen ablehnte. Aus sachlichen Gründen, weil ich den Plan für aussichtslos hielt und weil mir die dabei unvermeidliche Verquickung mit der Fortschrittspartei verwerflich und gefährlich erschien, — aus persönlichen Gründen, weil die Übernahme einer derartigen offiziös publizistischen Rolle dem Senatssekretär wie dem Schriftsteller gleich wenig zur Empfehlung gereicht haben würde.

Inzwischen war die offizielle Behandlung des preußischen Antrages um einen, wenngleich wenig aussichtsvollen Schritt weiter gekommen. Kirchenpauer hatte die Stellung des hamburgischen Bundesratsbevollmächtigten niedergelegt, der einzige der neuen Lage gewachsene Mann, Senator Versmann, dieselbe angetreten und die Worte, die bisher in der Ratsstube gewechselt worden waren, in Taten umzusetzen versucht. Entsprechend Versmanns Vorschlägen hatte Hamburg am 28. April (1880) den Gegenantrag gestellt, den preußischen Antrag durch den Verfassungsausschuß des Bundesrats auf seine Zulässigkeit prüfen zu lassen und dadurch Bismarcks leidenschaftlichsten Zorn erregt. Einige Tage vor der auf den 5. Mai anberaumten Beratung des Bundesratsplenums (dem Bismarck in Person zu präsidieren gedachte) war Versmann nach Berlin gegangen, um den Boden, auf welchen er treten sollte, zu prüfen. Die von ihm erstatteten Berichte lauteten so ungünstig wie möglich. Bismarcks in höchster Erregung getane Äußerung, daß er die Inbetrachtnahme des hamburgischen Antrages unter keinen Umständen dulden werde, daß derselbe eine ihm zugefügte Beleidigung und eine Gefährdung des gesamten verfassungsmäßigen Zustandes bedeute, hatte so einschüchternd gewirkt, daß den Besten unserer Freunde im Bundestage der Mut gesunken war und daß auf eine wirksame Unterstützung des hamburgischen Antrages bei niemand, wahrscheinlich auch nicht bei Bayern, gerechnet werden konnte. Der Eindruck dieser an einem Sonnabendabend eingegangenen Hiobspost hatte auf den Senatspräsidenten Petersen so erschreckend gewirkt, daß dieser mich am folgenden Morgen (dem letzten April- oder ersten Maisonntage 1880) durch einen Eilboten zu sich bescheiden ließ und mir von dem Inhalt desselben mit dem Ersuchen Mitteilung machte, sofort nach Berlin zu reisen. Ein formeller Beschluß werde erst in der Montagssitzung gefaßt werden

Digitized by Google

können, — bei der Kürze der Zeit bis zur nächsten Bundesratssitzung sei indessen keine Zeit zu verlieren: „Sie kennen Berlin, — Sie haben alle möglichen Beziehungen, — Sie sind mit dem Unterstaatssekretär Busch und anderen Leuten im Auswärtigen Amte auf freundschaftlichem Fuße, und Sie verstehen zu schreiben. Tun Sie mir den Gefallen und reisen Sie mit dem Mittagszuge ab und stellen Sie sich Versmann zur Verfügung." So wenig verlockend das aussah und so wahrscheinlich es war, daß Versmann dem unerbetenen Beistande zunächst die rauhe Seite seines Wesens zuwenden würde, so blieb nichts übrig, als dem Wunsche Petersens zu entsprechen. Bei meinem Eintreffen in Berlin (Hotel Royal) fand ich Versmann in der denkbar übelsten Laune vor. Er behauptete, rings von Spionen umgeben zu sein, durch meine Anwesenheit in Berlin kompromittiert zu werden, Berührungen mit der Presse wie den Tod zu scheuen usw., war aber klug und billig genug, mit sich reden zu lassen und mir zu glauben, daß ich „mon corps défendant" die unliebsame und aussichtslose Mission übernommen hätte. Schließlich kamen wir überein, daß ich (da mein Eintreffen in Berlin einmal kein Geheimnis bleiben konnte) meine Freunde im Auswärtigen Amte in gewohnter Weise aufsuchen, ihm abends über die gewonnenen Eindrücke berichten und mit mündlichen Aufträgen, die er vorzubereiten im Begriffe stehe, nachts nach Hamburg zurückkehren sollte.

In der Wilhelmstraße wurde ich freundlicher denn je aufgenommen. Auf die einzelnen Personen, die ich sprach, kann ich mich nicht genau besinnen, ich weiß nur, daß Bucher und Holstein sich in der Zahl derselben befanden und daß ich in dem Arbeitszimmer des ersteren den (damals noch ziemlich jugendlichen) Grafen Herbert Bismarck antraf, der sogleich auf die „Stimmung in Hamburg" zu reden kam. Ich gewann den Eindruck, daß die Heftigkeit, mit welcher der Reichskanzler ins Zeug gegangen war, von den Männern seiner nächsten Umgebung nicht recht gebilligt worden sei, daß dieselben Hamburg gegenüber eine gewisse Verlegenheit empfänden und daß sie dem Austrage des entbrannten Streites nicht ganz ohne Befangenheit entgegensähen. Besonders bemerkenswert erschien mir, daß Graf Herbert mit einer gewissen ihm sonst nicht eigentümlichen Bonhomie davon sprach, daß man

Digitized by Google

sich über eine gewisse Empfindlichkeit der Hamburger nicht wundern dürfe. Bei dieser (oder einer bald darauf eintretenden) Gelegenheit hatte ich zu einer denselben Gegenstand betreffenden längeren Unterredung mit dem mir seit vielen Jahren bekannten Chef der Reichskanzlei, Geheimrat v. Tiedemann, Veranlassung. Als geborener Holsteiner war Tiedemann mit den Verhältnissen Hamburg-Altonas unvergleichlich besser bekannt, als die Mehrzahl berlinischer höherer Beamten, den Reichskanzler nicht ausgenommen, — als Mann von billiger und wohlwollender Denkungsart überdies geeignet, zwischen den entbrannten Gegensätzen zu vermitteln. Von der eingetretenen Verwickelung sprach er im Tone eines gewissen Bedauerns, indem er zum Schluß erwähnte, es würde vielleicht von Nutzen sein, wenn er und ich in eine die Zollanschlußfrage betreffende, zunächst theoretisch gehaltene Korrespondenz träten, die den beiderseitigen Mandataren vertraulich zur Kenntnis gebracht und als Grundlage für weitere Verhandlungen benutzt werden könnte. Da ich den bloßen Schein einer wie immer gearteten Einmischung in die Versmann anvertraute Angelegenheit sorgfältig vermeiden mußte, ging ich einer direkten Antwort auf die gestellte Frage aus dem Wege, mich mit dem Eindruck begnügend, daß Bismarcks Vertraute den Wunsch teilten, dem unnötigerweise vergifteten Konflikt die Spitze abzubrechen — eine Wahrnehmung, die mir später, als ich in Berlin lebte und als der Zollanschluß Hamburgs beschlossene Sache geworden war, mehrfach bestätigt worden ist.

Zunächst führte die Bundesratssitzung vom 5. Mai zu einer Entscheidung, die, wenn nicht der Form, so doch dem Wesen nach auf Berücksichtigung der hamburgischen Einwendungen hinauslief. Nach einer Verhandlung, in welcher Versmann dem leidenschaftlichen Gebaren des Reichskanzlers mit ruhiger und taktvoller Bestimmtheit entgegengetreten war, wurde der Beschluß gefaßt, die technische Seite der gestellten Anträge prüfen zu lassen, von weiteren Erörterungen der Verfassungsfrage aber bis auf weiteres abzusehen. Durch beiderseitig ernannte Kommissäre sollte die Möglichkeit einer Abgrenzung zwischen St. Pauli und Altona geprüft und festgestellt werden, ob die Einbeziehung der letzteren Stadt in das Zollvereinsgebiet ohne gleichzeitige Beseitigung der Frei-

Digitized by Google

hafenstellung St. Paulis ausführbar sei. Die ganze Sache lief auf eine Komödie hinaus, deren Hohlheit von den Eingeweihten rückhaltlos eingestanden wurde: das unsinnige Projekt, zwei seit Jahrhunderten zusammengewachsene Städte „zolltechnisch" zu trennen, sollte ausführbar befunden werden, um dem Bundesrate die Wahl zwischen Bismarcks Berserker-Zorn und einer Vergewaltigung Hamburgs und des § 34 der Reichsverfassung zu ersparen. Die mit diesem Gaukelspiel beauftragten Kommissarien ermangelten denn auch nicht, den halb verschütteten, mitten durch Höfe und Gärten führenden alten Graben, der zu der Ur-Urväter Zeiten die Grenze gebildet hatte, — feierlich zu „begehen" und zu berichten, daß die Trennung zwar schwierig, aber nicht absolut unmöglich sei. Ohne daß auch nur ein Finger zu vorbereitenden Maßnahmen erhoben worden wäre, blieb die Sache mehrere Monate lang in diesem Stadium liegen. Hüben wie drüben hatte man die Empfindung, für einen Augenblick Zeit gewonnen zu haben, die möglicherweise Rat schaffen könne. Bismarck setzte die moralische Vergewaltigung Hamburgs fort, indem er am 8. Juni (1880) die Einbeziehung der unteren Elbe in das Zollvereinsgebiet, wenig später die Aufhebung der im Freihafengebiete bestehenden Zollvereinsniederlage durchsetzte und für den Februar 1881 die Zollannexion Wandsbeks in Aussicht nahm: Hamburg sah diesem Gange der Dinge mit der Resignation einer Verzweiflung zu, die man hinter der hoffnungsvoll klingenden Formel interdiu fit aliquid zu verbergen suchte.

Daß „interdiu" wirklich etwas geschah, war das ausschließliche Verdienst Versmanns, der in wohlgehütetem Geheimnis nach den verschiedensten Seiten Verbindungen anzuknüpfen oder (wie er zu sagen pflegte) „Fühlung zu gewinnen" gewußt hatte. Mir war bereits im Spätsommer aufgefallen, daß er den im Senate geführten Reden über passiven Widerstand, Anknüpfungen mit der Fortschrittspartei usw. unverbrüchliches Schweigen entgegengesetzt und daß er einen vielbesprochenen Artikel des „Hamb. Correspondenten" über den Widersinn der auf das Fortschrittlertum gegründeten Rechnungen und die Notwendigkeit einer Verständigung mit der Reichsregierung hatte passieren lassen, ohne dem unvorsichtigen Verfasser desselben das Genick zu brechen: daß dieser

Digitized by Google

Verfasser kein anderer als ich sein konnte, wußte er so genau, wie ich selbst es wußte. Über die Unmöglichkeit einer Politik gedankenlosen Zu- und Abwartens war der kluge und energische Mann begreiflicherweise keinen Augenblick im Zweifel gewesen. Überdies war auch ihm nicht entgangen, daß das Berliner höhere Beamtentum die Empfindung hatte, Bismarcks Draufgehen müsse entweder in eine Sackgasse oder zu einer Verletzung der Reichsverfassung führen, deren bedenkliche Folgen vielleicht auch von ihm, dem Allgewaltigen, nicht würden abgewendet werden können. Ließ sich ein halbwegs anständiger Mittelweg ausfindig machen, so konnte man mit Sicherheit voraussagen, daß derselbe von der Berliner Bureaukratie bereitwillig beschritten werden würde. Bei seinen wiederholten Besuchen in der Reichshauptstadt hatte Versmann weiter wahrgenommen, daß der wenig fähige, bereits damals in seiner Stellung bedrohte Finanzminister Bitter mit besonderer Beflissenheit auf die Ratsamkeit zunächst „theoretischer" Ausgleichsverhandlungen angespielt und schließlich entschiedene Sehnsucht nach Anknüpfung derselben verraten hatte. Mit dem in Zollangelegenheiten wenig versierten und nebenher einflußlos gewordenen Minister zu verhandeln, wäre an und für sich gegenstandslos und angesichts der in Hamburg herrschenden Stimmung unklug gewesen. Wie die Verhältnisse einmal lagen, hätte die bloße Nennung eines preußischen Ministernamens erschreckend gewirkt. Bitters Wahn, sich unentbehrlich zu machen, wenn er dem Kaiser ein als Unterwerfung Hamburgs zu deutendes Abkommen mit Hamburg „auf dem Präsentierteller" darbot, durfte darum aber nicht unbenutzt gelassen werden. Versmann wußte dem Minister plausibel zu machen, daß direkte Verhandlungen mit Sr. Exzellenz zweckmäßigerweise erst nach Erledigung gewisser Vorfragen angezeigt sein würden und daß zweckmäßig sein werde, „diese Details" durch die resp. technischen Beamten oder durch den in Hamburg stationierten preußischen Zollinspektor Klostermann untersuchen zu lassen. Bitter griff bereitwillig zu, des guten Willens Klostermanns hatte Versmann sich im voraus versichert — jetzt kam es nur noch darauf an, die Zustimmung des Senats zu diesen „unmaßgeblichen" Verhandlungen einzuholen. Die Art, wie dies geschah, kann als Meisterstreich bezeichnet werden. Zum Schluß einer jener endlosen, bleiern

Digitized by Google

auf allen Beteiligten lastenden Montagssitzungen, die an lichtlosen Dezembertagen das denkbar höchste Maß von Unerträglichkeit zu erreichen pflegten, ergriff Versmann das Wort, um in vollendet gleichgültigem und scheinbar mißmutigem Tone zu berichten, daß der Zollinspektor Klostermann auf Grund ihm gewordener Aufträge den Wunsch ausgesprochen habe, sich über die Modalitäten zu unterrichten, unter denen Hamburgs Freihafenstellung und Freihafenbedürfnis mit dem preußischen Verlangen nach weiterer Verschiebung der Zollgrenze in Einklang gesetzt werden könne. Stelle sich die Sache gleich wenig verlockend dar, so werde doch schwer halten, dieselbe a limine abzuweisen, ohne sich dem Vorwurfe eigensinniger Abschließung auszusetzen. Schon der Umstand, daß Klostermann bloßer Beamter sei, schließe jeden Gedanken an präjudizierende Abmachungen aus. Erteile der Senat seine Erlaubnis dazu, so werde er, Versmann, den Sekretär der Deputation für die indirekten Steuern Herrn Roeloffs beauftragen, sich mit Klostermann in vorläufiges Vernehmen zu setzen. Die weiteren Besprechungen werde er, Versmann, erforderlichenfalls persönlich abhalten und über etwaige Ergebnisse dem Senate sofortigen Bericht erstatten.

Gegen diesen „unmaßgeblichen", nach keiner Seite präjudizierenden Vorschlag ließ sich auch vonseiten derjenigen Senatsmitglieder nicht Einspruch erheben, die am liebsten principiis obsta gesagt hätten. Ich sehe Kirchenpauer noch vor mir, wie er nach einigem Besinnen sein „Dagegen wird sich allerdings nichts einwenden lassen" aussprach und dadurch die Voten der übrigen Vertreter der non possumus-Theorie bestimmte. Soweit meine Erinnerung reicht, wurde von keiner Seite, auch nicht von derjenigen der Partikularisten strengster Observanz, Verwahrung eingelegt. Die Herren gingen offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Resultatlosigkeit der in Aussicht genommenen Besprechungen im voraus feststehe und zur Befestigung ihrer Auffassung führen werde. Die Sitzung wurde bald darauf geschlossen und der bezügliche, von Versmann selbst formulierte Protokollbeschluß am folgenden Tage anstandslos genehmigt.

Sekretär Roeloffs (in der Folge mein Amtsnachfolger und später Syndikus) war Versmanns „alter ego", ein Mann von un-

Digitized by Google

gewöhnlichen Fähigkeiten und dabei der einzige Hamburger, der Gesetzgebung und Technik des deutschen Zollwesens vollständig beherrschte. Sein Verdienst um das Zustandekommen der Verständigung, die er vermitteln half, wird kaum hoch genug angeschlagen werden können. Abgesehen davon, daß Roeloffs den preußischen Unterhändlern (neben Klostermann war ein für einige Wochen nach Hamburg entsendeter elsässischer Zollbeamter Carbau als Auskunftsperson tätig) durchaus gewachsen war, daß er den hamburgischen Handelsbetrieb bis in die letzten Einzelheiten kannte, gehörte er zu den wenigen Personen, die Versmann richtig zu behandeln und seine Neigung zu Finasserien unschädlich zu machen wußten. Trotz berechtigten Selbstgefühls war Roeloffs klug genug, niemals mit seiner Person hervorzutreten und dadurch den Mann, dem er die gesamte Karriere verdankte, in gewissem Sinne zu seinem Schuldner zu machen. Im Grunde seines Wesens war Versmann billig, gerecht und, wenn er sich auf sich selbst besann, auch bereit, fremdes Verdienst gebührend anzuerkennen. Das hat niemand in so reichlichem Maße erfahren wie Roeloffs, den sein Chef vom Subalternbeamten zu einem der einflußreichsten Männer der Stadt gemacht hat, indem er sich zugleich das Verdienst erwarb, dem hamburgischen Gemeinwesen eine Arbeitskraft ersten Ranges zugeführt zu haben. Beiläufig darf bemerkt werden, daß Zollinspektor Carbau, den ich viele Jahre später kennen lernte und der von Versmanns administrativem Talent und seiner Fähigkeit, „richtig zu sehen, zu hören und zu fragen" eine außerordentlich hohe Meinung besaß, Roeloffs mindestens gleich hervorragende Eigenschaften und größere diplomatische Geschicklichkeit zuschrieb.

Der glücklichen Einleitung des wichtigen Geschäfts entsprach der Fortgang desselben. Während Pläne und Gerüchte der wunderlichsten Art auf und nieder gingen, die einen an der erwähnten Zollanschließler-Adresse, die anderen an den gleichfalls berührten „Zollannexionen" der unteren Elbe zu nutzlosen Diskussionen Veranlassung ergriffen, nahmen die Versmann-Klostermannschen Besprechungen in aller Stille ihren Fortgang. Über den Gang derselben könnte allein an der Hand von Aufzeichnungen über Versmanns periodisch wiederkehrende Mitteilungen an den Senat berichtet werden. Mangels derselben muß es bei Andeutungen über

Digitized by Google

die Eindrücke sein Bewenden nehmen, die mir im Gedächtnis haften geblieben sind. Mit der Miene der Überraschung berichtete der genaue Kenner hamburgischer Menschen und Verhältnisse von Fall zu Fall, daß Klostermann namens seiner Mandatare Anerbietungen gemacht habe, die die kühnsten Erwartungen überträfen und daß von ihm Zugeständnisse als selbstverständlich bezeichnet würden, von denen man sonst angenommen habe, sie würden, wenn überhaupt, erst nach langen und erbitterten Kämpfen erreicht werden können. Dahin gehörten die Bewilligung eines zollfreien Hafengebiets und ausgedehnte Liegeplätze im Elbfahrwasser, deren Grenzen Hamburg zu bestimmen haben werde, — eines so gut wie freien Verkehrs mit der Elbmündung, — die Anlage umfassender Kais zu ungehemmtem Ein- und Ausladen der ins Ausland transitierenden Güter, — nach Millionen bezifferte Reichszuschüsse zu den erforderlichen Neu- und Umbauten, weitgehende Abänderungen gewisser besonders lästiger Bestimmungen des Reglements über die Verzollungsmanipulation und die Zollkredite, — endlich die (von Versmann als conditio sine qua non behandelte) Errichtung einer hamburgischen, allein dem Senate zu unterstellenden Zollverwaltung usw. Die Reihenfolge, in welcher diese Vorschläge dem Senate zur Kenntnisnahme gebracht wurden, — die Form, in der das geschah, und die Erläuterungen, welche sie begleiteten, waren so sorgfältig vorbereitet und so meisterhaft auf die Eigentümlichkeiten der althamburgischen Betrachtungsweise zugeschnitten, daß die Partei des althamburgischen Partikularismus von Vortrag zu Vortrag entwaffnet und schließlich so vollständig kaptiviert wurde, daß sie nicht mehr zurück konnte. Besonders lebhaft ist mir das Bild der Sitzung im Gedächtnis haften geblieben, in welcher Versmann eine Anzahl von ihm und Klostermann entworfener Skizzen des künftigen Freihafens vorlegte und dem Senate zur Auswahl und Begutachtung anstellte. „Das ist ja kaum zu glauben," mußte selbst Kirchenpauer zugestehen, dessen grundsätzliche Abneigung gegen jede Art von Kompromiß schließlich der praktischen Bedeutung mehr und mehr entkleidet wurde. Innerhalb des Senats war man über die Grundlagen des zu treffenden Abkommens zu Anfang des April so weit einig geworden, daß Versmann mit dem Finanzminister Bitter in direkte Verhandlung treten konnte. Bitters Be-

Digitized by Google

dürfnis, sich durch siegreiche Beendigung der vielbesprochenen Angelegenheit bei Kaiser und Reichskanzler einen weißen Fuß zu machen, wurde von dem hamburgischen Unterhändler so erfolgreich ausgebeutet, daß dieser Herr die Durchsetzung der hamburgischen Forderungen als eigenstes und persönliches Interesse behandelte und die mit der höchsten Stelle zu treffenden Feststellungen auf sich nahm. Nachdem auf solche Weise die Hauptarbeit getan war, reisten Versmann und der ihm als Mitkommissar beigegebene Senator O'Swald zu Anfang des Maimonats nach Berlin, wo der dritte hamburgische Bevollmächtigte, Minister Krüger, den Boden so wohlpräpariert hatte, daß der Vertrag zwischen den beiden Regierungen am 25. Mai abgeschlossen werden konnte. Da Bismarck für denselben persönlich eintrat, wurde die Zustimmung des Reichstages unschwer erlangt. Nicht ganz so einfach, aber ebenso erfolgreich wickelten sich die Dinge in Hamburg ab. Seinen bis ins tz fertiggestellten Plan ließ Versmann durch eine der in dergleichen Fällen üblichen gemischten, d. h. aus Vertretern des Senats und der Bürgerschaft zusammengesetzten Kommissionen „prüfen" und der Annahme durch die Bürgerschaft empfehlen, die denn auch mit erheblicher Mehrheit erfolgte. Zu Beginn der Pfingsten 1881 war der Eintritt Hamburgs in den Zollverein beschlossene Sache, am 25. Juni der bezügliche Beschluß des Bundesrates verbrieft und versiegelt und allein die Ordnung gewisser Einzelfragen ausständig. Auf die Namen der Senatsmitglieder, die bis zuletzt auf ihrem Widerspruch beharrten, vermag ich mich nicht mehr zu besinnen. Außer Kirchenpauer, der gleichzeitig den Vorsitz in der jahrzehntelang von ihm geleiteten Deputation für Handel und Schiffahrt niederlegte, sind meines Erinnerns noch der alte Großmann und v. Melle auf dem Standpunkt des non possumus verblieben. Syndikus Merck, der wenig später starb, war schwerer Krankheit wegen dem Senate seit vielen Monaten fern geblieben, Bürgermeister Petersen längst in das Lager Versmanns übergetreten und einer der eifrigsten Vorkämpfer der Sache desselben geworden, Senator Hahn — wenn auch schweren Herzens — diesem Beispiel gefolgt. „Wir werden die Ausführung doch nicht mehr erleben," sagte Petersen dem alten Freunde und Platznachbar, nachdem die Würfel der entscheidenden Abstimmung gefallen waren, — eine Voraussagung, die übrigens nicht eingetroffen ist.

Digitized by Google

Auf den materiellen Inhalt des folgenreichen Vertrages vom Frühjahr 1881 einzugehen, habe ich keine Veranlassung gehabt. Einmal ist dieser Vertrag seit Jahrzehnten publici juris geworden, und zum andern bedürfte es zur sachlichen Erörterung desselben einer Vertrautheit mit den Unterlagen, die ich nie erworben habe und auch nicht erwerben konnte. Während der Verhandlungen vom Winter 1880/81 war ich vollauf von anderweiten Geschäften, insbesondere denjenigen der Oberschulbehörde (Sektion II) in Anspruch genommen, und als die Feststellung des Ausführungsmodus an die Reihe kam, längst von Hamburg nach Berlin übergesiedelt. Danach hat die vorstehend versuchte Darstellung sich auf das beschränken müssen, was ich persönlich gesehen und gehört habe. Mit Rücksicht darauf, daß die landläufigen Vorstellungen vom Gange der Sache wesentlich unrichtige, zum Teil künstlich zurechtgemachte sind und daß z. B. die Darstellung Poschingers von völlig unzutreffenden Voraussetzungen ausgeht, — habe ich für Pflicht gehalten, an meinem bescheidenen Teil zur Steuer der Wahrheit beizutragen und der Legende entgegenzutreten, welche dem Fürsten Bismarck nicht nur alles Verdienst um die Sache, sondern zugleich mustergültige und planvolle Vorbereitung und Durchführung derselben zuschreibt.

Daß der große Staatsmann sich auch in diesem Falle als solcher bewährt hat, braucht nicht bestritten zu werden. Aus Versmanns eigenen und unzweifelhaft absolut zuverlässigen Mitteilungen weiß ich, daß der damalige Reichskanzler auf die schließliche Entscheidung in weitsehender und vorurteilsloser Weise eingewirkt und Hindernisse hinweggeräumt hat, deren Bewältigung den Händen anderer Sterblicher schwerlich gelungen wäre. Er hat die kleinlichen Schikanen und Bedenken totgemacht, mit denen Pedanterie und Kurzsichtigkeit der Zolltechniker die hamburgischen Ansprüche zu verkürzen suchten, — er hat den Ausschlag dafür gegeben, daß das Reich einen erheblichen Teil der durch Umbau und Neugestaltung der Hafenanlagen verursachten Unkosten auf sich nahm und daß dabei in großem Stil verfahren wurde, — e r ist es endlich gewesen, der die Errichtung einer selbständigen hamburgischen Zollverwaltung gegen den Widerspruch der bureaukratischen Kleinmeister durchsetzte und damit d e n Punkt traf, auf welchen Versmann das entschei-

Digitized by Google

dende Gewicht legte. Nichtsdestoweniger bleibt übrig, daß ein Teil der Schwierigkeiten, die Bismarck hinwegräumen half, erst von ihm geschaffen worden war, daß die leidenschaftlich unbillige und sachlich unmotivierte Art seines Vorgehens vom März 1880 Hamburg sozusagen in Avantage setzte und daß das schließliche Resultat schwerlich so rasch und so glücklich zustandegebracht worden wäre, wenn man nicht auch in Berlin die Empfindung gehabt hätte, etwas gutmachen zu müssen. An der Zuvorkommenheit, welche Bitter, Scholz, Burchard, v. Bötticher usw. während der letzten Phasen des Handels den Hamburgern gegenüber betätigten, hat diese Empfindung unzweifelhaft einigen Anteil gehabt. Mißbilligungen des Bismarckschen Vorgehens bin ich vor wie nach beendeter Sache auch sonst bei eifrigen und ergebenen Anhängern des großen Kanzlers begegnet, — freilich nur solchen Mißbilligungen, die in der Stille verlautbart wurden und die außerhalb der fortschrittlich-oppositionellen Presse niemals zum Ausdruck kamen. Als es im Herbst 1880 abermals galt, verfahrene hamburgische Schulangelegenheiten zu ordnen und ich zu diesem Behuf nach Berlin reiste, leitete Herr v. Bötticher das bezügliche Gespräch mit den Worten ein: „Sie werden sehen, daß die Gesamtheit unserer Beziehungen zu Hamburg an meiner Bereitschaft, den dortigen Wünschen entgegenzukommen, nichts geändert hat", und bewies er in der Tat eine Willfährigkeit, die alle Erwartungen übertraf. Soll einmal festgestellt werden, wem die Ehre des Hauptverdienstes um die Zolleintrittsangelegenheit gebührt, so wird die Gerechtigkeit dieselbe Versmann zuteilen müssen, der durch alle Stadien, welche der Streit durchlaufen, ein Maß von Umsicht, Fleiß und Geschicklichkeit bewiesen hat, wie es keinem der übrigen Mitwirkenden zugemessen gewesen ist. An der Durchsetzung der Sache in Hamburg ist O'Swald in besonderem Grade beteiligt gewesen; das hohe und verdiente Ansehen, in welchem dieser vortreffliche Mann als Mensch, Kaufmann und öffentlicher Charakter bei seinen Mitbürgern stand, hat bei der bürgerschaftlichen Entscheidung mindestens so schwer gewogen, wie die Summe der taktischen Geschicklichkeiten, durch welche Petersen auch bei dieser Gelegenheit exzellierte. Dem Verdienste, das der dritte Unterzeichnete des Vertrages vom 25. Mai 1881, Minister Krüger, durch zweckmäßige Bearbeitung des Berliner Terrains erworben, haben

Digitized by Google

Versmann und Petersen stets uneingeschränkte Anerkennung gespendet; dem hanseatischen Ministerresidenten war dabei die persönliche Beliebtheit, die er durch Arbeitstüchtigkeit, liebenswürdige und konziliante Formen und geschickte Anpassung an die jeweilig herrschenden Strömungen erworben hatte, ebenso zugute gekommen, wie seine geschäftliche Brauchbarkeit. Ich weiß keinen zweiten Mann, auf den die Umkehrung des Erfahrungssatzes „Tel brille au premier rang, qui s'éclipse au second" so uneingeschränkt angewendet werden könnte, wie auf Krüger. Er war ein Geschäftsmann von bewundernswerter Geschicklichkeit und Umsicht, — dabei mit künstlerischen Anlagen reich ausgestattet und von einem vortrefflichen Herzen. Bismarcks Wohlwollen hatte er sich auch unter den schwierigsten Verhältnissen zu erhalten gewußt, bei den drei Senaten unbeschränktes Vertrauen, innerhalb des Bundesrats verdientes Ansehen erworben und in den privaten Beziehungen stets die Tugenden des wohlgesinnten, hilfbereiten Ehrenmannes bewährt. Kein anderer hätte Versmann so glücklich ergänzen können, wie Krüger tat: die kühle Ruhe und Gleichmäßigkeit seines Wesens stand zu Versmann in direktem und wohltuendem Gegensatz. Zur Dankbarkeit gegen den ersteren habe ich ebenso häufig Veranlassung gehabt, wie zu kleinem Ärger über den letzteren. Der schließliche Eindruck ist aber doch derjenige uneingeschränkter Bewunderung der großen Anlagen Versmanns, insbesondere aber des Gebrauchs gewesen, den er von seinen Fähigkeiten zu machen gewußt hat. Niemals aber hat dieser merkwürdige Mann mir so großen Respekt eingeflößt, wie zu Anfang der neunziger Jahre, als er bei Gelegenheit eines Gesprächs über den Zollanschluß Hamburgs und den Aufschwung, welchen Handel und Schiffahrt der Stadt seitdem genommen, das Folgende sagte: „Meinen Anteil an der Sache kennen Sie so gut, wie irgend jemand: gleichwohl kann ich mich noch heute nicht entschließen, das post hoc ohne weiteres für ein propter hoc anzusehen. An dem unleugbaren kommerziellen Aufschwung der letzten Jahre haben glückliche Konjunkturen einen so großen Anteil gehabt, daß sich wahrscheinlich erst nach Jahren wird übersehen lassen, ob der (an und für sich unvermeidliche) Zollanschluß uns zum Vorteil oder zum Nachteil gereicht hat."

So hat nur ein wahrhaft überlegener Kopf urteilen können!



Digitized by Google

An meinen persönlichen Geschicken waren die ereignisreichen Jahre 1880 und 1881 ziemlich spurlos vorübergegangen. Mit dem Gedanken, in Hamburg leben und sterben zu müssen, hatte ich mehr und mehr Frieden geschlossen und trotz ununterbrochener Überbürdung mit amtlichen und außeramtlichen Arbeiten in zunehmendem Maße Freude am Leben gewonnen. Meine Familienverhältnisse waren die denkbar befriedigendsten, meine amtliche Stellung hatte sich seit dem Eintritt in die Oberschulbehörde sichtlich gebessert, das Buch, das ich unmittelbar nach dem Tode Kaiser Alexanders II. von Rußland veröffentlichte, hatte besonderen Anklang gefunden. Wohl hatte ich es wie eine Zurücksetzung empfunden, daß nach dem Tode Mercks ein Extraneus zum Syndikus erwählt und daß mir die Aussicht auf Weiterbeförderung dadurch so gut wie vollständig versperrt worden war. Die damit verbundene Enttäuschung hatte ich indessen mit zwei älteren Kollegen zu teilen gehabt, deren Ansprüche den meinigen mindestens gleichkamen; gegen die Bevorzugung des Dr. L. ließ sich überdies nicht allzuviel einwenden. Der Genannte war ein tüchtiger, mit der hamburgischen Finanzverwaltung gründlich vertrauter Mann, der es sich viele Jahre lang hatte sauer lassen werden, und dem man gönnen konnte, daß er es zu einer unabhängigen Stellung gebracht hatte. Ihm gegenüber war ich bisher ein Privilegierter gewesen; daß dieses Verhältnis sich umgekehrt hatte, ließ sich um so leichter verschmerzen, als er ein guter Freund war, den zu beneiden ungerecht und unanständig gewesen wäre. Immerhin blieb es ein peinlicher Gedanke, bei fünfundvierzig Jahren auf einem Punkte angelangt zu sein, über den hinauszukommen, wenig Aussicht übrigblieb. An diesen Gedanken aber mußte ich mich gewöhnen, nachdem ich um dieselbe Zeit mit der Unsicherheit und Unberechenbarkeit der berlinischen Amtsverhältnisse abermalige Erfahrungen gemacht hatte.

Ich hatte während der Zeit schärfster Spannung zwischen Hamburg und dem Reiche nach Berlin gehen und, wie oben erwähnt, eine Schulangelegenheit in Ordnung bringen müssen. Als ich nach ihrer Erledigung dem Minister von Bötticher meinen Abschiedsbesuch machte, fragte dieser mich, ob meine Zeit mir erlauben würde, noch einige Tage in der Reichshauptstadt zu verweilen. Auf meine Gegenfrage, worum es sich handle, gab er zur Antwort,

Digitized by Google

daß er beauftragt sei, mir den Übertritt in den Reichsdienst vorzuschlagen. Einstweilen komme es nur darauf an, eine generelle Antwort von mir einzuholen, — er trage indessen kein Bedenken, mir schon jetzt zu sagen, worauf es abgesehen sei. Der Zustand des amtlichen Preßwesens sei ein so fragwürdiger geworden, daß man daran denke, es einer vollständigen Neugestaltung zu unterziehen. Die Reichsregierung trage sich mit umfassenden sozialpolitischen Reformplänen, die vielfachen Widerspruch erregen und eine Lage schaffen würden, die eine neue Art publizistischer Tätigkeit erheischen würden. Für eine solche reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus. Außerdem laboriere man an veralteten und schwerfälligen Einrichtungen, die durch neue ersetzt werden müßten. Weder könne es dauernd dabei bleiben, daß nahezu jedes der großen Staats- und Reichsressorts sein eigenes Preßbureau besitze, noch sei der durch Alter und Krankheit hinfällig gewordene Preßdezernent im Ministerium des Innern, Geheimrat Ludwig Hahn, imstande, eine Neuorganisation ins Leben zu rufen. Über kurz oder lang werde der Herr sich entschließen müssen, die Leitung des Hauptorgans der Regierung, der von ihm begründeten „Provinzial-Korrespondenz", niederzulegen und sich vollständig zurückzuziehen. Schon im Hinblick darauf hielten er (B.) und der Minister v. Puttkamer für geboten, die Neugestaltung sofort in die Hand zu nehmen. Der Hauptsache nach habe der Reichskanzler sich damit einverstanden erklärt und ihn (B.) mit der Vorbereitung beauftragt. Gegen meine Person werde Bismarck nichts einzuwenden haben, da er meine Schriften kenne und außerdem wisse, daß ich dem engeren Kreise der sogenannten Katheder-sozialisten angehöre. v. Puttkamer, der mein neuestes Buch („Von Nikolaus I. zu Alexander III.") eben jetzt lese, wünsche meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Sei ich geneigt, dem mir gemachten Vorschlage näherzutreten, so werde der Minister darüber verständigt und ersucht werden, mit mir das Nähere zu besprechen.

Ohne mich zu besinnen, gab ich zur Antwort, daß Annahme und Ablehnung meines Vorschlages von der Erfüllung einer Bedingung abhängen würden. Werde das gesamte amtliche Preßwesen, einschließlich desjenigen für das Auswärtige Amt, einer Zentralstelle untergeordnet, so sei ich nicht abgeneigt, die Leitung zu über-



Digitized by Google

nehmen; Preßdezernent im Ministerium des Innern zu werden, verspürte ich dagegen keine Neigung. Als Krebsschaden des bestehenden Zustandes sei die Zerfahrenheit und Herrenlosigkeit der den einzelnen Ressorts unterstellten Bureaus anzusehen; würden diese Schäden nicht geheilt, so verlohne es eines Reformversuchs überhaupt nicht. Gegenüber Aufgaben vom Umfange derjenigen der Sozialreform könne die landesübliche Lohnschreiberei nicht ausreichen. Über Dinge, die man publizistisch verteidigen solle, müsse man mitreden dürfen und sie im Zusammenhange mit der gesamten Regierungspolitik kennen lernen. Herr von Böttticher erklärte sich mit all dem wesentlich einverstanden. Ich solle anderen Tags Puttkamer aufsuchen, am Sonnabend an einem im Reichskanzleramte gegebenen Diner teilnehmen und alsdann das Weitere mit ihm besprechen.

Bevor ich mich Puttkamer vorstellte, nahm ich zu einer Rücksprache mit Bucher Veranlassung. Daß „die Sache bereits so weit fortgeschritten sei", schien ihn zu überraschen. „Ihre Auffassung," fuhr er fort, „dürfte die richtige sein, und daß Böttticher und Puttkamer sie teilen, will ich gern glauben. Was der Reichskanzler dem ersteren gesagt hat, weiß ich nicht; daß er darein gewilligt haben sollte, den Preßdezernenten des Auswärtigen Amts einer Zentralpreßstelle unterzuordnen, glaube ich aber nicht. Nicht um der Sache, sondern der Personen willen. Ich glaube nicht, daß davon bisher auch nur die Rede gewesen ist."

Ganz anders sprach sich der Minister von Puttkamer aus. Mit dem vollen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden Liebenswürdigkeit setzte er mir auseinander, daß das Bedürfnis nach Heranziehung politisch geschulter und „weitsehender" Männer in allen Kreisen der Reichs- und Landesregierung gleich lebhaft empfunden werde, daß es darauf ankomme, die dem Durchschnitt liberaler wie konservativer Politiker bisher unverständlich gebliebenen sozialpolitischen Pläne des Reichskanzlers „von einem höheren Standpunkte aus" zu erläutern, und daß ich der Mann dazu sei. Heißsporne drohten die öffentliche Meinung in Verwirrung zu bringen, die Gutgesinnten zu verstimmen, die Absichten des Fürsten Bismarck (dessen Uhr einmal schneller gehe als diejenigen anderer Leute) in ein falsches Licht zu rücken usw. Ich wiederholte, was ich tags zuvor

Digitized by Google

Böttticher gesagt hatte, indem ich zugleich die Organisationsfrage und die Notwendigkeit einer Vereinheitlichung des gesamten offiziellen Preßwesens betonte. Herr von Puttkamer meinte, daß in dieser Beziehung Schwierigkeiten kaum zu befürchten sein würden, ging sodann auf andere Dinge über und schlug dabei einen Ton scheinbarer Vertraulichkeit an, der Unterstellten gegenüber nur selten die Wirkung verfehlt. Beim Abschiede gab er der Hoffnung Ausdruck, daß wir einander demnächst wiedersehen und sodann in dauernde Verbindung treten würden. Mir blieb der Eindruck zurück, Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, mit dem zu tun zu haben immerhin ein Vergnügen sein müsse.

Am Abende des folgenden Tages fand das Diner bei Herrn von Böttticher statt, bei welchem ich unter anderen den Legationsrat von Richthofen und den serbischen Minister Christicz kennen lernte, einen rotnasigen älteren Herrn, mit dem ich eine längere russische Unterhaltung führte. Nach Beschluß der Mahlzeit nahm der Herr des Hauses mich beiseite, um mir zu sagen, daß Puttkamer von dem mit ihm geführten Gespräch höchlichst erbaut sei, daß alles sich auf bestem Wege befinde, und daß er hoffe, mir „in etwa vierzehn Tagen" („es könnten aber auch drei oder vier Wochen werden") durch seinen Freund und Adlatus Bosse definitiven Bescheid erteilen lassen zu können. Damit schieden wir, und ich kehrte andern Morgens nach Hamburg zurück.

Es vergingen reichlich vier Wochen, ohne daß mir die verheißene Berliner Botschaft zugegangen wäre. Nachdem der von Böttticher als terminus ultimus bezeichnete Schluß des Reichstags längst erfolgt war, schrieb ich dem alten Bekannten Bosse, um nach der Sachlage zu fragen. Bosse antwortete in einem sechs Folioseiten langen Briefe, den ich leider nicht aufbewahrt habe und in dem es hieß, die Sachlage sei noch unverändert. „Unser Projekt" liege dem Reichskanzler vor, der vielleicht schon demnächst, vielleicht aber auch später und möglicherweise gar nicht antworten werde. Mahnungen und erneute Anfragen seien Sr. Durchlaucht gegenüber nicht angebracht, soweit nicht etwa Angelegenheiten von höchster Dringlichkeit vorliegen. Übrigens hofften Herr von Böttticher und er usw. — Das genügte, damit mir die Gedanken an Berlin, wenn nicht ein für allemal, so doch für längere Zeit ver-

Digitized by Google

trieben wurden. Weder war die mir angebotene Stellung diejenige gewesen, die ich mir ausgesucht hätte, noch ließ sich verkennen, daß das prosaische, aber zuverlässige Hamburg vor Berlin erhebliche Vorzüge voraus habe. Von der Aussicht, mit Männern wie Bucher, Busch, Herman Grimm usw. täglich verkehren zu können, nahm ich allerdings nur ungern Abschied — ich mußte mir indessen sagen, daß mein Freund Mittelstädt recht haben könne, wenn er anderer Meinung war: „Glauben Sie mir — mit diesen Berliner Leuten verkehrt sich's am besten, wenn man den Hut in der Hand behält — Gäste sind an der Spree besser kotiert als Eingesessene." Darüber waren Jahr und Tag vergangen. Mittelstädt hatte Hamburg verlassen, um Reichsgerichtsrat zu werden und in Leipzig den Ärger darüber zu vergessen, daß man ihn mit Hoffnungen auf einen Platz im Senate geködert und dann im Stiche gelassen hatte. Ich hatte inzwischen meinen ältesten Sohn zur Universität entlassen, für meinen anderen Sohn nach Stellungen in Hamburg ausgeschaut und mich nach allenblicher Erledigung der Zollangelegenheit in die „Frage" des zweiten hamburgischen Gymnasiums und andere lokale Probleme vertieft — als der Bürgermeister mich zum Schluß der Senatssitzung vom 1. März (1882) aufforderte, ihn anderen Tages aufzusuchen. Er habe mir eine Mitteilung zu machen, zu deren Besprechung er sich augenblicklich zu angegriffen fühle. Ich wußte sofort, um was es sich handeln würde: nämlich um mein wenige Wochen zuvor erschienenes, bereits zum zweiten Male aufgelegtes Buch „Russische Wandlungen". Daß man seine Veröffentlichung in St. Petersburg peinlich empfunden hatte, war mir bereits früher durch das Verhalten des russischen Ministerresidenten in Hamburg, Baron Mengden, verraten worden.

Alexander Mengden gehörte einem halbrussifizierten Zweige der livländischen Adelsfamilie dieses Namens an. Im Hause der ihm befreundeten Staatsrätin von Jung hatte ich die schönsten Jahre meiner Rigaer Gymnasialzeit verlebt, mit seinem älteren Bruder, dem Kammerherrn Nikolai Mengden, freundschaftlich verkehrt, seinen quasi-Vetter, den berühmten Landmarschall Hamilkar von Fölkersahm, und die übrigen Koryphäen des Kreises, in dem er seine Jugend verbracht, von Kindesbeinen an gekannt. Per-

Digitized by Google

sönlich war ich Mengden in der Heimat nicht begegnet, sondern erst in Hamburg. Er war siebzehn Jahre älter als ich, früh in die russische Diplomatie getreten und zuletzt Generalkonsul in Frankfurt a. M. gewesen; unserer Berührungspunkte aber waren im buchstäblichsten Sinne des Wortes Legion. Er pflegte im Scherze zu sagen, daß ich von jeder ihm bekannt gewordenen livländischen Lebens- und Liebesgeschichte den zweiten Teil — das Finale — kannte, und daß wir mit unseren gegenseitigen Mitteilungen niemals zu Ende kommen würden. Im Sommer, wenn meine Familie am Seestrande weilte, bin ich häufig sein Gast gewesen, während der Wintermonate nahmen er und seine Frau wiederholt an den in meinem Hause veranstalteten Sonnabendgesellschaften teil. An dem, was meine politische Vergangenheit genannt werden konnte, nahm er als Mann der großen Welt nicht den geringsten Anstoß, höchstens daß ich seiner aus Sachsen gebürtigen Gemahlin eine gewisse Besorgnis vor der „Kompromittierung" ihrer Stellung anmerkte, wenn unsere Unterhaltungen sich allzu zwanglos bewegten und Mengden seinem Groll gegen den „unausstehlichen" Fürsten Gortschakow die Zügel schießen ließ. Seit dem Erscheinen meines oben genannten Buches schien das anders geworden zu sein. Mengdens Besuche in meinem Hause wurden seltener, und wenn er mir auf einem der zahlreichen offiziellen Diners im Januar und Februar 1882 begegnete, so zeigte er eine gewisse Zurückhaltung, von der ich später erfahren habe, daß sie dritten Personen, unter anderen dem preußischen Gesandten von Wentzel, aufgefallen war. Mich hatte das so wenig angefochten, daß ich mit niemandem davon sprach, und daß ich mich auf dieses Verhalten erst besann, als Petersen mich zu der Rücksprache vom 2. März lud. Die Sache ging mir jetzt so lebhaft im Kopfe herum, daß ich am Abend des 1. März einem nahen Freunde, dem Advokaten Dr. Embden, Mitteilung machte und eine gewisse Besorgnis davor äußerte, durch mein letztes Buch in ärgerliche Verwicklungen geraten zu sein. Embden gab mir scherzweise ein „Si fecisti nega" zur Antwort und meinte, niemand werde mir die Autorschaft des anonym erschienenen Buches nachweisen können. Darauf kam es indessen nicht an: gegenüber Männern, mit denen ich acht Jahre lang an demselben Tische gesessen hatte, konnte von Ausreden und Rechtsbehelfen nicht

Digitized by Google

die Rede sein. Ich wußte, daß es biegen oder brechen heißen werde, wenn anders die Vermutung zutraf, daß Bürgermeister Petersen gewillt sei, mir Herrn von Mengden zuliebe die Pistole auf die Brust zu setzen. Diese Voraussetzung traf in der Tat zu. Als ich um die festgesetzte Stunde bei dem zweiten Bürgermeister des Jahres 1882 erschien, eröffnete mir dieser in trockenem Tone und ohne daß er Mengdens Namen genannt hätte, es seien Beschwerden über die russenfeindliche Tendenz meiner schriftstellerischen Tätigkeit und namentlich mein letztes Buch eingegangen. „Da wir mit Rußland immer gut gestanden haben", müsse er nach vorgängiger Beratung mit seinem Kollegen Weber die bestimmte Erwartung aussprechen, daß ich entweder überhaupt nicht mehr oder doch nicht über russische Dinge schreiben würde. Nicht sowohl der Inhalt dieser Worte, als der vornehme Ton, in welchem dieselben gesprochen wurden, machten mir das Blut zu Kopfe schießen. Höflich, aber bestimmt gab ich zur Antwort, daß ich mir beim Eintritt in den hamburgischen Staatsdienst die Freiheit meiner schriftstellerischen Tätigkeit vorbehalten hätte, und daß ich nicht gewillt sei, auf dieselbe ohne weiteres zu verzichten. „Nun wohl," erwiderte Petersen, „Sie können sich ja beim Senate über mich beschweren." „Davor werde ich mich wohl hüten," replizierte ich, „denn im Senate liefe ich Gefahr, vor Ew. Magnifizenz den kürzeren zu ziehen. Ich werde etwas anderes tun, nämlich meinen Abschied nehmen." „Wenn Sie etwas Besseres finden, so tun Sie das vielleicht. Stellungen wie die Ihrige gibt man nicht so leicht auf." Ich stand auf, und indem ich mit einer gewissen Erregung bemerkte, daß ich wisse, was ich zu tun hätte, empfahl ich mich. Die Partie schien mir verloren zu sein. Konnte dieselbe gerettet werden, so war das nur möglich, wenn ich Petersen dem Senat gegenüber ins Unrecht setzte und ihm die Verantwortung dafür zuschob, daß er mich ohne vorgängige Einholung eines Senatsvotums in eine Zwangslage versetzt hatte. Da mir die Stellung des Senats zu seinen Präsidenten wohl bekannt war und da ich aus dem Umstande, daß der erste Präsident Weber die unliebsame Erörterung auf den mutigen und selbstherrlichen zweiten Präsidenten abgeschoben hatte, meine Schlüsse ziehen konnte, sah ich, daß die beiden Herren sich nicht so sicher fühlten, wie Petersen mich hatte glauben machen wollen. Zudem war für

Digitized by Google

Gefälligkeiten gegen Rußland der Augenblick so übel, wie immer möglich gewählt. Man stand in Berlin unter dem Eindruck der Skobelewschen Brandreden und des zunehmenden Einflusses der deutschenfeindlichen Partei in St. Petersburg, von der ich wußte, daß sie Bismarcks höchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Mit Hamburg war der Reichskanzler allerdings ausgesöhnt, — hamburgische Diversionen auf das Gebiet der auswärtigen Politik konnten indessen nicht nach seinem Geschmack sein.

Obgleich mir ziemlich übel zumute war und obgleich der Gedanke, Hamburg aufgeben und die Zukunft einer zahlreichen Familie auf meine Feder und die Rückkehr in den verhaßten Journalismus stellen zu müssen, schwer auf mir lastete, war ich entschlossen, lieber den Staub der Ratsstube von den Füßen zu schütteln, als von Herrn Petersen eine Behandlung en bagatelle hinzunehmen. Außerdem schlug mir das patriotische Gewissen bei dem Gedanken an ein Nachgeben, das als Felonie gedeutet werden konnte. Zu den guten Freunden im Senate Zuflucht zu nehmen, trug ich Bedenken, weil ich bei denselben auf Verständnis der für mich maßgebenden Seite der Sache nicht rechnen konnte. Kirchenpauer war ein alter Herr, dem ich fruchtlose Auseinandersetzungen mit den Freunden seiner Jugend ersparen wollte, Versmann stand mir persönlich zu fern, als daß ich mich an ihn hätte wenden wollen, und war überdies auf einige Zeit verreist — unter den kaufmännischen Herren aber befand sich keiner, der den beiden Bürgermeistern die Spitze hätte bieten können. So entschloß ich mich, bei dem Direktor der „Börsenhalle" anzufragen, ob ich eventuell auf zeitweilige Beschäftigung bei der Redaktion des „Hamburgischen Correspondenten" rechnen dürfe. Rosatzins Freundschaft bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit. Er sagte mir sofort einen ausreichenden Gehalt zu und erwähnte dabei, daß bei ihm wegen Besetzung eines gut bezahlten Redakteurpostens in Frankfurt am Main angefragt worden sei, und daß er mir diesen werde verschaffen können. Das war um so willkommener, als ich mir sagen mußte, daß von meinem Verbleiben in Hamburg nicht wohl die Rede sein könnte, wenn ich mein Senatsamt niederlegte und zu meinen bisherigen Kollegen in Gegensatz geriete: auf die Seite der städtischen Opposition zu treten, wäre mir moralisch unmöglich gewesen, und

Digitized by Google

darauf mußte es hinauskommen, wenn der eines Konflikts wegen ausgeschiedene Senatssekretär die Leitung des maßgebenden hamburgischen Organs wieder übernahm. Noch an dem nämlichen Abende entwarf ich nach kurzer Rücksprache mit meiner Frau und ohne sonst jemand zu Rate zu ziehen, das nachstehende Abschiedsgesuch:

Hoher Senat! Aus Gründen, die ich JJ. Magnifizenzen den Herren Bürgermeistern vorzutragen die Ehre gehabt habe, sehe ich mich veranlaßt, um sofortige Entlassung aus dem mir übertragenen Amte zu bitten. Indem ich dem Senate für das mir erwiesene Vertrauen aufrichtigen Dank sage, darf ich das Ersuchen hinzufügen, mir den erbetenen Abschied so schleunig, als mit dem Interesse des Dienstes vereinbar ist, erteilen zu wollen.

Andern Morgens begab ich mich zum Bürgermeister Weber, der mich mit einiger Befangenheit empfing, alsbald aber die Allüren des großen Herrn aufzunehmen versuchte. Er erklärte, mein Abschiedsgesuch nicht entgegennehmen zu können, fügte aber hinzu, daß er begonnen habe, meine Bücher zu lesen, daß dieselben ihm höchlichst mißfielen, daß die in denselben niedergelegten Ansichten unrichtig seien und daß er im wesentlichen die Meinung seines Kollegen Petersen teile. Als ich zur Antwort gab, daß Sr. Magnifizenz Urteil über hamburgische Dinge mir allezeit hochbedeutsam erschienen sei, daß ich die Verhältnisse Rußlands dagegen zum Gegenstand eines Studiums gemacht hätte, dessen Ergebnisse bei mir ein für alle Male feststünden, hielt mein Gegenüber für zweckmäßig, den Ton des bon homme anzuschlagen. Er versicherte, mir allezeit wohlgeneigt gewesen zu sein, den Gedanken, von mir im Hader zu scheiden, zu perhorreszieren, und fragte sodann mit väterlicher Freundlichkeit, was ich denn mit meiner Familie und meinem Hause anzufangen gedächte. Nicht ohne Erregung gab ich zur Antwort, daß die Sorge für mein Haus meine Privatangelegenheit sei und daß ich mich auf alle Fälle eingerichtet hätte. „Daß ich nach Ihnen mit Steinen werfen werde, brauchen Sie übrigens nicht zu fürchten, ich weiß, was ich meiner Vergangenheit und dem Senate schuldig bin.“ Diese Worte schienen Herrn Weber besondern Eindruck zu machen. Kurz zuvor hatte mein Freund

Digitized by Google

Mittelstädt seiner Verstimmung gegen Hamburg in einem auch von mir mißbilligten Artikel heftigen Ausdruck gegeben und Webers Person dabei besonders mitgenommen. Er wechselte für einen Augenblick die Farbe, machte einige Bemerkungen über Mittelstädt und kam sodann darauf zurück, daß er in die Entgegennahme meines Abschiedsgesuches nicht willigen könne. Ich ließ dasselbe auf seinem Schreibtische zurück und empfahl mich.

Peinlich, wie er begonnen, sollte dieser Tag enden. Am Abende desselben gab der Chef der in Altona stehenden Artillerieabteilung Oberst von Sgliniczki einen Ball, an welchem wir teilnehmen mußten. Im Vorzimmer trafen wir auf Mengden und dessen Gemahlin, denen wir dann im Laufe des Abends immer wieder begegneten, ohne mehr als die unvermeidlichen Begrüßungsworte auszutauschen. Herrn und Frau von Sgliniczki mußte das ebenso auffallen, wie anderen Anwesenden, die uns mit bemerkbarer Verwunderung ansahen. Spät abends erschienen Senator O'Swald und Frau, und der Zufall wollte, daß wir von diesen Freunden bis zum Schluß des Festes getrennt blieben. Der Gedanke, daß der Petersen nahestehende Senator von dem Vorgefallenen Kenntnis erhalten und gegen mich Partei ergriffen habe, lag zu nahe, als daß ich ihn hätte abweisen können. Ich zog mich in einen entfernten Salon zurück, indessen meine Frau in einem Kreis altonaischer Damen eingeschlossen blieb und gleich mir des Endes der unliebsamen Situation ungeduldig harrte. Als wir endlich aufbrechen konnten, wollte der Teufel, daß wir in den Ankleideräumen abermals auf das Mengdensche Ehepaar stießen und gemeinsam mit diesem das Vorfahren der Wagen erwarten mußten. Unbehaglicher als an diesem Abende ist mir selten im Leben zumute gewesen; besonders schwer kam mir der Gedanke an, daß so vortreffliche Leute wie O'Swalds uns am Ende im Stich lassen würden und daß der hinter uns liegende zwölfjährige Lebensabschnitt ein völlig verlorener gewesen sei.

Der Zufall wollte, daß ich während der folgenden Tage dem Senate fern bleiben durfte. Ich hatte die Vertretung des erkrankten Schulrats Harms übernommen, um an Stelle desselben den Abgangsprüfungen verschiedener Schüler beizuwohnen und aus diesem Grunde Dispens von der Teilnahme an den Verhandlungen der

Digitized by Google

Ratsstube erhalten. Von früh bis spät in Anspruch genommen, konnte ich den Gang meiner Angelegenheit nicht verfolgen, bis ein Brief Webers mir am Donnerstag abend (unsere Unterredung hatte am Mittwoch, den 3. März stattgefunden) von denselben Kunde gab. Er schrieb mir, daß er sich nicht habe entschließen können, mein Gesuch noch am Tage der Einreichung desselben dem Senate vorzulegen, daß dasselbe aber der von ihm ad hoc einberufenen Geschäftsordnungskommission mitgeteilt worden sei und daß diese fünfgliedrige Instanz (welcher u. a. auch Kirchenpauer angehörte) einstimmig beschlossen habe, den Standpunkt der Bürgermeister als den ihrigen zu bezeichnen und die Sache in der Freitagssitzung zum Vortrage zu bringen. Der Freitag verging gleich den vorhergegangenen Tagen mit Schulprüfungen, von denen ich erst abends heimkehrte. Unmittelbar nachdem ich mein Mittagessen beendet hatte, traten die Senatoren O'Swald und Chapeaurouge ein. Mit einer Wärme, die mir und meiner Frau das tiefste Herz erregten, sprachen die trefflichen Männer mir ihr Bedauern über das Vorgefallene und über das auch vom Senate mißbilligte Verfahren der beiden Bürgermeister aus. O'Swald berichtete sodann im einzelnen über den Gang der Verhandlung, die erst vor wenigen Augenblicken geschlossen worden war. In der ihm eigentümlichen gleichgültigen Manier hatte Petersen erklärt, daß er dem Senate eine unangenehme Mitteilung zu machen habe, sodann über die stattgehabten Verhandlungen berichtet und die Genehmigung meines Abschiedsgesuchs beantragt. Das war mehr gewesen, als der Senat sich bieten lassen wollte. Ein kaufmännisches Mitglied (wie Chapeaurouge sogleich hinzufügte, O'Swald selber) hatte seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß man gegen einen Kollegen, mit dem man acht Jahre lang in enger, niemals gestörter Gemeinschaft gelebt, in so unfreundlicher Art verfahren wolle — Worte, die im Munde eines Mannes von dem hohen Ansehen, der ungewöhnlichen Bescheidenheit und feinen Zurückhaltung O'Swalds doppelt ins Gewicht gefallen sein mochten. Chapeaurouge hatte O'Swald beigepflichtet, dann aber der baumlange Senator (spätere Bürgermeister) Dr. Lehmann das Wort ergriffen und mit der hanebüchnen Derbheit des niemals mit Abhängigkeit bekannt gewesenen Alt-Hamburgers erklärt, er finde das Verfahren der Herren Bürger-

Digitized by Google

meister geradezu unerhört und müsse ein für alle Male dagegen Verwahrung einlegen, daß das Präsidium ohne vorgängige Ermächtigung durch den Senat Mitglieder desselben zu disziplinieren und Anordnungen zu treffen suche, die nur dem Senat zukämen. Daran knüpfte sich eine lebhafte, schließlich resultatlos verlaufene Debatte: wie immer, wenn man nicht wußte, was zu tun sei, beschloß man, vorläufig nichts zu beschließen. Noch bevor die gütigen Freunde mich verließen, erschien Syndikus Leo, um mir sein Bedauern auszusprechen. Die von ihm geäußerte Hoffnung, daß ein Ausgleich möglich sein werde, vermochte ich indessen nicht zu teilen: Chapeaurouge, der das Terrain genauer als sonst irgend jemand kannte, hatte mir beim Abschied gesagt: „Die Stimmung ist Ihnen günstig, Petersen und Weber sind uns aber zu unentbehrlich, als daß wir sie fallen lassen könnten." Damit schien das Richtige getroffen und zugleich gesagt worden zu sein, daß die beiden Bürgermeister ihren Willen durchsetzen würden, wenn ich mich nicht etwa direkt mit ihnen verständigte. Davon aber konnte unter keinen Umständen die Rede sein.

Die zweite Märzwoche verlief, wie die erste verlaufen war. Ich war vollauf mit der Fortsetzung meiner Schulprüfungen beschäftigt und außerstande, weitere Erkundigungen einzuziehen. Als ich endlich Miene dazu machte, wurde mir von den Kollegen, die ich zu Rate zog, die Antwort gegeben, man habe sich auf Ehrenwort verpflichtet, über die weiter stattgehabten Verhandlungen Schweigen zu beobachten, — beschlossen sei bis zur Stunde noch nichts. Darüber verstrich eine fernere Woche, — zum Schluß derselben aber mußte ich an einer Sitzung teilnehmen, um ein dringend gewordenes Referat zu erstatten. Ich trat mit studierter Unbefangenheit auf, hielt meinen Vortrag und ging dann nach Hause, als ob nichts vorgefallen sei — abends aber schrieb ich Weber, um den Bescheid zu erbitten, den ich seit nahezu drei Wochen erwartete. Ich fügte hinzu, daß ich dem bevorstehenden Festessen zum Geburtstage des Kaisers aus naheliegenden Gründen fern bleiben würde. Weber sandte mir umgehend eine in auffallend freundlichem Tone gehaltene Antwort, in welcher er seinem Bedauern darüber Ausdruck gab, den verlangten Bescheid noch um einige wenige Tage aussetzen zu müssen. Er fügte hinzu, daß Gründe dringender Natur

Digitized by Google

ihn zu dem Ersuchen um meine Teilnahme an dem bevorstehenden Festessen bestimmten: er und seine Kollegen würden es als erneuten Beweis meiner niemals bezweifelten patriotischen Gesinnung ansehen, wenn ich käme. Nach einigem Besinnen schrieb ich zu. Ich hatte von dem Vorgefallenen kein Aufhebens gemacht, jeder öffentlichen Erörterung der Angelegenheit vorgebeugt, lediglich zwei näheren Bekannten Mitteilung gemacht und mich dadurch vor indiskreten Fragen sichergestellt: daß die Sache in der Stille durchgeleckt hatte, ist mir erst später bekannt geworden. Das Festessen verlief in den gewohnten Formen, — nur zu Beginn desselben hatte Weber mir mit einem gewissen Empressement die Hand gedrückt und die Versicherung abgegeben, er freue sich, daß ich derjenige sei, für den er mich immer gehalten habe.

Drei oder vier Tage später lud der Ratsbote mich zu einer außerordentlichen Kommissionssitzung ein, an welcher die Herren Weber, de Chapeaurouge und O'Swald teilnehmen würden. Zu meinem grenzenlosen Erstaunen eröffnete Weber mir in längerer Rede, er habe erst nachträglich erfahren, daß ich ein im übrigen Deutschland sehr bekannter Schriftsteller sei, daß ich in Berlin hochgestellte Gönner besäße, die „viel von mir hielten" — daß meine Angelegenheit in gewissen höheren Kreisen außerordentlich peinliches Aufsehen erregt und zu ungünstigen Auffassungen der vom Senate befolgten Politik Veranlassung gegeben habe. Namens des Senats ersuche er mich um Zurücknahme meines Abschiedsgesuches — von irgendwelchen Beschränkungen meiner schriftstellerischen Freiheit könne unter so veränderten Umständen nicht mehr die Rede sein. Im übrigen müsse mir überlassen bleiben, wie ich meine künftigen Beziehungen zum Senate auffaßte. Der erste Teil dieser Rede war mir so unerwartet gekommen, daß ich mich auf die Bedeutung des Schlußsatzes erst nachträglich besann und zunächst nur die Worte sagte: „Da der Senat es wünscht, ziehe ich mein Abschiedsgesuch zurück." Weber dankte mir mit einem Händedruck und hob die verwunderlichste aller in dem Hause an der Admiralitätsstraße jemals abgehaltenen Sitzungen auf. Über die Dinge, die derselben vorausgegangen waren, bin ich erst einige Zeit später unterrichtet worden.

Der mir befreundete Gymnasialdirektor Dr. Hoche hatte Tags

Digitized by Google

nachdem ich mein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, von den zwischen mir und den beiden Bürgermeistern stattgehabten Unterredungen Kenntnis erhalten und sich den Inhalt derselben von mir bestätigen lassen. Obgleich ich den dringenden Wunsch aussprach, meine Freunde möchten dieselbe strenge Diskretion beobachten, die ich mir zum Gesetze gemacht, hatte Hoche dem ihm näher bekannten Minister v. Böttticher geschrieben und seinem Ingrimm über die Art, wie in Hamburg deutsche Politik getrieben werde, Ausdruck gegeben. Bald nach Eingang dieses Schreibens traf Böttticher mit dem Ministerresidenten Krüger in größerer Gesellschaft zusammen. So laut, daß verschiedene Anwesende es hören konnten, rief er dem ihm nahestehenden Bundesratskollegen zu: „Nun, bei Ihnen in Hamburg passieren merkwürdige Dinge"; dann hatte er auf Krügers verwunderte Frage diesen beiseite genommen, ihm den gesamten Handel erzählt und hinzugefügt, er werde dem Fürsten Bismarck von dem Vorgefallenen sofort Mitteilung machen. In äußerster Bestürzung schrieb der mit den Berliner Verhältnissen nur allzu genau bekannte, dabei wohlmeinende und behutsame hamburgische Resident Herrn Petersen, er müsse fürchten, daß dieser sich eine böse Suppe eingebrockt habe. Bismarck, der gegen Rußland ebenso verstimmt sei wie gegen Hamburg, der meine Bücher gelesen, mich bei früheren Gelegenheiten als intimen Kenner russischer Zustände bezeichnet habe, — Bismarck werde nicht ermangeln, wegen dieser angeblichen Einmischung des Senats in die große Politik Lärm zu schlagen usw. Beinahe gleichzeitig mit dem Briefe Krügers war ein Billett des preußischen Gesandten v. Wentzel eingetroffen, der um eine Unterredung mit Sr. Magnifizenz nachsuchte.

Auf weitere Einzelheiten des Verlaufs braucht nicht eingegangen zu werden. Genug, daß Wentzel (der, wie er selbst sagte, vergeblich auf einen Besuch von mir gewartet hatte) über die Sache berichtete und einige Tage später die Abschrift einer ihm gewordenen Note Bismarcks überreicht hatte, deren Inhalt unschwer erraten werden wird und die u. a. die echt Bismarcksche Wendung enthielt, man scheine in Hamburg über Preußen sehr viel rücksichtsloser urteilen und schreiben zu dürfen, als über Rußland. Als ich das alles erfuhr, war über meine Zukunft längst ent-

Digitized by Google

schieden. Nach nochmaliger und allseitiger Überlegung der mir von Weber gemachten Eröffnungen erbat ich einen mehrtägigen Urlaub nach Berlin, wo ich Privatverhältnisse zu ordnen hätte. Begreiflicherweise wurde derselbe anstandslos erteilt und konnte ich wenig später abreisen.

Wie hart mir der Entschluß ankam, die Stadt zu verlassen, in welcher ich zwölf der besten Lebensjahre zugebracht hatte, die meinen Kindern zur Heimat geworden war und die ich selbst als zweite Heimat ansah, — wurde mir erst jetzt fühlbar, wo es die Ausführung desselben galt. Tags vor der Abreise nach Berlin wurden zwei meiner Kinder in der Jakobikirche konfirmiert. Als ich im Kirchenstuhl saß, rings um mich gute und befreundete Gesichter grüßen sah, — als ich zu den an den Wänden des Gotteshauses aufgehängten wohlbekannten Wappenschildern und Inschriften hinüber blickte, da wurde mir unsäglich schwer ums Herz. Abermals sollte ich mich aus dem Rahmen eines festgefügten alten Gemeinwesens ablösen, abermals auf das Recht verzichten, an einer bestimmt abgegrenzten Stelle zu stehen und ein bestimmter Mensch zu sein, abermals ein Bürgerrecht aufgeben, dessen Genuß in moralischer Rücksicht noch wertvoller gewesen war, als wegen der damit verbundenen äußeren Vorteile. Nicht ohne Mühe hatte ich mich in die Schranken der hamburgischen Existenz hineingefunden und die Wahrheit des Wortes erlebt, nach welchem der Mensch nicht geboren ist, frei zu sein, und just, als ich damit fertig geworden zu sein glaubte, sollte es wiederum weiter und vorwärts heißen! Modernen Menschen, die Heimats- und Vaterlandsgefühl reflexionsmäßig erworben hatten, mochte das einen Gewinn bedeuten: wer sich zuerst als Glied eines lebendigen Organismus und erst hinterher als einzelner Mensch empfunden hat, ist für diese Art von Freiheit verdorben. Hätte mir das Herz wie jetzt geschlagen, solange der Rückweg noch offen war, „kann sein, ich hätte mich bedacht — kann sein, auch nicht" — wie die Dinge einmal lagen, blieb aber nichts übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und weiterzugehen.

Kaum jemals im Leben habe ich mich so einsam und verlassen gefühlt, wie an dem Morgen meiner Ankunft in Berlin. Der Gast, der sonst „mit dem Hut in der Hand" gekommen und gegangen war und den man hatte zurückhalten wollen, erschien dieses Mal

Digitized by Google

als Sollizitant. Der erste Mensch, den ich aufsuchte, war der Legationsrat Baron Heyking, der mir auf eine bezügliche Anfrage geschrieben hatte, es sei die Stellung des Chefredakteurs der Zeitung „Post" zu besetzen und Bismarck habe mich einem ihrer Eigentümer, dem Grafen Frankenberg, empfohlen. Als ich bei Heyking eintrat, hielt er mir ein Berliner Zeitungsblatt entgegen, in welchem die Geschichte meines Konflikts und mein bevorstehender Weggang von Hamburg ausführlich erörtert worden waren. Woher dieser von Gehässigkeiten gegen den Senat triefende Aufsatz stammte, habe ich niemals erfahren können. Er bildete den Vorläufer einer ganzen Flut ähnlicher Presseauslassungen, die ich über mich hinweggehen lassen mußte, und die schließlich so zahlreich wurden, daß Hausknecht und Portier meines Gasthofs mich abends und morgens mit der freundlichen Mitteilung zu begrüßen pflegten: „Herr Doktor, stehen heute wieder in die Blätter." Durch Heyking darüber unterrichtet, daß ein Wort des Reichskanzlers hinreichend gewesen sei, den Verwaltungsrat der „Post" zu einem Abkommen mit mir zu bestimmen, suchte ich den zufällig in Berlin anwesenden Grafen Frankenberg auf, der ein höfliches Entgegenkommen bewies, und auf dessen Wunsch ich den Redakteur des Blattes, Kayßler, aufsuchte. Es bedurfte nicht erst des durch diesen Besuch gewonnenen Eindrucks, daß die Redaktion der „Post" neuer Kräfte kaum bedürfe, und daß das Verhältnis zwischen dieser und dem Verwaltungsrate kein allzu beneidenswertes sei, damit meine Abneigung gegen die Rückkehr zum Journalismus die Oberhand über die sonstigen Erwägungen behielt. Zudem hatte Herr von Puttkamer mich zu sich entbieten lassen und mir versichert, daß er das Mögliche tun werde, um mir eine annehmbare Stellung bei seinem Ministerium zu sichern. Unbesetzt sei zurzeit allerdings nur ein höheres Amt, dasjenige des Direktors des preußischen statistischen Bureaus, aus welchem Geheimrat Engel wegen publizistischer Treibereien gegen ihn (den Minister) habe entlassen werden müssen. Er, Puttkamer, sei bereit, mir das Amt zu übertragen — besonderer Leistungen werde es dafür nicht bedürfen, da (einerlei, welche Stellung von mir übernommen würde) die publizistische Unterstützung der Regierung und ihrer sozialpolitischen Pläne meine Hauptarbeit ausmachen würde. Ich war auf mancherlei vorbereitet



Digitized by Google

gewesen, aber nicht auf einen Vorschlag, dessen Annahme mich in den Augen der gesamten wissenschaftlichen Welt Deutschlands ruiniert hätte, und darum mußte ich an mich halten, um dem neuen Gönner nicht zu sagen, daß es Dinge solcher Art seien, die ihm und seiner Partei den Vorwurf junkerlicher Frivolität zugezogen hätten. Es bedurfte dessen um so weniger, als der Minister auf diesem von mir abgelehnten Vorschlag nicht weiter bestand, sondern sich erbot, eine andere mir gemäße Stellung ausfindig zu machen, sobald der Reichskanzler sich mit meinem Übertritt in den preußischen Staatsdienst „im Prinzip" werde einverstanden erklärt haben. Den Rang eines Geheimen Regierungsrats und ein angemessenes Gehalt glaube er mir auf alle Fälle zusichern und den definitiven Bescheid in etwa zwei Wochen erteilen zu können.

Hätte ich meinen Vorteil wahrzunehmen und das Verlangen Puttkamers auszunutzen verstanden, so wäre mir eine Ratsstelle im Ministerium des Innern schwerlich entgangen: zwei solcher Posten standen offen und, wie ich später erfuhr, mit den Herren Freiherrn v. d. Recke (dem späteren Minister des Innern) und v. Bitter (späteren Direktor im Ministerium), die Puttkamer ins Auge gefaßt hatte, waren bindende Abmachungen damals noch nicht getroffen. Ich glaubte besser zu fahren, wenn ich mich nicht allzu begehrlich zeigte; außerdem aber war ich zu deprimiert und von den Aussichten der mir zugedachten Tätigkeit zu wenig erbaut, als daß ich auf eine Ministerialstellung entscheidendes Gewicht gelegt hätte. Wir schieden, indem ich mich verbindlich machte, dem Grafen Frankenberg abzuschreiben und behufs Feststellung eines allenfallsigen Abkommens über 14 Tage wiederzukehren. In meinen Gasthof zurückgekommen, fand ich ein Billett des Hofmarschallamts vor, das mich auf den Nachmittag des folgenden Tages zum Kronprinzen Friedrich beschied. Gelegentlich eines Besuches, den das kronprinzliche Paar 1877 in Hamburg gemacht hatte, war ich den Herrschaften durch den Hofmarschall von Normann als Sekretär des Senats und zugleich als „Freund Gustav Freytags" vorgestellt und von der Prinzessin in ein längeres politisches Gespräch gezogen worden. Man stand damals am Vorabend des russisch-türkischen Krieges, und die hohe Frau wollte meine Meinung darüber kennen lernen, ob dieser Zusammenstoß bereits unvermeidlich

Digitized by Google

geworden sei. Mit der Art fürstlicher Personen leidlich bekannt, hatte ich auf diese von meinen guten Mitbürgern viel besprochene „Auszeichnung" kein Gewicht gelegt, indessen für geboten gehalten, mich bei meiner Ankunft in Berlin „einzuschreiben". Einmal darauf angewiesen, in der preußischen Hauptstadt Fuß zu fassen, mußte ich die Gelegenheit willkommen heißen, dem künftigen Träger der deutschen Krone persönlich bekannt zu werden und den Weg zu Verbindungen geöffnet zu sehen, die unter Umständen schätzbar werden konnten. Dazu kam, daß ich meinen Berliner Bekannten bisher aus dem Weg gegangen war und außer Heyking, mit dem ich an diesem Tage zu Mittag aß, ausschließlich Personen gesehen hatte, von denen ich etwas wollte.

Nachmittags halb sechs Uhr empfing der Kronprinz mich in einem halbdunklen Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, an den er sich lehnte. Der damals noch von Kraft und Jugend strotzende Herr im behaglich aufgeknöpften Uniformsrock begegnete mir mit der ihm eigentümlichen gewinnenden Liebenswürdigkeit, sprach von dem gemeinsamen Freunde Freytag, den in Hamburg verbrachten Tagen und den Mitteilungen, welche die Kronprinzessin ihm über das damals geführte politische Gespräch gemacht hatte, und kam sodann auf meine Bücher über Rußland zu sprechen, die er genau zu kennen behauptete. Ohne die Stellung zu verändern, erzählte er von seinem letzten St. Petersburger Aufenthalt, den nicht eben erhebenden Eindrücken, die er von der Beerdigung Kaiser Alexanders II. gewonnen, und von einer längeren Unterredung mit Alexander III., bei dem die Befürchtung vor preußisch-deutschen Absichten auf die Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland damals zur fixen Idee geworden sei. Neuerdings habe es den Anschein gewonnen, daß man sich in St. Petersburg über diesen Punkt zu beruhigen beginne, unbehaglich genug sei die Situation indessen geblieben, und niemand vermöge abzusehen, welchen Ausgang die gegenseitige Spannung nehmen werde. Ich gab zur Antwort, daß so, wie die Dinge einmal liegen, für uns kein Grund vorhanden sei, der Kriegsmöglichkeit aus dem Wege zu gehen. Noch seien die revolutionären Umtriebe in Rußland nicht zur Ruhe gekommen, noch bestehe in Polen brennende Unzufriedenheit, indessen die russische Militärorganisation unfertig



Digitized by Google

sei und das Selbstvertrauen der Offiziere und Beamten viel zu wünschen übrig lasse. Das alles könne sich aber mit der Zeit ändern und das frühere Sicherheitsgefühl des zarischen Absolutismus wiederkehren. Danach liege der Wunsch nahe, die Gunst der gegenwärtigen Chancen ausgebeutet und nicht erst die Gesundung Rußlands abgewartet zu sehen. Die Zeit bedeute für Rußland größeren Gewinn als für uns, und ich könne meinesteils nur wünschen, S. K. H. an der Spitze einer siegreichen Armee in Warschau einziehen zu sehen, bevor Rußland auch an diesem Punkte unangreifbar geworden sei. „Ein österreichischer Erzherzog in der polnischen Hauptstadt würde eine erhebliche Verminderung des auf uns geübten Drucks von Osten bedeuten."

Bei diesen Worten fuhr der Kronprinz lebhaft auf. „Nur keinen neuen Krieg," rief er mit erhobener Stimme, „ich habe davon genug gesehen — Sie aber wissen vielleicht nicht, was ein Krieg ist."

Ich erwiderte kurz, daß ich nicht den Krieg als solchen, sondern nur die richtige Benutzung des Augenblicks wünschte, wenn der Krieg einmal unvermeidlich erscheine. Der Kronprinz wiederholte: „Nur keinen Krieg!" und deutete an, daß ihm die Hinausschiebung kriegerischer Verwicklungen an und für sich als Gewinn erscheine. Dann kam er auf die innere Lage Rußlands zurück, indem er die Frage aufwarf, ob die revolutionäre Bewegung nicht bereits in der Abnahme begriffen sei.

Ich gab zur Antwort, daß die von mir gewonnenen persönlichen Eindrücke nun nahezu zwei Jahre zurückdatierten, und daß damals alle Welt der Meinung gewesen sei, in der bisherigen Weise und nach dem bisherigen System könne nicht weiter gewirtschaftet werden. Derselben Ansicht scheine auch Ignatjew (der damalige, wenig später entlassene Minister des Innern) zu sein.

Nach einigen Bemerkungen über diesen Staatsmann ging der Kronprinz auf die Lage der baltischen Provinzen über, deren Bedrängnisse ihm (wie er sagte) den lebhaftesten Anteil einflößten. — Während er noch sprach, trat die Kronprinzessin ein, die ich der inzwischen zunehmenden Dämmerung wegen nicht gleich erkannte. Sie nahm den Platz neben dem noch immer an seinem Schreibtisch stehenden Gemahl ein, ließ sich dann von dem Gang unseres Gesprächs erzählen, fragte nach verschiedenen mir bekannten

Digitized by Google

Livländern und insbesondere nach dem in Florenz lebenden Kunstkenner Carl Eduard v. Liphart. Ich gab zur Antwort, daß dieser Herr ein Onkel meiner Frau, und daß deren Mutter eine der „neun berühmten Schwestern Liphart" sei, deren Ihre Kaiserl. Hoheit scherzweise Erwähnung getan hätten. Daraus entspann sich ein längeres Gespräch, in welches der Kronprinz wiederholt eingriff und das sich schließlich auf die Baronin Marie Bruiningk, geb. Fürstin Lieven, die bekannte Teilnehmerin an der Befreiung Kinkels, wandte. Ich erzählte, daß diese Dame 1849 nach England geflüchtet sei, und daß die livländische Ritterschaftsbank sich auf Grund eines aus St. Petersburg eingegangenen Befehls geweigert habe, die Pfandbriefe einzulösen, aus denen das Barvermögen der Frau v. Bruiningk bestand, und die diese an ein Londoner Handlungshaus verkauft hatte. Zur allgemeinen Befriedigung sei der englische Konsul in Riga, Wyniard Clyton, indessen im Besitz so kategorischer Instruktionen Palmerstons gewesen, daß der die Bruiningkschen Papiere betreffende Befehl wieder zurückgenommen worden sei.

Man wird sich vorstellen können, daß diese mit einigen drastischen Einzelheiten gewürzte Erzählung von der Kronprinzessin mit höchster Befriedigung aufgenommen wurde. Noch sehe ich das anmutige Lächeln vor mir, mit dem sie meine Bemerkung aufnahm, daß der etwas trunksüchtige Konsul Ihrer Britischen Majestät es vor seiner Konferenz mit dem alten Landrat Philipp v. Schultz (dem damaligen Präsidenten der livl. Ritterschaftsbank) gemacht habe wie weiland Sir John Falstaff, als dieser den Vorsatz aussprach, „den Sekt abzutun und säuberlich zu leben, wie ein Edelmann". — Die Unterhaltung nahm so lebhaften Fortgang, daß die allmählich eingebrochene Dunkelheit unbemerkt blieb, und daß ich förmlich zusammenfuhr, als die auf dem Schreibtisch stehende Pendüle sieben schlug. Lachend entschuldigte sich der Kronprinz, als seine Gemahlin ihm vorwarf, er habe mir „nicht einmal einen Stuhl angeboten", wir würden einander aber wohl noch öfter sehen. Damit war ich entlassen, um den Rest des Abends einsam im Gasthof zu verbringen und andern Morgens nach Hamburg zurückzukehren. Der Angelegenheit, die mich nach Berlin geführt hatte, war glücklicherweise mit keiner Silbe Erwähnung getan worden.

Digitized by Google

Nach Hamburg zurückgekehrt, begann ich die Auflösung meiner dortigen Verhältnisse vorzubereiten. Die Einreichung meines erneuten Abschiedsgesuches verschob ich bis zum definitiven Abschluß mit Puttkamer, mein bevorstehendes Ausscheiden war indessen allgemein bekannt geworden und wurde von der Presse unaufhörlich diskutiert: Zeitungsausschnitte, die sich auf meine Angelegenheit bezogen, gingen mir von den verschiedensten Seiten, selbst aus Frankreich, England und Holland zu. Da, von gewissen russischen Journalen abgesehen, alle Welt meine Partei nahm, brauchte ich mich auf Erörterung der Sache nicht einzulassen und vermied es, von ihr auch nur zu sprechen. Zum verabredeten Termin begab ich mich abermals nach Berlin, und zwar mit dem Nachtzuge. Der Zufall wollte, daß ich dem von einer Geschäftsreise zurückkehrenden russischen Generalkonsul und Legationssekretär Grafen Cassini in Wittenberge begegnete, und daß dieser Gelegenheit nahm mich zu versichern, er habe von meiner Angelegenheit erst nachträglich Kenntnis erhalten, an ihr keinen Teil genommen, Mengdens Vorgehen mißbillige er usw. Da Ministerresident und Generalkonsul russischem Brauche gemäß wie Hund und Katze lebten und einander so selten wie immer möglich begegneten, konnte ich das gelten lassen und von dem (mir übrigens nur oberflächlich bekannten) Mann mit einem Händedruck scheiden. Cassini hat in der Folge Karriere gemacht, als Gesandter in Peking ziemlich glücklich operiert und als Lohn dafür den Botschafterposten in Washington erhalten, Mengden seine Laufbahn als Gesandter in Dresden beendet. Dieser bescheidene Posten war der Wunsch seines Lebens gewesen und soll ihm als Anerkennung für das auf meine Unkosten erworbene Verdienst zugesprochen worden sein.

Mein Aufenthalt in Berlin war dieses Mal von kurzer Dauer. Bismarck hatte Puttkamer den telegraphischen Bescheid erteilt, daß ich anzustellen sei, „sobald der russische Rauch sich verzogen haben werde", und der Minister des Innern daraufhin bestimmt, daß ich am 1. Juli mit dem Rang eines Geheimen Regierungsrats in den preußischen Staatsdienst zu übernehmen und zu meinem Mißvergnügen zunächst dem Berliner Polizeipräsidium zuzuzählen sei. Mit diesem Bescheide kehrte ich nach Hamburg zurück, um unmittelbar darauf meinen Abschied zum 15. Juni zu erbitten. Er wurde

Digitized by Google

mir erteilt, ohne daß meiner Angelegenheit irgendwelche fernere Erwähnung geschah.

Am 16. Juni 1882 reiste ich mit meiner Familie an die Ostsee, um vor Antritt der neuen, nicht eben verlockenden Tätigkeit vierzehn Tage lang Atem zu schöpfen. Gute Freunde hatten sich's nicht nehmen lassen, mir ein Abschiedsessen zu geben, Direktor und Lehrer des Johanneums eine lateinische Adresse gestiftet, die meiner Tätigkeit in der Oberschulbehörde freundliche Anerkennung spendete. Als ich vom Lübecker Bahnhofe auf die Türme der Stadt zurückblickte, die ich während der besten Mannesjahre als zweite Heimat angesehen und als solche herzlich liebgewonnen hatte, war mir müde und traurig zumute. Ich gedachte des Goetheschen Ausspruchs, nach welchem der Mensch, wenn er in die mittleren Lebensjahre getreten, „wieder ruiniert werden muß", aber auch des Bibelwortes: „Und wenn es köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

Digitized by Google

# Viertes Buch.

## Berliner Beamtenleben.

Am Abend des 30. Juni 1882 in Berlin eingetroffen, nahm ich zunächst in einem Gasthof, später in einer Chambre garnie Wohnung; meine Familie, die ich an der See zurückgelassen hatte, sollte mir erst bei Beginn des Herbstes folgen. So zufrieden ich damit sein mußte, daß Herr von Puttkamer seine Versprechungen genau eingehalten, meine sofortige Beeidigung angeordnet und den Beamten, mit denen ich zunächst zu tun hatte, freundliches Entgegenkommen gegen mich zur Pflicht gemacht hatte, so schwer und peinlich war mir zumute, und so entmutigend wirkten die ersten Eindrücke, die mir entgegentraten. Der Minister trat unmittelbar nach meinem Eintreffen einen mehrwöchentlichen Urlaub an, sein Unterstaatssekretär und späterer Nachfolger Herrfurth empfing mich höflich, eröffnete mir aber sofort, daß ich auf ein Arbeitszimmer im Ministerium nicht zu rechnen hätte, und daß ich wohl daran tun würde, mir ein solches im Polizeipräsidium zu suchen, „dem ich ja zunächst angehören würde." Mit Herrn Herrfurth über diesen Punkt weiter zu verhandeln, wäre zwecklos gewesen — der Entschluß, seinem Rate nicht zu folgen, stand indessen vom ersten Augenblick an bei mir fest. Literarischer Attaché des Ministeriums konnte ich nicht sein, wenn meine Arbeitsstätte in dem am Molkenmarkt belegenen Polizeipräsidium aufgeschlagen werden sollte, und wenn ich mich in einem Verwaltungszweige einkasernieren ließ, dem ich nur der Form nach angehören sollte. Mein gutes Glück wollte, daß der Polizeipräsident von Madai meine Meldung als bloße Förmlichkeit ansah, von mir aufzuerlegenden Geschäften mit keiner Silbe sprach und die Bureaufrage unberührt ließ. Ob er von dem Minister entsprechend instruiert war, oder ob er nur einsah,

Digitized by Google

daß ich in sein Ressort nicht hineingehörte, weiß ich nicht; genug, daß ich den alten Herrn nach der Vorstellungsaudienz nur noch ein einziges Mal (bei Gelegenheit eines von ihm gegebenen offiziellen Diners) zu Gesichte bekam, daß ich mich in der Folge nur zwei- oder dreimal im Polizeipräsidium zu zeigen brauchte, und daß meine Tätigkeit für diese Behörde sich auf die Durchsicht und Bearbeitung von ein paar Aktenbündeln beschränkte, deren eines eine Anzahl beschlagnahmter kleinrussischer Schriften zum Gegenstande hatte.

Der nächste amtliche Besuch galt dem Manne, mit dem ich es vorzugsweise zu tun haben sollte und der als „bureaukratischer Leiter des Preßwesens", wie ich glaubte, mein Kollege, tatsächlich aber mein Vorgesetzter war. Dieser Vorgesetzte war Herr Rudolph von Bitter, damals Hilfsarbeiter, einige Wochen später Vortragender Rat im Ministerium und (wie sich in der Folge herausstellte) besonderer Vertrauensmann Puttkamers. Bitter empfing mich mit der Liebenswürdigkeit eines Mannes, der mir zeigen wollte, daß er gebildet und weitsichtig genug sei, mich nicht als bloßen Vollstrecker seiner Anweisungen anzusehen. Er lud mich in sein Haus, stellte mich und in der Folge auch meine Frau seiner gescheiten und feingebildeten Gemahlin, einer Enkelin Hegels und Tochter des brandenburgischen Konsistorialpräsidenten, vor und blieb dieser Haltung durch die gesamte Zeit unserer Beziehungen unwandelbar treu. Bitter machte ein angenehmes Haus. Die interessanteste Person seines Kreises war der Vater der Frau v. Bitter, der Konsistorialpräsident Hegel. Wenn ich des alten Herrn Tischnachbar war, veranlaßte ich ihn immer wieder, von seinem berühmten Vater zu erzählen. Bei dem Ableben des einflußreichsten Philosophen seiner Zeit war der Sohn fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen. Ob die eigentümliche Auffassung, die er von dem System seines Vaters hatte, aus diesem letzteren Umstande oder aus den eigenen Tendenzen des hochkonservativen und streng kirchlichen Präsidenten zu erklären war, vermag ich nicht zu sagen. Mit möglichstem Nachdruck im Tone unerschütterlicher Überzeugung hob er, so oft wir auf dieses Thema kamen, hervor, daß der Vater für sein System eine wesentlich formale Bedeutung in Anspruch genommen und niemals daran gedacht habe, es zur

Digitized by Google

Grundlage einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung zu machen. „Mein Vater wollte die Köpfe seiner Schüler durcharbeiten, die ihm von diesen unterstellten weiteren Ziele hat er nicht verfolgt", lautete die Formel, mit der die Ausführungen über diesen Punkt beschlossen zu werden pflegten. Der Schwiegersohn hat mich wiederholt versichert, daß der von ihm hochverehrte Sohn des großen Mannes mir freundlich gesinnt sei. Ob mir dieses Wohlwollen erhalten blieb, als ich — zum Schrecken der Familie — der Frau von Bitter auf ihr Verlangen Hausraths Buch über D. F. Strauß zu lesen gab, weiß ich nicht. Der Gemahl der ungewöhnlich klugen Dame ließ sich auf Philosophie so wenig ein, wie auf auswärtige Politik. Ebenso lagen die eben damals auf die Tagesordnung gesetzten sozialen Probleme Herrn von Bitter und der Mehrzahl seiner Kollegen durchaus fern. Mir kam das in gewissem Maße zugute, denn in bezug auf Geschäftsgewandtheit, Kenntnis der Verwaltungstechnik und juristische Bildung war mein Vorgesetzter mir weit überlegen. Ich mußte zufrieden sein, wenn ich überhaupt irgend etwas besser wußte als er.

Von dem allen war während der Anfänge meiner Berliner Existenz begreiflicherweise nicht die Rede. Ich mußte es als Gunst des Geschicks ansehen, von Herrn von Bitter freundlich empfangen und in mein neues Arbeitsfeld eingeführt zu werden. Er erteilte mir den zweckmäßigen Rat, meine Arbeitsstätte in dem dem Ministerium benachbarten „Literarischen Bureau" aufzuschlagen und mich darüber mit dessen Dirigenten Constantin Rößler zu verständigen; er stellte mich denjenigen seiner Kollegen vor, mit denen ich Berührungen haben konnte, und machte mir die Minister namhaft, die mit der amtlichen Presse in gelegentliche Verbindung traten.

Danach mußte eine Anzahl von Besuchen gemacht werden, die mir schwer genug ankamen und Empfindungen der heterogensten Art zurückließen. Von den Ministern und gros bonnets, denen ich mich vorzustellen hatte, den Herren v. Boetticher (Reichsamt des Innern), v. Lucius (Landwirtschaft), v. Goßler (Kultus und Unterricht), dem Chef der Reichskanzlei Rottenburg, meinem alten Bekannten, dem späteren Minister Bosse

Digitized by Google

und dem vortrefflichen Lohmann (später Unterstaatssekretär im Handelsministerium) wurde ich mit wohlwollender Freundlichkeit aufgenommen, denn diese Männer wußten von mir. Von den Herren Ministerialdirektoren und Räten zeigte sich dagegen einer hochfahrender und zugeknöpfter als der andere: dem Geheimen Regierungsrat, der sich in undefinierter Stellung befand und außerdem Skribent war, sollte ein für allemal klar gemacht werden, daß er in ihren Rang nicht hineingehörte. Rößler, auf den es mir besonders ankam, war ein zu bedeutender, zu liebenswürdiger und zu fein gebildeter Mann, als daß er dieser Kategorie überhaupt hätte zugezählt werden können. Trotz der Flüchtigkeit unserer früheren Bekanntschaft empfing er mich mit so echter Herzlichkeit, daß wir uns in einer Viertelstunde verständigt hatten, und daß ich fortan in meiner Sprache mit ihm reden konnte. Davon ausgehend, daß wir gemeinsam an der offiziösen „Provinzial-Correspondenz" zu arbeiten haben würden, sagte er mir rund heraus, daß ich mich in eine auf die Dauer unmögliche Stellung begeben hätte, daß ich in der bureaukratisch-konservativen Welt immerdar ein Fremdling bleiben würde, daß auf Puttkamer trotz seiner guten Eigenschaften kein Verlaß sei, daß die sozialen Probleme von ihm und den Männern seiner Richtung als leidige Erfindungen Bismarcks angesehen und demgemäß behandelt würden, und daß von einer wirklichen Stellung im Ministerium des Innern für mich ebensowenig die Rede sein werde wie für ihn selbst. Ich sollte mich dadurch aber nicht entmutigen lassen, nach Möglichkeit festen Fuß zu fassen suchen und allezeit auf seine freundliche Unterstützung rechnen. So unerfreulich diese Voraussagungen auch klangen, so lieb machten sie mir den Mann, den ich fortan als Freund ansah, der mich in mancher trüben Stunde aufgerichtet hat und von dem ich viel gelernt habe. Nicht in politischer Beziehung, wohl aber in moralischer Rücksicht — das Wort in seiner höchsten Bedeutung genommen. Gleicher Meinung waren wir über diejenigen Dinge, auf die es damals zunächst ankam, rücksichtlich unserer politischen Grundanschauungen aber gingen wir diametral auseinander. In meinen Augen war Rößler Doktrinär, und zwar liberaler Doktrinär. Ohne Respekt vor der Geschichte und deren Bildungen, huldigte er einem po-

Digitized by Google

litischen Rationalismus, der die Welt nach angeblich feststehenden, aus der Vernunft abgeleiteten Prinzipien umgestalten zu können unternahm. „Wenn etwas falsch und unvernünftig ist, so muß es umgemacht werden, einerlei ob und wie lange es bestanden hat", lautete ein häufig von ihm ausgesprochener Satz, den er auf staatliche wie auf kirchliche Dinge angewendet sehen wollte. Geschichtlich gewordene Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Stämmen des deutschen Volkes (der Ausdruck „Stamm" galt ihm für eine antiquierte und inhaltlos gewordene Phrase) ließ Rößler ebensowenig gelten wie das Existenzrecht kirchlicher Traditionen. Unentwegt stand er auf dem Standpunkt des Kulturkampfes, von dem er eine „Verjüngung des Christentums in der neuen Form einer deutschen Nationalkirche" erhofft hatte, und dessen unerwarteter Ausgang (wenigstens nach Meinung seines Biographen) ihm die schwerste Enttäuschung seines Lebens bedeutet haben soll. Berufungen auf die altbegründete Macht und die feste Struktur des katholischen Kirchentums ließ Rößler so wenig gelten, daß er mir, als ich mich einmal in diesem Sinne äußerte, zur Antwort gab: „Sie gehören am Ende zu den Leuten, die dieser Kirche nur deshalb fern bleiben, weil sie sich aus einer gewissen Entfernung am besten bewundern läßt." Der geistreiche Hegelianer war meiner Meinung nach Illusionär, wie es Optimisten und Männer, die bei jeder ihnen entgegentretenden Erscheinung nach deren „Idee" fragen, nur allzu häufig werden. In seinen Bismarck und in die von diesem befolgte Politik hatte er ebenso viel „hineingeheimnist" wie in den Goetheschen „Faust", die Wagnersche Nibelungen-Trilogie und andere seiner Lieblingsstücke. Auch von falschen Vorstellungen über die Tragweite der eigenen Tätigkeit ist der vortreffliche Mann nicht immer frei geblieben. Was aber wollte das alles bedeuten gegenüber der Reinheit seiner Gesinnung, der Selbstlosigkeit seiner Bestrebungen und dem hohen sittlichen Ernst, den er auf jedem Gebiete des Lebens bewährte? Unvergeßlich ist mir geblieben, was Rößler mir einmal sagte, als ich über die Enge der uns umgebenden Verhältnisse und über die dadurch bedingte Unmöglichkeit einer politischen Wirksamkeit in größerem Stil zu klagen die Schwachheit hatte. „Liebster Freund, die Antwort sollten Sie sich aus dem Schillerschen Worte holen:

Digitized by Google

. . . ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin."

Ich habe mir das gemerkt. Gesegnet sei sein Angedenken!

Begreiflicherweise war ich nach der vorstehend erwähnten ersten Unterhaltung mit Rößler vornehmlich mit dem beschäftigt, was er mir über die Aussichtslosigkeit meiner Stellung im Ministerium des Innern und meines Verhältnisses zu Puttkamer gesagt hatte. Bestätigungen der Richtigkeit seines Urteils sollten mir begegnen, auch ohne daß ich sie suchte. Mein alter Gönner Wehrenpfennig, der kurz zuvor als Vortragender Rat in das Unterrichtsministerium getreten war und als einstiger Leiter des Literarischen Bureaus die in Betracht kommenden Verhältnisse genau kannte, schüttelte den Kopf, als er von meiner neuen Position hörte, indem er sich dabei auf die Bemerkung beschränkte: „Also keine bestimmte, fest umschriebene Stellung." Bosse, mit dem ich einige Zeit darauf bei einem Mittagessen zusammentraf, sagte mir gerad heraus: „Zu einer festen Stellung im inneren Dienst werden Sie es schwerlich bringen! Ob im auswärtigen Dienst, vermag ich nicht zu beurteilen; denn von diesem weiß ich nichts." Und auf dasselbe kam schließlich heraus, was Bitter mir nach einem Disput über sozialpolitische Dinge halb spöttisch und halb gutmütig entgegnete: „Minister können Sie mit dergleichen Ideen vielleicht einmal werden — höherer Beamter in unserem inneren Dienste aber schwerlich!"

Daß die mir gestellten Horoskope ihren guten Grund hätten, mußte ich mir selbst sagen, als es an die Arbeit ging. Trotz allen Pessimismus hatte ich mir die Sache so mesquin und unbefriedigend doch nicht gedacht, wie sie in Wirklichkeit war. Gemeinsam mit dem Dr. Klee, einem ehemaligen Mitredakteur der freikonservativen „Post", sollte ich die zwei- (oder drei-)mal erscheinenden „Neuesten Nachrichten" redigieren, d. h. Artikel für sie schreiben. Diese „Neuesten Nachrichten" waren eine offiziöse Korrespondenz von Puttkamers eigener Erfindung, die zur Speisung der „Kreisblätter" und einer Anzahl in das Interesse der Regierung gezogener kleinerer Provinzialblätter dienen sollte. Damit

Digitized by Google

war zugleich gesagt, daß es sich um Publikationen handelte, die in der Form der allertiefsten Leutseligkeit gehalten werden und einem Genre angehören sollten, auf das ich mich bisher niemals eingelassen hatte. Vor ihrer Veröffentlichung hatte jede Nummer die Zensur Bitters und, wenn Bedenken obwalteten, die des Ministers oder Unterstaatssekretärs zu erhalten. Die bezüglichen Verhandlungen mit dem Chef waren Bitter vorbehalten, ein Umstand, der Rößler veranlaßt hatte, jeder Beteiligung an den „Neuesten Nachrichten" fern zu bleiben, und mit dem ich erst jetzt bekannt gemacht wurde. Gegenstände der Erörterung sollten alle Gebiete des Staatslebens bilden, das Finanzielle allein ausgenommen: für dieses hatte der zum Nachfolger des älteren Bitter bestimmte und wenig später ins Amt getretene Finanzminister Scholz sich freie Hand gewahrt und ein eigenes, von dem bekannten Schweinburg geleitetes Organ ins Leben gerufen. Wie sich schon nach wenigen Monaten herausstellte, führte diese eigentümliche „Teilung der Erde" dazu, daß die Auslassungen der „Neuesten Nachrichten" so gut wie unbeachtet blieben, indessen die für die Geschäftswelt wichtigen Mitteilungen des Schweinburgschen Organs durch den größten Teil der Presse die Runde machten.

Neben der Ehre, für ein Blatt zu schreiben, das in tiefster Verborgenheit blühte, wurde mir auch diejenige regelmäßiger Mitarbeiterschaft an der halbamtlichen und vielbesprochenen „Provinzial-Correspondenz" zuteil. Die diesem einmal wöchentlich erscheinenden Blatte bestimmten, in größerem Stil gehaltenen Aufsätze wurden fast ausnahmslos von Rößler und von mir, in Ausnahmefällen auch von Klee geschrieben. Je nach dem Ressort, dessen Interessen es galt, war nach erfolgter, via Bitter eingeholter Zustimmung Puttkamers die Genehmigung des betreffenden Ministers zu beschaffen, und zwar durch meine Vermittelung. Was es mit dem durch dieses Verfahren bedingten Verlust an Zeit und Mühe auf sich hatte und wie schwierig es war, der beteiligten Staatsmänner rechtzeitig habhaft zu werden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zunächst setzte es sehr häufig Kämpfe mit Bitter, der diese Dinge außerordentlich wichtig nahm und der sich trotz sonstiger Liebenswürdigkeit nur ungern dreinreden ließ; dann galt es, in höchster Eile die Herren v. Goßler, v. Boetticher, v. Lucius,

Digitized by Google

Rottenburg (der als Vertreter Bismarcks fungierte) usw. in ihren Bureaus oder in den Parlamentsräumen ausfindig zu machen und zur Erteilung ihres Plazets zu bestimmen. An die mit dieser Mühewaltung gemachten Erfahrungen denke ich noch jetzt mit Grauen zurück. Selbstverständlich hatte man mir zugesagt, daß ich niemals genötigt werden würde, gegen meine Überzeugung zu schreiben: was aber wollte das bedeuten, wo es sich vielfach um neue, mir wenig bekannte Materien und um Einzelheiten der Verarbeitung und Begründung handelte, deren Tragweite sich im voraus nicht übersehen ließ und rücksichtlich derer die maßgebenden Personen „ihren Willen wollten"? Hatte ich halbe Nächte über Artikeln geschwitzt, wie ich sie niemals früher zu schreiben gehabt, so mußte der in der doppelten Eigenschaft des Beamten und des freikonservativen Landtagsabgeordneten über Gebühr angestrengte Herr von Bitter aufgesucht, mit dem Entwurf bekannt gemacht und je nach Umständen dissuadiert oder persuadiert werden. Peinlicher noch als die nicht immer bequemen Abänderungen durch diese erste Instanz war das Antichambrieren und Warten bei den Ministern, von denen als Gefälligkeit erbeten werden mußte, daß sie ihr eigenes Interesse wahrnahmen. Wäre mit diesen Herren ebenso schwer auszukommen gewesen, wie mit den zumeist unhöflichen und aufgeblasenen Größen zweiten Ranges, so hätte ich über der Unwürdigkeit dieser mir nie und nirgend zugemutet gewesenen Mühewaltung den Verstand verlieren können.

Begründer und vieljähriger Leiter der „Provinzial-Correspondenz" war der kurz zuvor pensionierte Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Dr. Ludwig Hahn gewesen, eine Berühmtheit der Konfliktszeit, deren „unvergleichliches" publizistisches Talent Gegenstand eines förmlichen Kultus der Kreuzzeitungs-Partei bildete. Sei es, um dem alten kränklichen Herrn eine Höflichkeit zu erweisen, sei es, um mich tröstend darauf hinzuweisen, daß man auch als Skribent der Provinzial-Correspondenz zum großen Manne und Rat erster Klasse aufrücken könne, führte Herr von Bitter mich an einem trübseligen Herbstabend in das Haus des berühmten Mannes, den ich als Vorbild ansehen sollte. Daß wiederholte Schlaganfälle Herrn Hahn um einen Teil seiner Geisteskraft gebracht hatten, merkte man dem lebhaften alten Herrn kaum an,

Digitized by Google

— um so deutlicher aber dokumentierte er sich als ehemaliger Schulmann, der seine publizistische Tätigkeit als Übung im deutschen Aufsatz behandelt und nicht sowohl auf den Inhalt, als auf die Form seiner Arbeiten das entscheidende Gewicht gelegt hatte. Konservativer in der altpreußischen Bedeutung des Worts, schien er eigentlich politischen Sinnes sein Leben lang entbehrt, diesen Mangel aber niemals erkannt zu haben. Von der Entwickelung, welche das preußisch-deutsche Staatswesen seit den sechziger Jahren durchlaufen hatte, war mit keinem Worte die Rede, um so ausführlicher aber von dem „Stil", den der vieljährige Regierungsworthalter sich im Laufe der Zeit zugelegt hatte und von dem er sagte, daß er ihn vornehmlich der Beschäftigung mit der französischen Literatur der dreißiger und vierziger Jahre zu danken gehabt habe. Besonders charakteristisch erschien mir, daß der vielerfahrene Mann mit ungeteilter Befriedigung auf „die Arbeit seines Lebens" zurückblickte und daß der fragwürdige Zustand, in welchem das offiziöse Preßwesen steckte und seit Jahr und Tag gesteckt hatte, ihn niemals gestört zu haben schien. Fürst Bismarck war seine eignen publizistischen Wege gegangen und hatte durch die Auslassungen seiner „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" die übrigen Ressorts nicht selten ebenso in Verwunderung gesetzt, wie die Männer der unabhängigen Presse. Das nämliche galt von den Informationen, die das Auswärtige Amt der „Kölnischen Zeitung" und anderen Blättern verwandten Schlages gönnte und die mitunter das Gegenteil dessen besagten, was das Literarische Bureau des Staatsministeriums den von ihm abhängigen Zeitungsmitarbeitern „inspiriert" oder was andere Ressortchefs ihren Organen hatten zugute kommen lassen. Die Folge davon war gewesen, daß das Literarische Bureau das „Inspirieren" vollständig aufgegeben hatte, daß das Ministerium des Innern sich so gut wie ausschließlich mit den von den „Neuesten Nachrichten" gespeisten Blättern beschäftigte und daß die Herren Scholz und Schweinburg ihr besonderes Wesen trieben. Dieser eigentümliche, von Boetticher und anderen einsichtigen Männern als „Mißwirtschaft" empfundene Zustand stellte freilich nur ein Abbild des Verhältnisses dar, das zwischen dem Reichskanzler und dessen Kollegen bestand. „Wir haben uns," sagte Puttkamer mir einmal, „nachgerade daran gewöhnt, daß

Digitized by Google

seine Uhr der unsrigen um zwei Stunden vorausgeht und daß dadurch immer wieder Schwierigkeiten entstehen." Es waren das eben die Tage, an denen es vorkam, daß Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, den ihm abends auf der Straße begegnenden Unterstaatssekretär Busch ansprach, um sich einige Kunde von dem zu verschaffen, was in dem dicht verschlossenen Hause in der Wilhelmstraße vorging und was er auf anderem Wege nicht erfahren konnte.

Inmitten der deprimierenden Eindrücke, die die Anfänge meiner Berliner Existenz begleiteten, wurde ich durch eine Einladung in das Potsdamer Neue Palais überrascht, in dem der Kronprinz seine Sommerresidenz genommen hatte. Wie der einladende Fourier mir sagte, war außer mir nur noch der Geheime Legationsrat Rudolf Lindau entboten worden, und mit diesem hatte ich mich über gleichzeitiges Eintreffen in der Station zu verständigen, von welcher der Hofwagen uns abholen sollte. An Herrn Lindau, der die Preßangelegenheiten des Auswärtigen Amtes besorgte, lernte ich einen liebenswürdigen, europäisch gearteten Mann kennen, mit dem sich vortrefflich reden ließ, und mit dem ich stets gern verkehrt habe. Seines Amtes waltete er mit Eifer und wahrscheinlich auch mit Erfolg, seiner innersten Neigung nach aber war er kein politischer, sondern ein literarischer Mann, der als Verfasser zahlreicher elegant geschriebener Romane und Novellen Ruf erworben hatte. Mit seinem Bruder Paul eng verbunden, nahm Lindau an, daß ich mich als Schriftsteller ihrem Kreise anzuschließen und auf das haut du pavé des Berliner Literatentums zu gelangen wünschte. Ich nahm keinen Anstand, dem freundlichen Manne zu sagen, daß meine Lebenstendenz eine durchaus verschiedene sei, und daß ich kein literarisches, sondern ein politisches Tier sei — eine Erklärung, die ihn zu wundern schien, die er aber gleichwohl freundlich aufnahm und die die Beziehungen, in die ich später zu ihm treten durfte, niemals gestört hat.

Der Abend im Garten des Potsdamer Palais, an welchem außer den Damen und Herren des Hofes noch unsere jetzige Kaiserin teilnahm, verlief trotz der Liebenswürdigkeit der hohen Wirte ziemlich langweilig. Nachdem man an einer unter hohen Bäumen aufgeschlagenen Tafel den Tee eingenommen hatte, wurde gemessenen Schritts durch den Park spaziert, Lindau an die Seite der Kron-



Digitized by Google

prinzessin gerufen und in ein Gespräch über Literatur (ich glaube spanische) gezogen, während mir eine Unterhaltung mit dem Kronprinzen gegönnt ward, dem seine jugendliche Schwiegertochter schweigend zur Seite ging. Mit Personen, die nicht zu ihrer Umgebung gehören, sprechen hohe Herrschaften bekanntlich immer nur von den Dingen, die bei Gelegenheit der ersten Bekanntschaft das Gesprächsthema gebildet hatten. Danach konnte es nicht ausbleiben, daß der Kronprinz von Rußland zu reden begann, und daß er an diesem Thema festhielt, bis ein Lakai mit der Meldung an uns herantrat, daß der Wagen für die beiden Herren bereit stehe. Interessanter als die Sache selbst war ihr Nachspiel. Zum Schluß eines mehrere Tage später stattgehabten Empfanges bei Puttkamer fragte dieser mich, ob es wahr sei, daß ich den Kronprinzen kenne und daß dieser mich zu sich entboten hätte. Daran schloß sich die zweite, in humoristischem Tone gestellte Frage: „Weiß Seine Kaiserliche Hoheit, daß Sie bei mir dienen?" Als ich das für zweifelhaft erklärte, meinte Puttkamer: „Er wird das wohl erfahren, und wir werden sehen, wie er es aufnimmt." In der Tat wurde ich nie wieder an den kronprinzlichen Hof geladen und auch bei Gelegenheiten, wo das nahe gelegen hätte, nicht angeredet, — Puttkamer aber hat mich während der folgenden Jahre wohl ein halbes Dutzend mal mit liebenswürdigem Spott gefragt: „Nun, wann waren Sie zum letzten Male beim Kronprinzen?", und wenn ich bekannte, ich sei nicht mehr eingeladen worden, lachend hinzugefügt: „Und ich auch nicht." Erst viele Jahre später und nachdem ich längst Konsul geworden war, hat die — inzwischen verwitwete — Kaiserin Friedrich mir sagen lassen, sie wünsche mich zu sehen, wenn ich einmal nach Berlin käme. Zu meinem Bedauern ist es dazu niemals gekommen, und ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dieser ausgezeichneten Frau noch einmal im Leben zu begegnen.

Schon wegen der Verödung Berlins, die im Spätsommer und Herbst zur Regel geworden ist, vergingen die ersten Wochen des Aufenthalts an der Spree ziemlich einsam. Die einzigen Bekannten, die ich aufsuchen konnte, waren mein alter, immer gleich liebenswürdiger Gönner Julian Schmidt und Herman Grimm. Für Leute von Geschmack konnte es ein behaglicheres Haus nicht geben

Digitized by Google

als dasjenige, das Grimm und seine Frau Gisela in ihrer an der Matthäikirchstraße belegenen dritten Etage machten. Wohltuend nahm sich bereits aus, daß inmitten der modisch gewordenen Pseudo-Eleganz und Stilgerechtigkeit ein Hauswesen übrig geblieben war, das den anspruchslosen Zuschnitt und wahrhaft guten Ton vergangener Tage beibehalten hatte. Ausstattung, Bewirtung und Empfangsform — alles trug einen altväterischen Charakter, und alles verriet, daß man sich in guter, um plebeje Vornehmtuerei des fin du siècle unbekümmerter Gesellschaft befand. Montags war für die näheren Bekannten Grimms offener Abend. Man kam und ging, wann man wollte, man nahm mit einer Tasse Tee und (wenn man länger blieb) mit einem Abendessen fürlieb, von dem sich mit guter Manier satt werden ließ, und ergötzte sich je nach den Umständen mit Gespräch, Musik oder gemeinsamer Lektüre. Der erste dieser Abende (Juli oder August 1882) ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben.

Trotz empfindlicher Hitze und Gewitterschwüle hatte sich in den für sommerliche Vereinigungen wenig günstigen Räumen der Grimmschen Wohnung eine mehrköpfige Gesellschaft zusammengefunden. Irre ich nicht, so gehörten ihr zwei später zu ansehnlichen Stellungen gelangte junge Männer an, der durch sein Buch über Buddha bekannt gewordene vierundzwanzigjährige Privatdozent Hermann Oldenberg und der von der Frau des Hauses mit besonderer Vorliebe behandelte Pianist Stavenhagen, ein jugendlicher Blondin mit wallender Mähne und kurzem Samtröckchen. Die Mehrheit der Anwesenden bestand aus Damen, darunter eine Amerikanerin in mittleren Jahren, die (wie Frau Gisela mir zuflüsterte) nach Europa gekommen war, um Hermans „Goethe" unter seiner Leitung ins Englische zu übertragen. Bald nachdem die Vorstellung der Anwesenden beendet worden war, trat ein mittelgroßer, zum Embonpoint neigender junger Herr mit rundem, stark erhitztem Gesicht, blondem Haar, mächtigem Schnurrbart und stahlgefaßter Brille ein. Grimm stellte ihn als den Assessor vom Auswärtigen Amt Herrn v. Wildenbruch vor, „von dessen dramatischen Erfolgen Sie wissen werden, und der die Güte haben will, uns sein neuestes Stück vorzulesen". Mich hatte zunächst die Erwähnung des Auswärtigen Amtes interessiert,



Digitized by Google

von der Existenz eines Dichters Wildenbruch hatte ich nur einmal flüchtig gehört, ohne mit diesem Namen eine bestimmte Vorstellung zu verbinden. Durch einen der Anwesenden erfuhr ich, daß der damals siebenunddreißigjährige Herr ein vielversprechendes Talent sei, das sich der besonderen Schätzung unseres Wirts erfreue und mit dessen Beihilfe den Schillerpreis erworben habe. Wildenbruch nahm eine Tasse Tee, wischte sich immer wieder den Schweiß aus dem erhitzten Angesicht, zog das dickleibige Manuskript seines Schauspiels „Opfer um Opfer" aus der Tasche und begann zu lesen. Er las mit so viel Feuer und so ausdrucksvoller, wenn auch hie und da überlauter Stimme, daß die Anwesenden ihm trotz der beständig zunehmenden Schwüle der Temperatur und trotz des beträchtlichen Umfangs der Dichtung mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Die Fabel schien mir nicht ganz neu zu sein, sie erinnerte an ein Gutzkowsches Drama, das meiner Erinnerung nach „Ein weißes Blatt" hieß und dessen pathetische Schlußphrase mir aus der Gymnasiastenzeit haften geblieben war: „Die Zeit der Liebe ist das Alter nicht, ist nicht die Jugend: die Zeit der Liebe ist der Augenblick." In beiden Stücken handelt es sich um den Übergang der Leidenschaft des Helden, eines heimgekehrten Forschungsreisenden, von der älteren zu einer jüngeren Schwester. Die Wildenbruchsche Dichtung dürfte wegen der einfacheren Führung der Handlung vor der Gutzkowschen den Vorzug verdienen, ihr Erfolg war — wenigstens an diesem Abend — ein vollständiger und bekundete sich in dem Enthusiasmus, mit welchem die anwesenden Damen den durch die nahezu dreistündige Lektüre erschöpften Vorleser beglückwünschten. Daß der damals noch unverheiratete Dichter den ihm gespendeten Weihrauch mit unverhohlener Freude einsog, konnte ihm nicht verübelt werden — einen eigentümlichen Eindruck machte es mir, daß er von den Heldinnen seines Stückes wie von lebenden Personen sprach und im Verlaufe des Abendessens u. a. die Äußerung tat, seine Hedwig (so lautete der Name der einen Schwester) sei in der Tat eine merkwürdige Person, die ihm selbst mitunter inkalkulabel erscheine. Wildenbruch, außer Richard Voß der einzige Dichter, der damals im Grimmschen Hause verkehrte, ist mir auch in der Folge wiederholt begegnet. Immerdar hat er mir den Eindruck eines gütigen und liebens-

Digitized by Google

würdigen Mannes gemacht. Mit dem poetischen Schaffen Wildenbruchs, der später mein Kollege im Auswärtigen Amt wurde, habe ich nur eine Berührung gehabt: diese aber war merkwürdig genug, um erzählt zu werden. Um Anziehungskraft und Verbreitung der „Neuesten Nachrichten" zu erhöhen, hatte Herr von Bitter den Minister zur Bewilligung einer nicht ganz unerheblichen Geldsumme bestimmt, aus welcher der Ankauf noch nicht veröffentlichter Romane und Novellen beliebter Schriftsteller bestritten werden sollte. Diese „wertvollen Gaben" wurden an diejenigen der von den „Neuesten Nachrichten gespeisten" Provinzialblätter verteilt, die sich um die Regierungspresse besonders verdient gemacht hatten, und denen man zu einem größeren Leserkreise verhelfen wollte. Gegen ansehnliche Honorare wurden die Herren Romandichter willig gemacht, uns die ausschließliche Benutzung ihrer Werke für anderthalb Jahre zu überlassen, nach Ablauf dieser Frist durften sie in Buchform erscheinen. Unsererseits wurde die Verpflichtung übernommen, lediglich außer-berlinische Blätter zu bedenken und deren Zahl auf ein vereinbartes Maß zu beschränken. Nicht eben zu meiner Befriedigung übertrug Herr von Bitter mir die bezüglichen Verhandlungen: da er bei einem „Schriftsteller" belletristische Sachkenntnis und Geschick in der Verhandlung mit „Kollegen" voraussetzen zu können glaubte, hielt er mich für den richtigen Mann. Nicht ohne Mühe stellte ich eine Liste von Autoren zusammen, die mir als beliebt bezeichnet worden waren, und begann bei Wildenbruch, meinem einzigen persönlichen Bekannten unter den Genannten, meine unliebsame Tournee. Ich traf ihn in seiner Junggesellenwohnung in der Königin-Augusta-Straße zu früher Stunde an. Die Wände seines kleinen Salons waren so reich mit Theaterzetteln, Lorbeerkränzen und anderen Emblemen der Künstlerschaft behängt, daß die Farbe der Tapete sich nicht unterscheiden ließ, und daß nicht mehr als für ein einziges Bild Platz gelassen worden war, für das Porträt des Prinzen Louis Ferdinand, der der Stamm- und Großvater unseres Dichters (Vater seines Vaters, des Konsuls und späteren Gesandten v. Wildenbruch) gewesen war. Unschwer einigten wir uns über die Erwerbung einer Novelle, von welcher der Dichter sagte, daß sie ihm besonders ans Herz gewachsen sei, und die wegen ihrer patriotischen Tendenz (sie spielt

Digitized by Google

im Jahre 1870) besonders passend sein sollte. „Die Danaide" fand in der Tat ein dankbares Publikum und wurde, nachdem der Verfasser sie einem Kreise von Freunden zu deren besonderer Erbauung vorgelesen hatte, auf seinen Wunsch noch vor Ablauf des vereinbarten Termins freigegeben.

Von den übrigen Dichtern und Dichterinnen meiner Liste hauste niemand unter Lorbeerkränzen und Ahnenbildern. Diese Herrschaften hatten sich je nach Geschmack und Vermögen wie andere Christen eingerichtet, einige von ihnen so bescheiden und in so entfernten Gegenden der Stadt und des Umkreises, daß sie meinen Besuch verbaten und zu mir kamen. Näher kennen gelernt habe ich allein nur Hopfen, der ein angenehmes Haus machte und bei dem ich mit Rudolph Lindau, Stettenheim und andern Berliner Schriftstellern sehr vergnügt zu Mittag gegessen habe. Bei der einfachen und unverfänglichen Natur unserer Geschäfte wurde alles glatt und anstandslos erledigt, kaum daß die Herren nach den Blättern fragten, in deren Interesse ich verhandelte. Peinlicher, aber auch lehrreicher waren die Verhandlungen mit einzelnen der dichtenden Damen, in deren Verhältnisse ich Einblick gewann. Da unser Bedarf ein ziemlich starker war und da einzelnen kleineren Blättern bereits mit Namen dritten und vierten Ranges gedient werden konnte, waren Bestellungen bei unberühmten und zweifelhaften „Berühmtheiten" nicht zu vermeiden. Und zwar *Bestellungen* im buchstäblichen Sinne des Wortes, Bestellungen, wie man sie beim Schneider und Putzhändler macht, — mit und ohne Anprobe, unter Vorbehalt des Rechts, Abänderungen und Umgestaltungen zu verlangen, die „Fasson" im einzelnen zu verabreden usw. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß Zumutungen solcher Art nicht nur keinen Anstoß bereiteten, sondern als Dinge behandelt wurden, die in dem Herkommen dieser Branche des literarischen Geschäfts begründet waren und über welche man in zwangloseste Weise sich aussprach. Selbst wenn Abänderungen ästhetischer Natur, als trauriger oder glücklicher Ausgang und Modifikation in der Charakteristik der handelnden Personen, verlangt wurden (meinerseits fanden dergleichen Einmischungen kaum statt), kam man der Regel nach glatt und anstandslos zum Ziel. Indessen, da die gezahlten Preise den landesüblichen Durchschnitt

Digitized by Google

überstiegen, die Verhältnisse der Lieferantinnen bescheidene, wenn nicht kärgliche und im übrigen die Zeiten vorüber waren, zu denen diese Priesterinnen der Muse dem Drange ihres Genius folgen und von irdischen Rücksichten absehen zu können geglaubt hatten, so war auch ihnen das Geschäft zum Geschäft geworden, das sich nach dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage richtete.

Auch nachdem meine Familie nach Berlin übergesiedelt war, blieben unsere Beziehungen zum Grimmschen Hause mehrere Jahre lang angenehm und ersprießlich. Meine Frau und meine heranwachsenden Töchter wurden von Frau Gisela mit derselben Güte aufgenommen, von der die geistreiche Frau mir während der ersten einsamen Wochen meiner Niederlassung an der Spree wiederholt Beweise gegeben hatte. Eine gewisse Rolle hatte es dabei gespielt, daß die Tochter Bettinas mich zum Vertrauten einer dichterischen Arbeit, des (nach ihrem Tode veröffentlichten) Dramas „Alt-Schottland" gemacht hatte. Obgleich sie sich niemals auf Erörterungen über Form oder Inhalt dieses Werks einließ, legte sie auf meine Bekanntschaft mit demselben so nachdrückliches Gewicht, daß ich mich, sobald ein neuer Abschnitt vollendet war, zu dessen Vorlesung einfinden mußte und daß die Dichterin mich, als ein kranker Fuß mich auf das Sofa bannte, in meiner Chambre meublée aufsuchte, zwei Kerzen aus dem Beutel zog und die Tags zuvor begonnene Lektüre fortsetzte. Wie alles, was von der merkwürdigen Frau herrührte, war auch ihr neuestes, in hochromantischem Stil gehaltenes Stück von einigem Interesse; auffallend erschien mir nur, daß sie mit der Bekanntschaft desselben einen Mann beehrte, bei dem sie höhere Kunstkennerschaft schlechterdings nicht voraussetzen konnte.

Die Erklärung dafür sollte mir nur allzubald gegeben werden. Bereits während der ersten Wochen der Erneuerung unserer Bekanntschaft war mir aufgefallen, daß ich mehrmals Personen, die ich früher in ihrem Hause angetroffen hatte und von denen ich wußte, daß sie ihr nahe gestanden, jetzt nicht mehr begegnete. Dahin gehörten ihr Jugendfreund Joachim, der Vetter L. Brentano, ihr Schwager, der Regierungsrat Rudolph Grimm u. a. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß Frau Gisela mit diesen Freunden längst überworfen war, daß es für so gut wie unmöglich

Digitized by Google

galt, ihre Gunst dauernd zu behaupten, daß Zwischenfälle gleichgültigster Art zu peinlichen Ausbrüchen ihrer unberechenbaren Laune führen konnten und daß sie sich dieser Eigentümlichkeit selbst bewußt sei und die ehemaligen Freunde und Freundinnen „meine Leichen" zu nennen pflegte. Die Sache war so bekannt, daß Rudolph Grimm mich einmal im Scherze fragte, ob ich noch am Leben sei und daß Brentano mir kategorisch voraussagte, meine Freundschaft mit seiner Cousine werde ein Ende mit Schrecken nehmen. „Schreibt sie Ihnen Briefe, und sind Sie so töricht, dieselben zu beantworten, so wird das den Anlaß zu dem unter allen Umständen unvermeidlichen Bruch geben." Wörtlich traf diese Prophezeiung allerdings nicht ein, obgleich es zu dem vorausgesagten unerquicklichen Briefwechsel in der Tat kam: in die Kategorie der Leichen wurde ich indessen erst versetzt, nachdem diese Korrespondenz glücklich beendet worden war. Daß Herman Grimm die Wandlungen der Laune seiner Gemahlin in der Stille beklagte, stand ebenso fest, wie daß er außerstande war, die Folgen derselben abzuwenden. Unvergeßlich ist mir der Ausdruck des Gesichts, mit welchem er einen heftigen Auftritt begleitete, den Frau Gisela unter meinem Dache dem alten Mommsen bereitete und an dem sie allein die Schuld trug. Auch nachdem wir uns die Ungnade der Unberechenbaren zugezogen hatten, hat er uns einmal besucht und vor unserer Abreise aus Berlin freundlichen Abschied genommen.

Unsere gesellschaftlichen Beziehungen gestalteten sich zunächst so angenehm wie immer möglich. Mit der Familie von Bitter standen wir auf durchaus freundlichem Fuß, mit den vortrefflichen Rößlers wurde gute Freundschaft gehalten, der sonstige Verkehr aber ausschließlich auf Kreise gerichtet, die mit dem Ministerium des Innern und dessen Angehörigen schlechterdings nichts zu schaffen hatten. An meiner „undefinierten" und mich immer tiefer niederdrückenden Stellung nahm niemand von meinen liberalen und gelehrten Freunden irgendwelchen Anstoß. Julian Schmidt, Georg von Bunsen, die alten Freunde M. Jordan (Direktor der Nationalgalerie) und R. Schöne (Generaldirektor der Kgl. Museen), Rodenberg usw. begegneten mir mit unveränderter Freundlichkeit. Der allgemein beliebte hanseatische Ministerresident Krüger

Digitized by Google

und dessen vortreffliche, von mir hochverehrte Frau schienen gut machen zu wollen, was der hamburgische Senat schlecht gemacht hatte. In dem im Jahre 1882 nach Berlin übergesiedelten Chirurgen Bergmann fand ich einen vertrauten Jugendfreund, in Viktor Hehn den Landsmann und Förderer meiner frühesten Arbeiten wieder. Um mit Schmoller und dessen Freunden in Verbindung zu bleiben, bestimmte ich den ersteren zur Begründung eines staatswissenschaftlichen Abends, an welchem allmählich zahlreiche Gelehrte und Beamte teilnahmen und dem durch regelmäßig gehaltene Vorträge ein besonderes Interesse verliehen wurde. Besondere Anziehungskraft übte der Verkehr mit Bamberger, dem ich in früheren Jahren nur flüchtig begegnet war und der den „offiziösen" Geheimrat gelegentlich eines Zusammentreffens bei Mommsen so freundlich anredete, daß Besuche ausgetauscht und bei jeder Begegnung die anregendsten Unterhatungen geführt wurden.

Gleiche Freundlichkeit hatte ich dem würdigen Heinrich Kruse zu danken, der einige Jahre zuvor von Köln nach Berlin übergesiedelt war, um das Blatt, dessen Weltruf vornehmlich er begründet hatte, in der Hauptstadt des neuen Reiches zu vertreten. Zu der haltungslosen Vielgeschäftigkeit und Bestimmbarkeit der journalistischen Allerneusten standen die ruhige Würde und Gemessenheit des stattlichen alten Herrn in so ausgesprochenem Gegensatz, daß man ihn „Lord Kruse" nannte. Zu seinen Mittagessen eingeladen zu werden, galt für einen Vorzug. Respekt konnte man dem Manne nicht versagen, der unter den schwierigsten Umständen die Unabhängigkeit seiner Gesinnung zu wahren gewußt hatte und immerdar der Gentleman unter den Journalisten geblieben war. Daß die „Kölnische Zeitung" nicht mehr war, was sie gewesen, und daß sie, dem Zuge der Zeit folgend, in den Zelten des Bismarckschen Lagers Unterkunft zu suchen begann, vermochte Kruse nicht zu hindern. Entschlossen, sich bei Eintritt in das siebzigste Lebensjahr pensionieren zu lassen, hatte er sich journalistisch auf das Altenteil gesetzt und der dichterischen Tätigkeit zugewendet, die seit dem Erfolg der in den sechziger Jahren erschienenen „Gräfin" zu seiner vornehmsten Lebensfreude geworden war. Durch die Zusendung des Manuskriptes seiner im Jahre 1882 geschriebenen Tragödie „Alexei" hatte er mir zu verstehen gegeben, daß er sich

Digitized by Google

des einstigen Mitarbeiters seiner Zeitung noch entsinne, und ich war diesem Winke bereitwillig gefolgt. An seinem gastlichen Tische begegnete man Gelehrten und Schriftstellern der verschiedensten Richtungen; bei ihm traf ich einmal auch Herrn Paul Lindau, damals feuilletonistischer Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung". Paul Lindau und Heinrich Kruse — verschiedenere Typen des deutschen Journalismus und des deutschen Preßwesens „sonst und jetzt" waren überhaupt nicht denkbar. Kruse, gleich seiner würdigen wie aus Holz geschnittenen Gemahlin eine Riesengestalt, etwas eckig in den Manieren, aber imponierend durch die Würde und Einfachheit des Benehmens, dabei von ausgesuchter Höflichkeit gegen jedermann und insbesondere gegen geringere, erst im Aufstreben begriffene Kollegen — und ihm gegenüber Lindau, nach der neuesten Mode gekleidet, mit Ordensdekorationen reich geschmückt, elegant in den Bewegungen, von zierlicher Gestalt und etwas müdem Ausdruck in dem beweglichen feinen Gesicht. Der Verfasser der „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" und der „Nüchternen Briefe aus Bayreuth" stand damals im Zenit des Glückes. Als Bühnendichter gesucht, als Kritiker gefürchtet, mit vornehmen Leuten der verschiedensten Gattungen (u. a. auch mit dem Grafen Wilhelm Bismarck) freundschaftlich verbunden, gehörte er zu den bekanntesten Figuren des jungen Berlins, das sich in seinem Hause zusammenfand.

Daß es in Hamburg keine Häuser wie das Krusesche und das Grimmsche gebe, und daß dem Berliner Leben Reize abgewonnen werden könnten, die jeden Vergleich mit denen der biederen Hansestadt ausschlössen, empfand ich ebenso lebhaft wie meine Frau und meine jungen Töchter, die Frauen von der Art unserer Gönnerin Gisela Grimm bisher nur in Büchern begegnet waren. Für die Widerwärtigkeiten und die Aussichtslosigkeit meiner Berufsstellung vermochte das aber keine Entschädigung zu bieten. Zu dieser Aussichtslosigkeit, die mir trotz angeblicher Lobsprüche, die „sogar" Bismarck über einige meiner Aufsätze gefällt haben sollte, von Tag zu Tag deutlicher wurde, kam noch die Empfindung einer Überbürdung, die mit innerer Aushöhlung Hand in Hand ging. Die „Deutsche Rundschau" hatte auf meinen Rat eine

Digitized by Google

neue Rubrik mühsame Arbeit erheischender politischer Monatsberichte eröffnet, an der alten Verbindung mit dem „Hamburgischen Correspondenten" mußte festgehalten werden, und dazu kamen Artikel für die „Kreuz-Zeitung", die ich in ihrer ausgesprochen antirussischen Tendenz bestärken und unterstützen zu müssen für Pflicht hielt. Herrn Kropatschek kannte ich von Kurland her, wo er eine Weile Hauslehrer gewesen war, zu dem Chefredakteur von Hammerstein aber trat ich durch die Vermittelung meines Universitäts- und Jugendfreundes Baron Eduard Ungern-Sternberg in Beziehung. Der zufällige Umstand, daß wir während der sommerlichen Verödung Berlins in demselben Wirtshause zu Mittag aßen, bot mir Gelegenheit, den schon damals vielgenannten Mann näher kennen zu lernen. Für eine journalistische Kapazität konnte Hammerstein nicht wohl gelten, denn dazu reichte der Umfang seiner Bildung und seines Gesichtskreises schlechterdings nicht aus — ein parlamentarisches Talent ist er ohne Zweifel gewesen. Unerschütterliche Ruhe, Festigkeit des Willens, Schlagfertigkeit in der Debatte und Sicherheit in der Behandlung des Gros seiner Gesinnungs- und Standesgenossen hatten ihn zum Parteiführer gemacht, und Stellungen, die er einmal erzwungen, wußte er mit eiserner Hand festzuhalten. Hammerstein nahm sich wie eine Verkörperung des bekannten „Und wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertraun euch auch die andren Seelen" oder auch des minder bekannten, aber ebenso zutreffenden „l'avenir est aux phlegmatiques" aus. Da meine Tätigkeit für sein Blatt sich so gut wie ausschließlich auf Russica beschränkte, konnten Meinungsverschiedenheiten zwischen uns kaum vorkommen, im persönlichen Verkehr aber zeigte er sich als Mann von guten, einfachen Formen und einer nicht eben vielsagenden, aber glatten und gleichmäßigen Liebenswürdigkeit. Vertrauen flößte er mir nicht ein, zu Mißtrauen lag indessen kein Grund vor, und der lauernde Ausdruck, den sein Auge annehmen konnte, ließ verschiedene Auslegungen zu. In der Summe ließ sich bequem mit ihm leben und erschien er, wenn nicht als „guter Kerl", doch als gefälliger Kamerad. Von anderem aber konnte nicht die Rede sein. Die Beschränktheit von Hammersteins Bildung und der ein für allemal von ihm gefaßte Entschluß, alle Rücksichten denen des Parteiinteresses unter-

Digitized by Google

zuordnen, machten sachliche Diskussionen mit ihm gegenstandslos. Daß der Tod Iwan Turgenjews für Rußland (und nicht für dieses allein) einen Verlust bedeute, wollte Hammerstein nicht gelten lassen, „denn dieser Mann war ja ein Liberaler gewesen"; Hinweisungen auf die Unchristlichkeit des Antisemitismus aber wies er mit den Worten zurück: „Sie mögen nicht ganz unrecht haben, wir aber können den Antisemitismus nicht entbehren." Von der bedrängten finanziellen Lage, die den unglücklichen Mann ins Verderben stürzte, wurde unter seinen näheren Bekannten bereits damals geflüstert. Das Erbieten seiner Freunde, sich durch einen Vertrauensmann, den als tüchtigen Anwalt und Geschäftsmann bekannten konservativen Abgeordneten Grimm „arrangieren zu lassen", hatte er mit einer Schroffheit abgelehnt, die ein gewisses Mißtrauen zurücklassen mußte, zumal die hoffnungslose Überschuldung seines pommerschen Rittergutes allbekannt war. Von Unregelmäßigkeiten seiner Lebensführung verlautete dagegen nicht das Geringste. Daß der wohl aussehende, kraftstrotzende Mann mit einer Dame verheiratet war, die seine Mutter hätte sein können, hat zu seinem schmählichen Ende mindestens ebensoviel beigetragen wie der Eigensinn, mit dem er seine Stellung als Gutsbesitzer festhielt. Wie ein Mann, der weder bösartig noch borniert oder leichtsinnig genannt werden konnte, ein solches Ende hat nehmen können, haben diejenigen, die Hammerstein am genauesten zu kennen glaubten, am wenigsten verstehen können.

Achtzehn Monate zunehmenden Widerwillens gegen die Stellung, die ich mir hatte aufladen lassen, und ebenso unerträgliche Überbürdung hatten mich im Spätherbst 1883 zu der Überzeugung gebracht, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen könne. Nachdem es zufolge zeitweiser Zunahme der Amtsarbeit so weit gekommen war, daß ich binnen einer Woche achtzehn Artikel hatte schreiben müssen, begab ich mich zu Herrn von Puttkamer, um ihn zu fragen, ob ich auf eine anderweitige Verwendung, etwa diejenige eines Vortragenden Rats, Aussicht hätte oder nicht. Die ausweichende Antwort, die er mir gab, genügte zur Bestätigung dessen, was ich mir selbst gesagt hatte. Darüber kamen die Weihnachten heran, und alsbald nach Beendigung der Festzeit ließ Puttkamer mich zu sich bescheiden, um mir zu eröffnen, daß ich

Digitized by Google

„in Anerkennung meiner Leistungen" den Roten Adlerorden IV. Klasse erhalten würde. Deutlicher als alles übrige sagte diese Ankündigung, daß ich nichts zu hoffen hätte, und daß ein Entschluß gefaßt werden müsse. Ich versuchte es mit der immer wieder aufgesparten letzten Karte, die mir übrig geblieben war.

Im Hause des mir befreundeten Unterstaatssekretärs Busch hatte ich den kurz zuvor vom Londoner Generalkonsul zum Ministerialdirektor im Auswärtigen Amte ernannten Geheimrat v. Bojanowski kennen gelernt und von diesem zu meiner Verwunderung erfahren, daß er als Konsul in Moskau und Petersburg meine Rigaer Tätigkeit genau verfolgt und längst gewünscht habe, den ehemaligen Redakteur des Blattes kennen zu lernen, aus dem er seinerzeit einen großen Teil seiner Informationen über Rußland geschöpft hatte (der „Rigaschen Zeitung"). Seine damals gefaßte Absicht, mich in Riga aufzusuchen, hatte er aus Rücksicht auf entgegenstehende Bedenken aufgeben müssen usw. Die einfache Liebenswürdigkeit dieses vortrefflichen Mannes hatte mir so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich den Entschluß faßte, ihm meine auf den Eintritt in den auswärtigen Dienst gerichteten Wünsche vorzutragen. Als Leiter des Konsularwesens kam Bojanowski für dieses speziell in Betracht, und ihn anzugehen lag näher, als die Bekanntschaft mit Busch zu Sollizitationen auszubeuten. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen, als der Ministerialdirektor mich nicht nur auf das freundlichste empfing, sondern behufs eingehenderer Besprechung zu einer Abendgesellschaft in sein Haus lud. Unter anderen Verhältnissen hätte diese Gesellschaft als solche mein besonderes Interesse erregt, denn sie galt dem Empfang des neuen siamesischen Gesandten, eines zierlichen, dunkelbraunen jungen Herrn, seiner Sekretäre, eines Malaien und eines in siamesische Dienste getretenen Engländers. Nachdem Bojanowski diese Gäste begrüßt, den Malaien vor ein Photographienalbum gesetzt und die beiden anderen Herren mit der übrigen Gesellschaft bekannt gemacht hatte, nahm er mich beiseite, um das Für und Wider meines Anliegens zu besprechen, mir seine Unterstützung zuzusagen und mir die sofortige Einreichung eines an den Fürsten Bismarck zu richtenden Gesuchs anzuraten. Vierundzwanzig Stunden später war ein kurzes Schreiben, in dem ich meine Vor-

Digitized by Google

bildung, bisherige Tätigkeit und gegenwärtige Stellung darlegte, auf dem Wege nach Friedrichsruh.

Obgleich Bojanowski mir gesagt hatte, daß der Reichskanzler in der Regel rasch resolviere, machte ich mich auf ein mehrwöchiges Harren gefaßt, dessen Pein allein durch verdoppelte Arbeit erträglich gemacht werden konnte. Es sollte indessen anders kommen. Fünf oder sechs Tage nach Absendung meiner Eingabe begegnete ich zu früher Stunde dem durch den Tiergarten gehenden Chef der Reichskanzlei, Geheimrat Rottenburg, der mich mit den Worten: „Gut, daß ich Sie treffe — ich habe was für Sie" anredete und ein Papier aus der Tasche zog, das in Kürze besagte, „der Reichskanzler werde den p. p. Eckardt sehr gern zum Konsul vorschlagen, wenn er die vorschriftsmäßige Prüfung bestanden habe und sobald eine Vakanz eintrete". Noch bevor ich es zu einer Antwort zu bringen und meiner freudigen Überraschung Ausdruck zu geben vermocht hatte, sagte der liebenswürdige Verkündiger dieser Freudenbotschaft, er werde dem Auswärtigen Amte unverzüglich einen diese Entscheidung betreffenden Erlaß zugehen lassen, „in zwei bis drei Tagen sollten Sie sich in der Wilhelmstraße melden", setzte er beim Abschied hinzu.

Mir war zumute, als sei ich neu geboren worden, meine Zeit aber war so stark in Anspruch genommen, daß ich mir versagen mußte, die wichtige Entscheidung sofort in mein Haus zu bringen. Ich nahm den gewohnten Weg ins Ministerium, erledigte die laufenden Angelegenheiten, machte Herrn v. Bitter eine kurze Mitteilung, bat ihn, mich für den folgenden Tag bei dem Minister anzumelden und kehrte erst spät nachmittags in meine Wohnung zurück. Hier empfing mich eine andere freudige Überraschung: Theodor v. Bernhardi, dessen Bekanntschaft zu den Wünschen meines Lebens gehörte, war zu längerem Aufenthalt in Berlin eingetroffen, hatte meiner Frau einen Besuch gemacht und mir sagen lassen, er werde täglich während der Abendstunden im Hause seines Sohnes, des Rittmeisters (jetzigen Generals) anzutreffen sein.

Noch an dem nämlichen Abende erwiderte ich den Besuch des einzigen Mannes, von dem sich — meiner Meinung nach — russische Geschichte lernen ließ, und der der deutschen Kenntnis

Digitized by Google

oſtſlawiſcher Dinge größere Dienſte erwieſen hatte als irgendein anderer Gelehrter unſerer Zeit und unſeres Volkes. Ich fand den damals im zweiundachtzigſten Jahre ſtehenden, trotz körperlicher Altersbeſchwerden geiſtesfriſchen Herrn am Schreibtiſch: er war mit der Ordnung von Exzerpten beſchäftigt, die er behufs Förderung des (leider nicht fertig gewordenen) vierten Bandes ſeiner „Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Politik" vormittags im Staatsarchiv gemacht hatte — und das mit unbewaffnetem Auge und beim Schein einer einzigen kleinen Lampe. Aus Briefen und Schriften war ich dem ausgezeichneten Manne genugſam bekannt geworden, um ſogleich in eine Unterhaltung zu geraten, die gewaltſam abgebrochen werden mußte, wenn ſie nicht bis in die Nacht hinein fortgeſetzt werden ſollte. Die Sicherheit, mit welcher Bernhardi nicht nur die geſchriebene, ſondern auch die ungeſchriebene Geſchichte und Tradition Rußlands beherrſchte, die feine und zutreffende Beurteilung der baltiſchen Zuſtände, die er ſich trotz jahrzehntelanger Entfernung von Eſtland gewahrt hatte, und der Reichtum ſeiner auf die verſchiedenſten Gebiete ausgedehnten Bildung machten mir einen Eindruck, der alle von dieſer Bekanntſchaft gehegten Erwartungen übertraf. Daß ich dieſe Vorzüge raſcher zu erkennen und höher einzuſchätzen vermochte als andere Deutſche, mochte der alte, vom Leben nicht eben verwöhnte Mann auf den erſten Blick erkannt haben. Er lud mich nicht nur ein, wiederzukommen, ſo oft meine Zeit es erlaubte, ſondern verſprach gleichzeitig, bei mir zu eſſen. Ich hatte ihm geſagt, daß Eduard Erdmann (Halle) und Viktor Hehn ihn kennen zu lernen wünſchten, und daß wir an Schmoller und C. Rößler gemeinſame Bekannte beſäßen. Dankbar und hochbefriedigt über die Erfüllung meines langjährigen Wunſches kehrte ich zu ſpäter Stunde in meine Behauſung zurück. Daß dieſer Mann mich in der Folge zu ſeinen „Freunden" zählen und dadurch ſeinen Sohn beſtimmen würde, mich zur Herausgabe ſeiner Tagebücher heranzuziehen (vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis", Bd. I, S. V und VIII des Vorworts von Friedrich v. Bernhardi), konnte ich mir damals freilich nicht träumen laſſen.

Zunächſt verging einige Zeit, bevor ich die Fortſetzung dieſer Bekanntſchaft ſo gründlich betreiben konnte, wie ich es gewünſcht

Digitized by Google

hatte. Bernhardi war durch Einladungen und Arbeiten ziemlich stark in Anspruch genommen, mir aber mußte daran gelegen sein, mich in der Sphäre des Auswärtigen Amts möglichst rasch zu orientieren. Puttkamer nahm meine Mitteilung mit einer Liebenswürdigkeit auf, die durchsehen ließ, daß er sich fortan der Verpflichtung überhoben fühlte, die er rücksichtlich meiner Zukunft übernommen hatte. Mein nächster Gang führte mich zu Bojanowski, der zu meinem Vorgesetzten geworden und mein Freund geblieben war. Er sagte mir voraus, daß bis zu meinem Eintritt in ein Konsularamt mindestens ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr vergehen würde, diese Zeit sei zu genauerer Bekanntschaft mit den Verhältnissen und Personen zu verwenden, in deren Mitte ich als outsider gestellt worden. Er, Bojanowski, werde vermitteln, daß ich als Hilfsarbeiter verwendet und mit denjenigen Abteilungschefs in Verbindung gesetzt würde, mit denen ich als Konsul vornehmlich zu tun haben würde. Ich nahm das dankbar an, obgleich ich mir sagen mußte, daß die Übernahme einer neuen und dazu regelmäßigen Tätigkeit mit der Erfüllung meiner bisherigen Verpflichtungen schwer zu vereinigen sein würde, und daß mir eine Überlastung peinlichster Art bevorstehe.

Die Organisation des Auswärtigen Amtes war damals (März 1884) von der heutigen erheblich verschieden. Die obere Leitung des Dienstes lag in den Händen des Staatssekretärs, des Unterstaatssekretärs und des einen Ministerialdirektors, dem das gesamte Konsularwesen samt allem, was damit im Zusammenhang stand, unterstellt war. Statt der vier, genauer fünf Abteilungen, die gegenwärtig bestehen, und die ein Personal von drei Direktoren, mehr als zwanzig Vortragenden Räten, einer entsprechenden Anzahl von Hilfsarbeitern, Expedienten und Konsularattachées umfassen, gab es damals nur zwei Abteilungen mit etwa einem Dutzend Räten. Für die Unfertigkeit der Organisation war bezeichnend, daß ein Teil des Bureaus sich außerhalb des Hauptgebäudes, in einem dem Wilhelmsplatz benachbarten Hause befand, daß allein die höchsten unter den höheren Beamten über geräumige, annähernd präsentable Arbeitszimmer verfügten und daß es guter Worte bei dem Kastellan bedurfte, wenn man anständig plaziert und allein gelassen werden wollte. Die erste Ab-

Digitized by Google

teilung (Ia), die es ausschließlich mit politischen Angelegenheiten zu tun hatte, stand unter der speziellen Leitung des Unterstaatssekretärs Busch, neben und unter welchem die Räte Bucher, v. Holstein, Graf Rantzau (Bismarcks Schwiegersohn), R. Lindau und v. Brauer (der spätere badische Minister) arbeiteten. Direkte Berührungen mit dem Reichskanzler waren nur einzelnen dieser vor den übrigen Räten privilegierten Herren gegönnt, und auch nur dann, wenn sie ausnahmsweise zu persönlichem Vortrag beschieden wurden — im regelmäßigen Laufe der Dinge hatte Fürst Bismarck es allein mit den höchsten Beamten (dem Staatssekretär, Unterstaatssekretär und dem Direktor) zu tun. Bucher habe ich wiederholt darüber klagen hören, daß er den Chef seit Wochen nicht gesehen habe, und Holstein hatte seine günstige Position wesentlich seinen Privatbeziehungen zu der fürstlichen Familie, Lindau seinem literarischen Ruf zu danken. Zu der in späteren Jahren häufig vernommenen Beschwerde, daß der Reichskanzler nur für Beamte erreichbar sei, die sich der Gunst seiner Söhne erfreuten, fehlte bis zum Frühling 1885 die Veranlassung, da Graf Herbert erst zu diesem Zeitpunkt in das A. A. trat und Graf Wilhelm außerhalb desselben stand. An Schwierigkeiten im Verkehr mit dem großen Mann fehlte es indessen schon damals nicht. Kam man ihm mit Dingen von untergeordneter Bedeutung, so klagte er, „daß es scheine, als ob nichts ohne ihn getan werden könne", handelte sich's aber um Entscheidungen, die ohne seine Mitwirkung getroffen worden, so erschreckte er den Referenten mit der Bemerkung: „Es scheint, daß ich nichts mehr zu sagen habe." Auch wenn er in Berlin anwesend war, entbehrte Fürst Bismarck des regelmäßigen Kontakts mit denjenigen Beamten des auswärtigen Dienstes, die die eigentliche Masse der Arbeit besorgten. Unter den jüngeren Leuten waren ich und der der ersten Abteilung attachierte Baron Heyking die einzigen, die in seinem Hause gewesen waren und mit denen er gesprochen hatte, die Mehrzahl der älteren und höher gestellten Herren kannte er aus gelegentlichen Berührungen, nicht aber aus ihm gehaltenen Vorträgen. Zu diesen wurden nur Personen herangezogen, die Gelegenheit gehabt hatten, ihm geläufig geworden zu sein. Selbst bezüglich der ihm erstatteten schriftlichen Berichte mußte auf Bis-



Digitized by Google

marcks Vorliebe für das Gewohnte Rücksicht genommen werden. Wollte man ihm einen günstigen Eindruck machen, so mußten die Abschriften von Kanzlisten hergestellt werden, deren Handschriften sein Gefallen erregt hatten. In den Diensträumen des Ausw. Amtes ist der Kanzler während meiner Zugehörigkeit zu demselben nur einmal, und das nach vielen Jahren, sichtbar gewesen. Es hat sich das im Januar 1884 begeben, wo er den für die sogenannte afrikanische Konferenz bestimmten Saal persönlich besichtigte. Zu alledem kam noch, daß der durch Überanstrengung und körperliche Leiden reizbar gewordene gewaltige Mann den ihm subordinierten Beamten — auch den höchstgestellten — unter Umständen eine Behandlung konnte angedeihen lassen, die zu direktem Verkehr mit ihm nicht wohl aufmuntern konnte. Ich bin Zeuge davon gewesen, daß die Staatssekretär v. Boetticher und Graf Hatzfeldt im Wartezimmer des Reichskanzlerpalais halbe Stunden lang neben uns gemeinen Sterblichen mit ihren Mappen wartend dasitzen mußten, weil Se. Durchlaucht länger als gewöhnlich am Frühstückstisch saßen, und daß es nach Beendigung dieser Mahlzeit hieß, der Fürst wolle eine Spazierfahrt machen und lasse die Herren ersuchen, „später" wiederzukommen. Und das wurde den höchsten Würdenträgern des Reichs durch einen simplen Bedienten und in Gegenwart von ihnen unterstellten Beamten gesagt.

Wie bereits erwähnt, erfreuten die Beamten der ersten Abteilung sich ihren Kollegen gegenüber einer gewissen Bevorzugung. Äußerlich kam das in der Zurückhaltung zum Ausdruck, die diese Begünstigten gegenüber den übrigen Beamten des Auswärtigen Amtes beobachteten. Über den Grußfuß kam man mit ihnen der Regel nach nicht hinaus, und von den spärlichen gesellschaftlichen Zusammenkünften der Kollegenschaft, die ein- oder zweimal im Sommer stattfanden, schlossen die Herren von Ia sich ebenso aus, wie von den Abschiedsdiners zu Ehren ins Ausland versetzter Beamten. Ein Mittelglied zwischen dieser Abteilung und den Privilegierten von „Ia" bildete die von dem Geheimrat Humbert geleitete Abteilung für Personalien (Ib). Herr Humbert, durch dessen Hände die Ernennung der diplomatischen und konsularischen Beamten ging, war ein liebenswürdiger Herr, der aller Welt alles ver-

Digitized by Google

sprach und selten so glücklich war, seine Versprechungen einlösen zu können, dafür aber die glückliche Eigenschaft besaß, sich das wenig anfechten zu lassen. Daß ihm alle wichtigen Ernennungen über den Kopf weggenommen wurden, verstand sich von selbst und wurde auch von ihm als selbstverständlich angesehen. Selbständigkeit irgendwelcher Art war in den dem Reichskanzler unterstellten Ressorts undenkbar. „Verglichen mit unserer Gefügigkeit gegen den Willen des Kanzlers," sagte Bojanowski mir einmal, „erscheint Wachs immer noch wie ein festes Metall."

Unsere kolonialen Angelegenheiten steckten Anno 1884 noch in ihren ersten Anfängen. Die bezüglichen Arbeiten besorgte Herr von Kusserow, der abwechselnd der ersten und der zweiten Abteilung zugezählt war und von einer Anzahl Konsularattachés unterstützt wurde, die im Rufe besonderer Tüchtigkeit standen. Daß dieser Ruf ein begründeter war, haben die damals jugendlichen Herren Knappe (später Generalkonsul für China), Stemrich (nachmaliger Unterstaatssekretär) und v. Schwartzkoppen (Ministerialdirektor) in der Folge bewiesen. Ihre Arbeit war eine unsichtbare und unhörbare. Bis zum Sommer 1884 wurde aus den auf den Erwerb von Kolonien gerichteten Arbeiten ein wohlgehütetes Geheimnis gemacht. Lebhaft ist mir der Sonntagabend des Juli 1884 im Gedächtnis geblieben, an welchem Kusserow mir bei Gelegenheit eines Zusammentreffens im Hotel Bellevue sagte: „Heute ist an zwei Punkten des afrikanischen Kontinents die deutsche Flagge gehißt worden." Soweit mir erinnerlich, blieb es auch nach diesem wichtigen Tage eine Weile bei der bisherigen Organisation. Die Einrichtung einer besonderen Kolonialabteilung erfolgte erst geraume Zeit später, nachdem Kusserow die Stelle eines Gesandten in Hamburg angenommen hatte und nachdem seine Gehilfen über die weite Welt verstreut worden waren.

Wie allenthalben und zu allen Zeiten, bildete auch damals die Bearbeitung von Angelegenheiten handelspolitischer, judiziarer und administrativer Natur den materiell größten Teil der Beschäftigungen des Auswärtigen Amtes. Hierher gehörten die zahllosen Reklamationen im Auslande lebender Deutscher und solcher Einheimischer, die ihre auswärtigen Interessen verletzt glaubten, die ebenso zahlreichen Erbschafts-, Heirats-, Staatsangehörigkeits-



Digitized by Google

und Ermittelungsangelegenheiten, die auf Handel, Schiffahrt und Zollwesen bezüglichen Fragen, die Personalien des Konsulatswesens usw. Diese ausgedehnten und in beständiger Vermehrung begriffenen Zweige des auswärtigen Dienstes wurden ausschließlich von der zweiten Abteilung des A. A. getragen, das sich damals aus einem Ministerialdirektor, etwa acht Räten und einer entsprechenden Zahl von Hilfsarbeitern zusammensetzte. Der Ministerialdirektor v. Bojanowski (zu dessen Obliegenheiten auch noch die Vertretung des Unterstaatssekretärs in Verhinderungs- und Beurlaubungsfällen gehörte) war in einer Weise überlastet, die jeder Beschreibung spottet. Die längst notwendig gewordene Scheidung der zweiten Abteilung in eine handelspolitische und eine juristische Sektion war an der Weigerung des Reichstages, einen neuen Direktorposten und den dadurch bedingten Mehraufwand zu bewilligen, wiederholt gescheitert und dadurch ein Zustand geschaffen worden, über dessen Unhaltbarkeit verschiedene Meinungen nicht wohl möglich waren. Was half es, daß die Zahl der zur Ausbildung bestimmten Attachés eine sehr erhebliche war, daß sich unter ihnen tüchtige und zu selbständiger Tätigkeit befähigte Leute befanden, daß die Dauer des Vorbereitungsdienstes behufs möglichster Ausnutzung dieser jungen Kräfte von Jahr zu Jahr verlängert wurde und daß das zur Unterstützung der höheren Beamten bestimmte Personal des Kanzlei- und Expeditionsdienstes eine Elite des subalternen Beamtentums darstellte. Die Verantwortung für jedes ausgehende Papier lastete nach wie vor auf dem Direktor oder den den einzelnen Ressorts vorgesetzten Räten, die alltäglich Hunderte von Konzepten durchzusehen und zu signieren hatten. Daß die Arbeit ungleich verteilt war und daß ihre Besorgung während der sommerlichen Periode der Beurlaubungen und bei sonstigen Behinderungen der Titulare von einberufenen Konsuln und Legationssekretären (sogen. „Sommerknechten") wahrgenommen werden mußte, machte die Sache noch schwieriger, als sie an und für sich war.

Einigen Einblick in dieses Getriebe gewann ich bereits durch die Antrittsbesuche, die damals sämtlichen höheren Beamten, Hilfsarbeitern und Attachés sowie den Vorständen der Kanzleien und Archive gemacht werden mußten, — eine nicht eben erquickliche Prozedur für

Digitized by Google

einen Mann, der trotz der Bezeichnung als Hilfsarbeiter tatsächlich zum Vorbereitungsdienst bestimmter Attaché, d. h. der Kollege von lauter frischgebackenen Assessoren war. Zunächst wurde ich dem Chef der Interzessions-(Reklamations-)Angelegenheiten, Freiherrn v. Buddenbrock, überwiesen, einem feinen und liebenswürdigen Herrn, der nur zwei Jahre älter war als ich. „Sie werden," sagte er mir, als ich ihm den ersten Besuch machte, „Sie werden als älterer und erfahrener Mann voraussichtlich von den Illusionen und Empfindlichkeiten frei sein, die die bei uns eintretenden jungen Herren mitzubringen pflegen. Diese Glücklichen glauben gewöhnlich, man werde ihnen einen neuen Entwurf zur Lösung der orientalischen Frage als Probearbeit auftragen, und tun dann sehr verwundert, wenn man ihnen die Abfassung eines Schreibens aufträgt, bei dem es sich um den Regenschirm handelt, den ein betrunkener Tischlergeselle auf einer ausländischen Eisenbahnstation hat stehen lassen. Noch verwunderter tun diese Jünglinge, wenn man ihnen den Entwurf des auf diese Reklamation bezüglichen Schreibens als unbrauchbar zurückgibt oder wenn man ihn von A bis Z durchkorrigiert. Wir haben aber unseren bestimmten Stil, bei dem es auf Quisquilien und kleine Ornamente von der Art derjenigen ankommt, die in der sächsischen Porzellanfabrikation herkömmlich sind. Ich kann Sie versichern, daß Goethe sich Korrekturen hätte gefallen lassen müssen, wenn er bei uns eingetreten wäre." So schlimm, wie Herr v. Buddenbrock es gemacht hatte, war die Sache indessen nicht, und was der feinsinnige Mann tun konnte, um sie mir zu erleichtern, hat er redlich und mit unermüdlicher Freundlichkeit getan. Seine gute Meinung wußte ich dadurch zu gewinnen, daß ich mich trotz meiner anderweiten, ununterbrochen starken Inanspruchnahme täglich vier bis fünf Stunden lang zu seiner Verfügung stellte, immer wieder nach neuer Arbeit verlangte und jede Belehrung mit Dank entgegennahm. Obgleich man mir wiederholt und von den verschiedensten Seiten gesagt hatte, daß man sich die Sache wohl leicht machen dürfe, und daß die zum Schluß des Vorbereitungsdienstes ausgestellten Zeugnisse immerdar denselben, auf Herkommen beruhenden Inhalt hätten, glaubte ich mein Möglichstes tun zu müssen, um dem ersehnten Ziele näher zu kommen. Herrn v. Buddenbrocks Hilfsarbeiter war

Digitized by Google

mein guter Bekannter Ernst v. Wildenbruch. In den Räumen des Auswärtigen Amtes bin ich dem berühmten Dichter meines Wissens aber niemals begegnet. Wildenbruch hatte, wie Herr v. Buddenbrock kopfschüttelnd bemerkte, die Gewohnheit angenommen, erst zu später Nachmittagsstunde zu erscheinen und „während der Zeit vom Kaffee bis zum Theater" seine nicht allzu zahlreichen Geschäfte zu erledigen. Das verhinderte indessen nicht, daß er als gewissenhafter und einsichtiger Arbeiter geschätzt und als solcher auch da anerkannt wurde, wo man seine dichterischen „Velleitäten" nicht begreifen konnte.

Obgleich der Eintritt in das Auswärtige Amt eine Anspannung meiner Kräfte bedingte, die auf die Dauer undurchführbar war, und obgleich die mir übertragenen Arbeiten zumeist solche waren, die ebensogut von den neben mir tätigen Expedienten hätten getan werden können, zähle ich die ersten in der neuen Stellung verbrachten Wochen zu den glücklichsten, die mir an der Spree gegönnt waren. Ich steuerte einem bestimmten Ziele entgegen und ich gehörte einem bestimmten Cadre an. Besonders ersprießlich wurden meine Beziehungen zu den jungen Attachés, die, trotz der Verschiedenheit von Alters- und Lebensverhältnissen, meine Kollegen geworden waren. Je bereitwilliger ich mich ihnen gleichstellte, desto weniger ließen sie es an freundlicher Rücksicht auf meine nicht eben beneidenswerte Stellung fehlen. Daß einzelne von ihnen mit wichtigeren als den mir gegönnten Funktionen betraut waren, hätte meinen Neid erregen können, wenn ich mir nicht hätte sagen müssen, daß sie durch mehrjährige Beschäftigung in die nämlichen Ressorts zu Fertigkeiten gelangt waren, die ich erst erwerben sollte. Dazu kam, daß die Referenten sich lieber mit ihnen einarbeiteten als mit mir, von dem es hieß, er werde bei nächster Gelegenheit ins Ausland gesendet werden. Mit Dingen beschäftigt zu sein, die für künftige Konsuln nur höchstens beiläufig in Betracht kamen, war unser gemeinsames Los, lehrreich an dem sogen. Vorbereitungsdienst überhaupt nur die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit den leitenden Personen und mit der eigentümlichen Beschaffenheit des Dienstbetriebes.

Noch stand ich an dem Eingang der neuen Welt, die sich mir eröffnet hatte, als mir plötzlich und wider Erwarten — es

Digitized by Google

war am Morgen des 31. März (1884) — eine Einladung des Reichskanzlers zum Abende desselben Tages zuging. Auftraggemäß fügte der einladende Diener hinzu, daß um Erscheinen im Überrock ersucht werde, und daß außer den Familienmitgliedern (Graf und Gräfin Rantzau) nur noch die Geheimräte Rottenburg (Chef der Reichskanzlei) und Göring (Referent für nordamerikanische Handelspolitik, früher Konsul in St. Louis) sowie der Professor Schweninger anwesend sein würden.

Als ich zur vorgeschriebenen Stunde in dem mit den Bildnissen der „drei Kaiser" geschmückten großen Empfangssalon des Reichskanzlerpalais erschien, fand ich allein Herrn Göring vor. Wenig später traten Rottenburg und ein schwarzbärtiger Herr von mittlerer Größe ein, den ich der dunkeln Gesichtsfarbe wegen für einen Italiener gehalten hätte, wenn die unter der Brille herausschende Nase nicht höchst unitalienisch geschnitten gewesen wäre. Dieser Ankömmling war kein anderer als der vielgenannte Dr. Schweninger, der als Arzt des Fürsten Bismarck zur europäischen Berühmtheit geworden war. — Bald nach Schweninger erschienen die Gräfin Rantzau und deren Gemahl, um die Gäste zu empfangen und die Mitteilung hinzuzufügen, daß die Fürstin durch eine Erkrankung am Erscheinen verhindert sei. Indessen die Gräfin Marie auf unsere frühere Bekanntschaft und auf die Personen zurückkam, in deren Gesellschaft ich sie vor fünfzehn Jahren gesehen hatte, wurden im Nebenzimmer schwere Schritte hörbar: man hätte meinen können, der Komtur des Don-Juan-Finale sei im Heranschreiten begriffen. Gleich darauf trat der Reichskanzler ein, der frischer und kräftiger denn je aussah, in heiterer Stimmung zu sein schien und uns mit der Liebenswürdigkeit empfing, an welcher er es in seinem Hause niemals fehlen ließ. „Wir wollen es machen wie im Reichstage," hub er nach der Begrüßung an, „der älteste der Herren soll meine Tochter zu Tisch führen. Wann sind Sie geboren?" wandte er sich an mich. Ich nannte meinen Geburtstag und erhielt die Aufforderung, von meinem „privilegio odioso" Gebrauch zu machen. Zwischen dem Herrn und der Tochter des Hauses sitzend, wartete ich ab, daß der erstere den Gesprächsgegenstand bezeichnete. Der Fürst sprach von dem unaufhaltsamen Wachstum Berlins und fragte u. a. nach meiner

Digitized by Google

Wohnung; ich bezeichnete sie, indem ich hinzufügte, meine Kinder beklagten sich darüber, daß der Herr Reichskanzler bei seinen Spazierritten die Moabiter Seite des Tiergartens zugunsten der entgegengesetzten Seite vernachlässige. Das gab zu Erzählungen von dem alten Berlin, der Beschränktheit seiner Verhältnisse und der Bescheidenheit eines Zuschnitts Veranlassung, an welchem gemessen es für verschwenderisch galt, wenn man (wie der Fürst bemerkte) ein Beefsteak für „acht Jute" im Café Royal zu verzehren und innerhalb der Altstadt mit der Droschke zu fahren den Mut hatte. Von der Bescheidenheit der alten Berlinischen Gewohnheiten ging der Fürst zu der Beschränktheit der Menschen und der Verhältnisse über, die sich bis heute auf dem flachen Lande erhalten habe. Auf einem im vorigen Jahre unternommenen größeren Spaziergange im Sachsenwalde hatte sich der Herr desselben so vollständig verirrt, daß er ermüdet und verdurstet in eine einsam liegende Hütte getreten war, um ein Glas Milch zu erbitten. In dem einzigen größeren Gelaß fand er eine alte Frau — die Mutter eines Holzknechts —, die ihr in der Wiege liegendes Enkelkind schaukelte und das Ansuchen des unerwarteten Gastes mit der Frage beantwortete, ob der Herr während ihres Ganges in den Stall das „Gör" schaukeln wolle. Der Fürst übernahm diese Mühewaltung, bis die Alte mit dem gewünschten Trunk wiederkehrte. Während Bismarck trank, fragte die Geberin ihn, ob er vielleicht der Herr Oberförster sei. „Nein," erwiderte der Fürst, „ich bin der Herr selber, der Bismarck." — „Von dem weiß ich nichts," erhielt er zur Antwort, „aber unseren Herrn Oberförster hätte ich gerne einmal gesehen." — Von dem Beweise „für die engen Grenzen seiner Popularität" ging der Fürst zu einer Kritik des Mittagessens über, das inzwischen bis zur dritten Speise vorgeschritten war. „Sie sehen, wie Schweninger mich behandelt!" klagte er. „Eine weiße Suppe, weißer Fisch, weißer Kalbsbraten und dazu weißer Wein —, denn von den Rebhühnern, die noch folgen werden, soll ich nichts bekommen. Schweninger, ein Glas Rotwein werden Sie mir doch gestatten? Morgen ist mein Geburtstag!"

„Ich möchte raten," gab der gestrenge Arzt zur Antwort, „davon lieber Abstand zu nehmen." Der Fürst zuckte die Achsel.

Digitized by Google

„Es ist wenigstens gut," fuhr er fort, „daß wir nicht noch Taubenbraten essen müssen. Sie, als ehemaliger Russe, hätten diesen Vogel am Ende gar nicht angerührt. Unbegreiflicherweise wird die nichts weniger als tugendhafte, vielmehr ehebrecherische und gefräßige Taube in Rußland heilig gehalten. Aber Sie haben ja auch in Hamburg gelebt und teilen wahrscheinlich die Meinung, daß man nur dort das Kochen verstehe. Sagen Sie aufrichtig, haben Sie jemals so schlecht wie heute gegessen?"

Meine Antwort wurde in eine Anekdote gekleidet, die den Nachweis führen sollte, daß die Hamburger von ihrem Vorurteil gegen die Berliner Kochkunst zurückgekommen seien. Auf einem Mittagessen bei dem Bürgermeister Kirchenpauer war der als größter Feinschmecker und unbekehrbarster Partikularist der Stadt bekannte „alte Hargreaves" (viele Jahre lang Sekretär der Deputation für Handel und Schiffahrt) gefragt worden, wie es ihm bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin gefallen habe. „Ich war," lautete die Antwort, „dieses Mal zu Delbrück geladen und habe dort ein wirklich exquisites Diner eingenommen. Seitdem denke ich milder über das Reich."

Der Fürst schüttelte sich vor Lachen. „Ja," sagte er, „die Üppigkeit hat in Berlin Fortschritte gemacht. Delbrück und Camphausen gelten für sehr feine Gourmets. Nur Ihre Kollegen," wandte er sich an Schweninger, „die vornehmen Ärzte, geben noch kopiösere Mahlzeiten. Natürlich — wenn die Leute sich den Magen verderben, haben die Herren Doktoren den Vorteil davon."

Das Gespräch blieb eine Weile beim Essen und Trinken und bei der Wichtigkeit haften, welche manche Leute darauf legten. „Besonders die Diplomaten," sagte der Fürst. „Im Sommer 1852 wurde ich von Frankfurt nach Wien geschickt, um den Gesandten Arnim[1]) zu vertreten, der auf Urlaub gehen wollte. Tags nach der Vorstellung bei Buol ließ dieser uns zum Essen einladen. Arnim wollte ablehnen, ich aber hielt für Pflicht, anzunehmen und redete ihm in diesem Sinne zu. Schließlich erklärte Arnim, er wolle seinen, dem Buolschen ‚Chef de cuisine' befreundeten Koch

[1]) Graf Heinrich Friedrich Arnim-Heinersdorf-Werblow, geb. 1791 gest. 1859.

Digitized by Google

fragen, ob es der Mühe verlohne, der Einladung Folge zu leisten. ‚Monsieur le Comte,' gab dieser Herr zur Antwort, ‚il y aura le grand diner de 1850.' Auf die Kunde, daß dieses historisch gewordene Menü bestellt worden, beschloß Arnim, auch seinesteils anzunehmen."

Von der Donau kehrte das Gespräch an die Elbe zurück. „Von Friedrichsruh," sagte Bismarck, „bin ich bisher noch nicht nach Hamburg gekommen. Meine letzte kurze Anwesenheit daselbst war allzu fatal ausgefallen. Von einem Besuch in Holstein zurückgekehrt, war ich spät abends auf dem Dammtorbahnhof eingetroffen, um den Zug abzuwarten, der mich zum Berliner Bahnhof und von da weiter führen sollte. Ermüdet und ahnungslos saß ich da, als plötzlich ein Mann meiner gewahr wird, mich erkennt, auf den Tisch springt und mit lauter Stimme ausruft: ‚Mitbürger! Hier sitzt der Mann, der Deutschland einig gemacht hat. Bringen wir ihm ein dreimaliges donnerndes Hoch!' Und so riefen die von allen Seiten auf mich herandrängenden Leute ihr Hoch, bis der Zug endlich anlangte. Man muß eben auf seine Privatexistenz verzichten, wenn man ein öffentlicher Mensch geworden ist. — Dem Bürgermeister Kirchenpauer, der mich wiederholt zum Besuch aufgefordert hat, habe ich gesagt, ich würde nach Hamburg erst wieder kommen, wenn sämtliche Bahnhöfe der Stadt, einschließlich des völlig weit abliegenden Lübecker Bahnhofs (den ich von einem Besuch bei Plessen in Ahrensburg kenne), besser untereinander verbunden sein würden."

Kirchenpauer war mehrere Jahre lang Bismarcks bundestäglicher Kollege gewesen, und das gab Veranlassung, von Hamburg auf Frankfurt überzugehen. Ich fragte, ob Se. Durchlaucht Gelegenheit gehabt hätten, den berühmtesten Frankfurter damaliger Zeit und ältesten Stammgast der Mittagstafel im Hotel d'Angleterre, Arthur Schopenhauer, kennen zu lernen. „Er hat von mir keinen Gebrauch gemacht," lautete die Antwort, „und ich von ihm auch nicht. Ich habe niemals Zeit und Veranlassung gehabt, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Als ich studierte, war Schopenhauer noch nicht bekannt geworden. Ich weiß von seinem System nichts."

Rottenburg, der dem Fürsten gegenüber saß, warf eine Be-

Digitized by Google

merkung darüber ein, daß Schopenhauers eigentümliches Verdienst darin bestehe, „den Primat des Willens im Selbstbewußtsein" entdeckt und festgestellt zu haben, daß der Wille das innere, wahre und unzerstörbare Wesen des Menschen ausmache, indessen das Bewußtsein durch den Intellekt bedingt sei, der nur ein Akzedens unseres Wesens bilde. „Das mag ganz richtig sein," erwiderte der Fürst, „bei mir wenigstens habe ich häufig bemerkt, daß mein Wille entschieden hatte, bevor mein Denken beendet war."

Unter diesen Gesprächen war die Mahlzeit zu Ende gegangen. Man siedelte in den Salon an einen großen Tisch über, an welchem Kaffee getrunken und geraucht wurde. Der Fürst, der seine Pfeife entzündet hatte, wies mir den Platz zu seiner Seite an und begann — ich glaube in Veranlassung einer von Rottenburg gemachten Bemerkung — eine Unterhaltung über französische Literatur. „Meine Lieblingslektüre," erzählte er, „waren in früherer Zeit Bérangers Lieder. Noch jetzt gedenke ich mit einer gewissen Sehnsucht der schönen Stunden, zu denen ich mich an warmen Sommertagen unter einen großen Baum in Schönhausen niederließ, um mich an Béranger zu ergötzen." Ich bemerkte, daß dieser bedeutendste französische Lyriker Frankreichs heute so gut wie vergessen sei, mindestens die frühere Popularität eingebüßt habe, weil die sog. Republikaner ihm die Verherrlichung Napoleons und des ersten Kaiserreichs nicht verzeihen könnten. Bismarck antwortete mit einem Hinweise darauf, daß die meisten Leute töricht genug seien, über die jedesmaligen Modeschriftsteller die wahren Größen der Literatur zu vernachlässigen. So sei es auch bei den Franzosen gegangen, die gerade in früherer Zeit eine große Zahl bedeutender Männer besessen hätten. Rottenburg, den ich als vorzüglichen Kenner der Enzyklopädisten und der Literatur des 18. Jahrhunderts kannte (ich hatte sein Buch „Der Begriff vom Staat" kurz zuvor gelesen), nannte seinen Lieblingsschriftsteller Diderot und dessen berühmten Roman „Jacques le fataliste", den manche Leute für den besten französischen Roman älterer Zeit hielten. „Diderot," sagte der Fürst mit einer abwehrenden Bewegung, „Diderot war Materialist, und die Materialisten halte ich mir vom Leibe." Merkwürdig war mir, daß Bismarck sich bei einer späteren Wendung des Gesprächs zu der — in den Zeiten seines Werdens allerdings vorherrschend

Digitized by Google

gewesenen — Meinung bekannte, daß der zweite Teil des Faust unverständlich und darum ungenießbar sei; den ersten Teil konnte er bekanntlich auswendig.

Wir blieben eine Weile bei der französischen Literatur stehen, und ich nannte Taine als eine ihrer bedeutendsten Erscheinungen. Der Fürst stimmte zu, bezeichnete den Verfasser der Origines de la France moderne als einen der Mehrzahl neuerer deutscher Historiker überlegenen echten und wahrhaften Geschichtsschreiber und verweilte bei seinem Lobe. Ich sprach meine Verwunderung über das Urteil aus, das Sybel seinerzeit über den ersten Band der „Origines" veröffentlicht hatte. „Sybel," meinte ich, „scheint den Grundgedanken Taines nicht verstanden zu haben, den Gedanken nämlich, daß der politische Rationalismus und dessen Spekulationen niemals für den Verlust der Kontinuität der historischen Entwicklung Ersatz leisten könne. Taine sieht den Schaden darin, daß die Revolution die festen feudalen Knochen des alten Frankreich zertrümmert und pulverisiert hat, während die Engländer bei ihrer Revolution diese Knochen unverletzt gelassen haben. Aus Knochenstaub lassen sich keine festen organischen Gebilde herstellen." „So ist es," bemerkte der Fürst; „es gibt zwei Gattungen von Historikern; die einen machen die Wasser der Vergangenheit klar, so daß man auf den Grund sehen kann, die andern machen diese Wasser trübe. Zu den ersteren gehört Taine, zu den letzteren Sybel." Sybels „Begründung des Deutschen Reichs" war damals noch nicht erschienen. Zur Erhöhung von Bismarcks Achtung vor dem Scharfblick des berühmten Verfassers haben dieses Werk und die die Entstehung desselben begleitenden Umstände schwerlich beigetragen. Ich entnehme das einer Mitteilung Buschs vom Jahre 1892, die hier ihre Stelle finden mag. Als Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes war Busch zu Anfang der achtziger Jahre beauftragt gewesen, dem damaligen Direktor der Staatsarchive die auf die neuere Geschichte bezüglichen Aktenstücke auszuantworten, deren Sybel für das genannte große Werk bedurfte; dem „Staatsarchiv" gehören bekanntlich nur die Akten über abgeschlossene geschichtliche Abschnitte an. „Bismarck," so erzählte Busch mir, als ich ihn einmal bei der Lektüre des fünften Bandes betraf, „Bismarck hatte mich beauftragt, rücksichtlich der Herrn

Digitized by Google

v. Sybel mitzuteilenden Dokumente eine sorgfältige Auswahl zu treffen, ihm alles zu geben, was uns ‚paßte', dagegen zurückzuhalten, was die ‚gute Meinung des menschenfreundlichen Herrn über uns' stören könnte. Danach bin ich bei der Auswahl meiner Mitteilungen zu Werke gegangen, und sehr vieles ist zurückbehalten worden. Sybel scheint das nicht gemerkt zu haben, — ich aber," fügte Busch mit feinem Lächeln hinzu, „ich merke es, so oft ich sein Buch zur Hand nehme."

Inmitten dieses Gesprächs trat ein Diener ein, der dem Fürsten die bekannte rote Mappe mit den durchzusehenden neuesten Eingängen überreichte. Bismarck prüfte diese Eingänge und richtete einige bezügliche Fragen an Herrn von Rottenburg. Ich verließ meinen Platz, um mich an das entgegengesetzte Ende des Tisches zu den Herren Dr. Schweninger und Graf Rantzau zu setzen; ein nach Beendigung der Verhandlung mit Rottenburg eingetretener Gast (ich glaube ein süddeutscher Gutsbesitzer) hatte meinen früheren Platz eingenommen und beibehalten. Das einmal unterbrochene Gespräch fügte sich nicht wieder zusammen, und die Stunde zum Aufbruch nahte heran. — Noch fragte der Fürst mich, ob ich Russisch könnte; meine Antwort, daß ich diesen Vorzug mit ihm teile, aber ließ er nicht gelten. „Meine Kenntnis des Russischen," bemerkte er lächelnd, „ist zur Hälfte Fabel. Während meines Aufenthaltes in St. Petersburg hatte ich so viel Russisch erlernt, daß ich mich mit Kutschern und Dienern verständigen, eine Begrüßung beantworten, Aufschriften und Ladenschilder lesen konnte. Von dem wenigen habe ich das meiste seitdem wieder vergessen." — Gribojedows „Gôre ot umà" (das bedeutendste russische Lustspiel und eine Perle der russischen poetischen Literatur) war dem Fürsten nur dem Namen nach bekannt, von der versifizierten deutschen Übersetzung Bertrams („Verstand bringt Leiden") wußte er nichts. Ich nahm daran Veranlassung, ihm ein Exemplar dieser immerhin bemerkenswerten Nachbildung von Gribojedows Meisterwerk anderen Tages zu übersenden.

Die an dem Tische des großen Mannes verbrachten Stunden waren auf den Vorabend seines neunundsechzigsten Geburtstages gefallen. Ein Jahr später, am 1. April 1885, wurde das von Berlin und dem größten Teile Deutschlands mitgefeierte Fest der

Digitized by Google

siebzigsten Wiederkehr dieses Gedenktages glänzend begangen. Auf den Monsterfackelzug vom 31. März 1885 folgte anderen Tages ein Empfang im Reichskanzlerpalais, zu welchem wir Beamte des Auswärtigen Amtes unter Führung des stellvertretenden Ministerialdirektors, späteren Unterstaatssekretärs Grafen Berchem, erschienen. Vorhalle, Treppe und Vorzimmer des festlich geschmückten Hauses wimmelten von Menschen. An der Eingangstür des Salons empfingen die beiden Söhne des Hauses die Gäste, die beiden Grafen Bismarck und Graf Rantzau. Sie hatten an diesem Tage ihre Uniformen zu Ehren des Kaisers angelegt, der sich nicht hatte nehmen lassen, seinem Kanzler in Person Glück zu wünschen, zur Stunde des allgemeinen Empfanges aber nicht mehr anwesend war. Der Fürst trug Generalsuniform mit Stern und Kette des Schwarzen Adlerordens, die Fürstin und die zahlreich anwesenden Damen waren in hellem Vormittagsanzuge erschienen. Im buchstäblichen Sinne des Wortes waren sämtliche im Blumenschmuck prangenden Räume des Hauses mit Geschenken bedeckt. „In den Kellern," so berichtete uns der Kastellan des Auswärtigen Amtes, „sind noch sechzig unausgepackte Kisten, die erst morgen geöffnet werden können." Daß das gesamte höhere Beamtentum, ungezählte Generale, Hofbeamte usw. mit ihren Damen anwesend waren, und daß sich eine große Anzahl von Gästen aus den entferntesten Teilen des Reiches eingefunden hatten, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Bald nachdem wir eingetreten waren, formierte man sich in langem Zuge um die im großen Saale aufgeschlagene Frühstückstafel. Ich führte eine Landsmännin, die als alte Freundin des Hauses erschienen war, die Baronin Tiesenhausen, geborene Zoege von Manteuffel, deren Bekanntschaft mit dem Fürsten um mehr als vierzig Jahre zurückdatierte und eine ergötzliche Episode im Jugendleben des großen Mannes gebildet hatte.

Als Mädchen hatte die junge Kurländerin eine Reise nach Berlin unternommen, wo sie von einem ihr persönlich unbekannten preußischen Vetter empfangen, beschützt und weiter befördert werden sollte. Zu mehrtägiger Abwesenheit von Berlin genötigt, hatte dieser Vetter seinen Freund, den Auskultator von Bismarck-Schönhausen, ersucht, für ihn einzutreten, der kurländischen Cousine die ge-

Digitized by Google

wünschten Dienste zu erweisen und ihn, den Abwesenden, zu entschuldigen. Bei ihrem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt begrüßte Fräulein von Manteuffel den zu ihrem Empfang erschienenen fremden jungen Mann ohne weiteres als den unbekannten Vetter. Bismarck ließ sich die Verwechselung gefallen und spielte der liebenswürdigen, höchst gescheiten Dame gegenüber die Vetternrolle mehrere Tage mit so vielem Geschick, daß die Bekanntschaft eine nähere geworden war, als der stattgehabte Irrtum sich endlich zu allgemeiner Erheiterung aufklärte. Diese Jugendbeziehung hatte sich durch das spätere Leben fortgesetzt und seit vielen Jahren den Charakter herzlicher Freundschaft angenommen. Frau von Tiefenhausen, die zur Feier des 1. April 1885 nach Berlin gekommen war und im Bismarckschen Hause wohnte, hatte ich seit meiner Kindheit gekannt und manche glückliche Stunde mit ihr geteilt. Wir waren einander im Hause der großen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient begegnet, die während der Jahre 1850—1852 als Frau von Bock in Livland lebte.

Das Gedränge der um die Geburtstagstafel versammelten Gäste machte einen unvergleichlichen Eindruck. Es spielte in den verschiedensten Farben: Uniformen, bunte Damentoiletten und schwarze Fracks bildeten eine nur schwer zu unterscheidende Masse. Aus der Umgebung des Kanzlers ragten drei hohe jugendliche Gestalten in rotem, schwarzem und weißem Rock, federgeschmückten Samtbaretts und Kanonenstiefeln hervor. Die jungen Herren waren als Vertreter des Vereins deutscher Studenten erschienen und von der Bedeutung der ihnen gewordenen Rolle so reichlich erfüllt, daß einer derselben (der Rotrock) sich zu einer längeren Tischrede aufschwang, die von dem Gefeierten dankend beantwortet wurde, einen der Anwesenden indessen zu der (natürlich nur in der Stille gemachten) Bemerkung veranlaßte, die Weltanschauung der akademischen Jugend scheine nach wie vor nur drei Punkte: „1. Wir Studenten, 2. Der Herrgott im Himmel, 3. Alle andern Leute" zu umfassen. Den ersten Trinkspruch sprach der württembergische Staatsministers von Varnbüler, ein noch ziemlich jugendlich aussehender eleganter Herr, aus. Während der darauf folgenden Antwort des Fürsten traten sechs Reckengestalten in blendend weißer Uniform in den Saal: Offiziere des 7. Magdeburgischen Kürassierregi-

Digitized by Google

ments, welche dem à la suite ihrer Truppe gestellten Kanzler namens dieser ihre Glückwünsche darbrachten.

Gegen drei Uhr verließen wir Beamte des Auswärtigen Amtes die festliche Versammlung, um in unsere Bureaus zurückzukehren. Das Wogen ab- und zuströmender Gäste aber dauerte noch mehrere Stunden fort, ohne daß die Zahl der Kommenden und Gehenden hätte gezählt werden können. Die sonst eng geschlossenen Türen des ersten Stockwerks im Reichskanzlerpalais standen an diesem Tage jedem offen, der außer Frack und weißem Halstuch irgendeinen Titel zur Beglückwünschung des populärsten Deutschen der neueren Zeit hatte erschwingen können. Auf der Treppe begegneten wir unter anderen dem Schriftsteller Hans Hopfen, der durch Rudolph Lindau vorgestellt werden sollte, einem jungen Kurländer, den Baron Behr (ein zur Feier des Tages aus Kurland nach Berlin gekommener Göttinger Studienfreund Bismarcks) einführte, dem Redakteur der „National-Zeitung" Friedrich Dernburg und anderen mehr. Die Mittagstafel war auf den Kreis der Angehörigen des Gefeierten und einiger näherer Freunde beschränkt.

Doch ich muß auf die Erlebnisse des Jahres zurückkommen, das zwischen dem 31. März 1884 und dem 1. April 1885 lag. Zunächst ging alles nach Wunsch und gewannen die mir gegönnten freien Stunden durch den Verkehr mit Bernhardi so reichen Inhalt, daß ich mich über ihre beschränkte Zeit trösten konnte. Ausgiebiger noch als die kleinen gesellschaftlichen Veranstaltungen, die ich zu Ehren des werten Gastes traf, waren die Nachmittage, an denen er mir Unterhaltungen unter vier Augen gönnte, und die sich wesentlich auf Einzelheiten seiner Geschichte Rußlands bezogen. Daß der hochbejahrte Mann ein Tagebuch führte, und daß dieses seinem anscheinend unfehlbaren Gedächtsnis zu Hilfe kam, wußte ich damals nicht. „Ich habe mir," pflegte er scherzweise zu sagen, „niemals die Mühe gegeben, etwas zu vergessen." Daß seine Erinnerungen in Zeiten zurückreichten, die unsereinem unvordenklich erschienen, trat mit besonderer Deutlichkeit zutage, als er einmal mit Viktor Hehn und Eduard Erdmann (Halle) bei mir zu Mittag aß. Erdmann war einige Jahre jünger als Bernhardi, der jede der interessanten Erzählungen des unverwüstlich frischen Philosophen durch Mitteilungen noch älterer und noch merkwürdigerer

Digitized by Google

Erlebnisse zu überbieten suchte: Erdmann erzählte unter anderm aus seiner Berliner Dozentenzeit und von den Beziehungen zu Steffens und Fouqué, die ihm damals gegönnt gewesen waren und auf die er besonderen Wert legte. „So, Herr Professor," unterbrach ihn Bernhardi, „Sie haben den guten Fouqué noch gekannt. Er war mein Vormund, und ich habe ihm manches zu danken gehabt." Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erwähnte Erdmann, daß er als Student Goethe an sich habe vorüberfahren sehen. „Goethe," warf Bernhardi ein, „habe ich im Jahre 1823 in Marienbad kennen gelernt[1]). Er war von großer Güte gegen mich und ist wiederholt nachmittags mit mir zu der Marienbad benachbarten Wohnung des Scharfrichters gegangen, die für eine der Merkwürdigkeiten der Landschaft galt." Von der literarischen ging man zur politischen Geschichte über, und einer der Anwesenden (vielleicht Viktor Hehn) erwähnte der zahlreichen Mitkämpfer des Jahres 1812, die er in seiner Kindheit kennen gelernt und deren Erzählungen er angehört hatte. „Ich erinnere mich," bemerkte Bernhardi, „eines Umstandes aus jener Zeit mit besonderer Deutlichkeit. Ich hielt mich während des Winters 1812/13 mit meinen Eltern in Dorpat auf, wo ein Oheim meines Stiefvaters, der verabschiedete General von Knorring, lebte. Bei einem Besuche, den wir dem alten Herrn machten, erschien zur allgemeinen Überraschung Barclay, der kurz zuvor das Oberkommando über die sogenannte Westarmee niedergelegt hatte und jetzt das Bedürfnis fühlte, seinem einstigen Beschützer Knorring die Gründe seines Verhaltens vorzulegen. Was ich von den zwischen den beiden Herren geführten Gesprächen verstehen konnte (Bernhardi stand Anno 12 im elften Lebensjahre), ist mir haften geblieben." Das stark entwickelte Selbstgefühl des viel umhergetriebenen Mannes, der wesentlich sein eigener Lehrer gewesen und während der größeren Hälfte seines Lebens völlig unbeachtet geblieben war, machte sich auch bei anderen Gelegenheiten geltend. Als Rößler einmal die Behauptung aufstellte, „schreiben im höheren und höchsten Sinne des Wortes" könne man immer nur in einer Sprache, rückte Bernhardi mit der überraschenden Antwort heraus:

[1]) Vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis", Bd. I, S. 197.



Digitized by Google

„Ob ich Deutsch schreiben kann, weiß ich nicht. Ich glaube aber Englisch und Französisch schreiben gekonnt zu haben." — Nach Tisch zog der Zweiundachtzigjährige sich auf eine Stunde zurück, um auszuruhen. Dann kehrte er mit der früheren vollen Frische in die Gesellschaft zurück, um bis zur zehnten Stunde an der Unterhaltung teilzunehmen. Auf dem Heimwege aber ließ er sich seiner Augenschwäche wegen von einem meiner Söhne begleiten, einem Gymnasiasten, der mit Bewunderung von den auf die Schulstudien bezüglichen, tief einschneidenden Fragen berichtete, die der alte Herr, „der alles zu wissen schien", an ihn gerichtet hatte.

Bernhardis Berliner Aufenthalt setzte sich bis in den Sommer (1884) fort. Als er auf seinen schlesischen Sommersitz zurückkehrte, wünschte er mir Glück zu der neuen Laufbahn, von der er annahm, daß ich sie noch vor seiner auf den Spätherbst angesetzten Rückkehr beginnen würde. Es sollte indessen anders kommen und ein volles Jahr vergehen, bevor ich an das ersehnte Ziel gelangte. Im Frühling trat Bojanowski einen auf zwei Wochen bemessenen Urlaub an, um von der Überanstrengung auszuruhen, deren Opfer er zufolge der Übernahme einer Vertretung des erkrankten Unterstaatssekretärs geworden war. Von diesem Urlaub kehrte der verehrte Freund erst nach Jahresfrist und dann mit so reduzierten Kräften zurück, daß er sein Direktorialamt gegen einen auswärtigen Posten (das Generalkonsulat in Pest) vertauschen mußte. Er hatte eine Nervenkrankheit durchgemacht, von deren Folgen er sich nur langsam erholte. Von Stunde an hatte ich die Empfindung, ein toter Mann zu sein. Trotz der Beliebtheit, die er erworben, war Bojanowski innerhalb des Ministeriums ein halber Fremder geblieben, der manche Neider gehabt und in der Wahl seiner nächsten Gehilfen nicht immer eine glückliche Hand bewiesen hatte; Freunde, an die ich mich hätte wenden können, schien er nicht hinterlassen zu haben. Zunächst wurde seine Rückkehr abgewartet und inzwischen alles beim alten gelassen, dann aber in der Person des Geh. Legationsrats Hellwig ein Verweser seines Amtes ernannt, der nichts von mir wußte und ein höchst verwundertes Gesicht zeigte, als ich ihm von dem mir gewordenen ausdrücklichen Anstellungsversprechen des Reichskanzlers sprach. Monate über Monate vergingen, und immer noch arbeitete ich bei Herrn von Buddenbrock,

Digitized by Google

der mir wiederholt gesagt hatte, daß ich bei ihm nichts mehr zu lernen hätte, und daß ich, dem herrschenden Brauch gemäß, in ein anderes Dezernat übergeführt und mit anderen als den leidigen Interzessionsgeschäften bekannt gemacht werden müsse. Da niemand mich nun fragte, niemand mich beachtete und mir immer wieder zur Antwort gegeben wurde, ich möge Bojanowskis Rückkehr abwarten, geriet ich in eine Lage, die verzweifelt zu werden drohte. Herr von Buddenbrock vermittelte, daß ich für einige Wochen Herrn von Heydebreck, dem Referenten für Schiffahrtsangelegenheiten, attachiert wurde; als dieser seinen Urlaub antrat, hatte es aber auch damit ein Ende, und ich mußte fürchten, sechs Monate lang ausschließlich pour le Roi de Prusse gearbeitet zu haben, um endlich auf den Strand zu laufen. Bojanowski hatte zwei Posten, Madrid und Serajewo, für mich in Aussicht genommen. Die Errichtung des Berufskonsulats in der spanischen Hauptstadt wurde um ein Jahr hinausgeschoben, von der Liste der Kandidaten für Serajewo aber verschwand mein Name, weil der zeitweilig mit der Vertretung Hatzfeldts beauftragte Graf Herbert Bismarck die Anstellung eines „Russenfeindes" als für diesen Posten unmöglich bezeichnet hatte. Erst nach längerem Harren gelang es mir, im Dezernat v. Richthofens (des späteren Staatssekretärs) Verwendung zu finden. Die hier behandelten Zollangelegenheiten und die auf dieselben bezüglichen Anweisungen des wohlwollenden und freundlichen Dezernenten wurden mir zu Quellen einer Belehrung, die ich dankbar anerkannte — in der Sache selbst aber kam ich um keinen Schritt vorwärts. Im Gegenteil drohten auch die Stützen zusammenzubrechen, die ich mir an meinen Lehrmeistern erworben hatte. In den ersten Wochen des Jahres 1885 verließ Herr von Richthofen Berlin, um als deutscher Vertreter in die ägyptische Schuldentilgungskommission (Kairo) zu treten, Herr von Buddenbrock aber wurde wenig später zur Disposition gestellt und durch den nachmaligen Direktor der Kolonialabteilung, den mir gänzlich unbekannten Geheimrat König ersetzt. In dieser äußersten Verlegenheit und angesichts der Unmöglichkeit, im Auswärtigen Amte irgendwelche Unterstützung zu finden, wandte ich mich an den Chef der Reichskanzlei Rottenburg, um ihn zu fragen, ob der mir durch seine Vermittlung gewordene Bescheid des Reichs-



Digitized by Google

kanzlers überhaupt noch in Geltung sei. Ebenso wohlwollend wie einsichtig versprach Rottenburg mir, sich der Sache anzunehmen; einige Zeit darauf aber fragte er mich, ob ich geneigt sei, als Nachfolger Nachtigals nach Tunis zu gehen. Einige Monate (so fügte er hinzu) würden voraussichtlich noch bis zu der formellen Entscheidung verstreichen. Nachtigal sei zum Ministerresidenten in Marokko bestimmt, werde voraussichtlich aber erst in einigen Monaten von der ihm erteilten Mission nach Kamerun (dessen Besitzergreifung von ihm geleitet worden war) zurückkehren. Einstweilen möge ich das Konsularexamen ablegen, um die volle Qualifikation zur Übernahme des mir zugedachten Postens erworben zu haben. Dieser letztere Punkt war der entscheidende. Zur Ablegung der Konsularprüfung wurden allein solche Aspiranten zugelassen, deren Anstellung beschlossen war, und für die man eine bestimmte Verwendung in Aussicht genommen hatte. Mit der Prüfung selbst hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Von Anwärtern, die beide juristische Staatsprüfungen abgelegt oder nach Ablegung der Referendarprüfung im auswärtigen Dienst über Jahr und Tag tätig gewesen waren, wurde dieses Examen nicht verlangt; die in die Karriere eintretenden Outsiders aber sollten in der mündlichen Prüfung eine Summe von Kenntnissen nachweisen, die nicht nur sämtliche Gebiete des Staats- und Völkerrechtes, sondern auch noch Warenkunde und eine gewisse Kenntnis der kaufmännischen Praxis umfaßte. Die schriftliche Prüfung beschränkte sich auf zwei Probearbeiten, eine theoretische in deutscher und eine praktische in französischer oder englischer Sprache. Die mündliche Prüfung hatte noch niemand abgelegt und niemand ablegen können — herkömmlicherweise wurde sie „erlassen", wenn die schriftlichen Arbeiten befriedigend ausgefallen waren. Es versteht sich von selbst, daß ich an die Arbeit ging, sobald der interimistisch mit den Direktorialgeschäften betraute Graf Berchem (der spätere Unterstaatssekretär) über die mir zu stellenden Aufgaben schlüssig geworden war; darüber aber, ob meine Ernennung für Tunis seitens des Kanzlers definitiv genehmigt worden, blieb ich einstweilen und während der folgenden drei Monate ohne jede Kenntnis.

Neben der Mühewaltung, die es erforderte, gleichzeitig den Dienst in zwei Ministerien zu versehen, mit den Privatarbeiten

Digitized by Google

für drei anspruchsvolle Zeitungen oder Journale auf dem Laufenden zu bleiben und die für die Prüfungsarbeiten erforderlichen Studien zu treiben, hatte die Sache noch eine humoristische Seite. Gleichzeitig mit ihrem Vater steckten meine drei Söhne in Examinationsvorbereitungen. Der älteste stand vor dem Referendariatsexamen, der zweite legte seine Offiziersprüfung ab, der dritte war Abiturient des Wilhelms-Gymnasiums. Scherzweise erörterten wir zu wiederholten Malen die Frage, ob dem Vater oder den Söhnen ein Fiasko drohe. Mit der Sorge um den Ausfall dieser vier Proben auf das Exempel ließ sich sehr viel leichter fertig werden als mit der Unsicherheit darüber, ob ich und die weiblichen Mitglieder meiner zahlreichen Familie den bevorstehenden Sommer und Herbst in Europa oder in Afrika zubringen würden. Dabei wurde meine Stellung im Ministerium des Innern täglich schwieriger. Im Hinblick auf mein als bevorstehend angesehenes Ausscheiden mußte Herr von Bitter sich nach einem Nachfolger für die Arbeit bei den „Neuesten Nachrichten" umsehen und den Termin für dessen Dienstantritt bestimmen, die „Provinzial-Korrespondenz" hatte man bereits seit einiger Zeit eingehen lassen. Auf keine der an mich gerichteten dringlichen Fragen vermochte ich eine Antwort zu erteilen, weil ich selbst keine besaß und weil meine Erkundigungen nach dem Termin für die ausstehende Entscheidung über meine Zukunft vergeblich blieben.

Der Mai 1885 war angebrochen, meine Angelegenheit aber nach wie vor in der Schwebe geblieben. Mich hatte inzwischen Sorge um Leben und Gesundheit meines Vaters so tief niedergedrückt, daß ich an der Grenze meiner Arbeits- und Widerstandsfähigkeit angelangt war. Als dann die unerwartete Nachricht von Nachtigals Tode eintraf, vergingen abermals Wochen, bevor meine Ernennung für Tunis durch Einholung der Unterschrift des Kanzlers perfekt wurde; daß Fürst Bismarck seine Zustimmung bereits früher auf mündlichem Wege ausgesprochen hatte, war mir — unbegreiflicherweise — nicht mitgeteilt worden. An dem nämlichen Tage, an welchem mein späterer Kollege Springer mir die sehnlich erwartete Entscheidung mitteilte, erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters.

Digitized by Google

Achtundvierzig Stunden später reiste ich in meine Heimat ab, um den geliebten Verstorbenen zu Grabe zu geleiten und von meiner Mutter und den übrigen Verwandten einen Abschied zu nehmen, der unter den gegebenen Umständen doppelt schmerzlich war. Die gewaltsame Beseitigung der deutschen Einrichtungen Livlands, an deren Verteidigung ich die beste Kraft meines Lebens gesetzt hatte, war im Jahre 1885 noch nicht erfolgt, aber bereits zur beschlossenen Sache geworden. Das auf ständischer Grundlage ruhende deutsche Gerichts- und Polizeiwesen, die geliebte deutsche Landesuniversität und die Schule, die privilegierte Stellung der evangelischen Landeskirche, — alles, woran das Herz hing und was den eigentlichen Inhalt unserer Existenz gebildet hatte, war dem Untergang geweiht. Unfruchtbare Verhandlungen darüber, ob die patriotische Pflicht Ausharren auf dem verlorenen Posten oder Abschütteln des heimatlichen Staubes gebiete, bildeten den fast ausschließlichen Inhalt der Gespräche, deren Zeuge ich Tage und Nächte hindurch sein mußte. Von meinen Freunden waren die einen durch ihren Grundbesitz, die andern durch Mittellosigkeit, vorgeschrittenes Alter oder Mangel an entsprechenden Verbindungen von der Möglichkeit einer „Rettung nach Deutschland" ausgeschlossen — an einen Friedensschluß mit der zu erwartenden neuen Ordnung der Dinge aber mochte und konnte niemand denken.

Als ich Ende Juni nach Berlin zurückkehrte, hatte die Auflösung meines Hauswesens bereits begonnen, und meine Familie schickte sich zum Aufbruch nach Süden an. Ich selbst mußte noch zurückbleiben, um den Eingang meiner vom Kaiser zu unterzeichnenden Bestallung abzuwarten und meine Tätigkeit für das Ministerium des Innern zum Abschluß zu bringen. Die von mir besorgten Arbeiten wurden dem Dr. Hammann übertragen (demselben, der zehn Jahre später als Vortragender Rat und Referent für Preßangelegenheiten in das Auswärtige Amt trat), indessen Dr. Klee mit der verantwortlichen Redaktion der „Neuesten Nachrichten" betraut blieb. Seiner einige Jahre später erfolgten Ernennung zum Direktor des „Reichs- und Staatsanzeigers" ist der vielgeplagte Mann nur kurze Zeit froh geworden. Der Tod rief ihn alsbald nach Übernahme dieser ersehnten Stellung ab.

Digitized by Google

# Fünftes Buch.

## Sieben Jahre am Mittelmeer.

Zehn Wochen, nachdem Fürst Bismarck meine Ernennung zum Konsul in Tunis genehmigt hatte, am letzten Sonnabende des Juli 1885, ging mir meine Bestallung zu. Achtundvierzig Stunden später reiste ich nach Baden-Baden ab, wohin meine Familie vorausgegangen war, um auf einer Reise durch die Schweiz und Italien die Zeit bis zur erfolgten Einrichtung des neuen Hausstandes zu verbringen. Obgleich die Aussicht auf eine vielwöchige Trennung von Weib und Kind eine peinliche war, sah ich der Übersiedelung in die neuen Verhältnisse mit froher Ungeduld entgegen, und empfand ich es als Störung, daß Meldungen über die Unerträglichkeit der in Tunis herrschenden Hitze den Termin für die Einschiffung bis in die zweite Augustwoche hinausschoben. Die Überanstrengung der letzten Monate hatte mich bis ins Mark ermüdet und eine Sehnsucht nach Einsamkeit und Ruhe erzeugt, deren Befriedigung von einer Seereise und einem Aufenthalt in der sommerlichen Stille einer orientalischen Stadt erwartet werden durften. Nicht sprechen, nicht arbeiten und nicht sorgen zu müssen, erschien mir als der einzige wünschenswerte Zustand. Immerhin fiel mir der Abschied, der am Morgen des 13. August in dem Schweizer Dorfe Egerkingen genommen werden mußte, so schwer aufs Herz, daß ich erst aufzuatmen vermochte, als Luzern und der Vierwaldstättersee hinter mir lagen und die Großartigkeit der Alpenwelt ihr volles Recht geltend machte. Die Fahrt ging über den wenige Jahre zuvor dem Eisenbahnverkehr eröffneten St. Gotthard und durch Landschaften, welche ich bisher allein aus der Schilderung Tells gekannt hatte.

Digitized by Google

Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von dem Berge stürzt.
Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawin' begraben. —
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße
... So reißt ein schwarzes Felsentor sich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Tal der Freude! ...
So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, — in das gelobte.

War mir der Wortlaut dieser Reiseanweisung auch nicht mehr im Gedächtnis, als der Zug über die Reußbrücke brauste, so standen die von derselben aufgerollten Bilder doch so deutlich vor meiner Seele, daß die Stimmung der Schillerschen Verse mich auf der gesamten Fahrt in den Süden und über die italienische Grenze hinaus begleitete. Bald nachdem die lombardische Ebene sich aufgetan hatte, brach die Dunkelheit ein und setzte sich die Fahrt nach Genua durch undurchdringliche Nacht fort. Zauberhaft war dafür der Eindruck des andern Morgens, als das Mittelländische Meer in strahlendem Sonnenglanze da lag und der Weg zum Hafen durch die Straßen der malerischsten der oberitalienischen Städte führte. Der Zauber dieser neuen Welt wirkte so stark, daß ich einen Glücksfall erlebt zu haben glaubte, als mir auf dem deutschen Konsulat eröffnet wurde, es sei an eine Einschiffung nach Tunis bis auf weiteres nicht zu denken. Auf Grund von Nachrichten über den Ausbruch einer Choleraepidemie in Marseille sei die direkte Verbindung zwischen den oberitalienischen und den nordafrikanischen Häfen vorläufig suspendiert worden. Ich müsse (so meinte der Konsulatsbeamte) auf dem Landwege nach Neapel reisen, von wo am Montag abend ein Dampfer nach Tunis abgehen werde. Da es Freitag morgen war, als diese Kunde mir zuging, so lagen nahezu vier Tage vor mir, die in Italien verbracht werden durften. Trotz der Kürze dieser Zeitspanne bedeutete dieselbe eine „italienische Reise", wie ich sie nicht hatte erwarten dürfen. Meine Order

Digitized by Google

hatte mir möglichst beschleunigtes Eintreffen auf dem seit Jahresfrist verwaisten Posten zur Pflicht gemacht. Jetzt durfte ich bis zum Abend in Genua bleiben, je einen Tag in Florenz und Rom verbringen und Neapel wenigstens auf einige Stunden besuchen — Herrlichkeiten, die ich mir nicht hatte träumen lassen.

Wer nicht mehr dem Zeitalter „des Poststalls und des Wanderstabs, des idealen Schwungs" angehört hat, wird kaum verstehen, wie es Tage gegeben, zu denen ein in das fünfzigste Lebensjahr getretener Mann es als Glück ansehen konnte, eine halbe Woche auf italienischer Erde verbringen zu dürfen. Ich habe dieses Glück voll genossen und als besondere Gunst des Geschicks angesehen, daß mein Verwandter Karl Eduard von Liphart mich einige Stunden lang durch die hauptsächlichsten Kirchen von Florenz führte und mit den Reizen eines auf der Piazza Michel Angelo verbrachten Sommerabends bekannt machte. Schweren Herzens war ich am Abend des nämlichen Tages weiter gereist, — noch schwerer aber hielt es, nach vierundzwanzigstündigem, von glühender Hitze begleitetem Aufenthalte von Rom Abschied zu nehmen. Pincio, Spanischer Platz, Forum, Kolosseum, Kapitol, Engelsbrücke und der Sankt Peter mußten im Laufe eines einzigen Tages aufgesucht werden, und dennoch hinterließ dieser Tag mir eine Erinnerung, an welcher noch lange in Tagen der Stille und Vereinsamung gezehrt werden konnte. Am Mittage des folgenden Tages war Neapel erreicht — die Schiffsverbindung nach Tunis aber auch hier suspendiert. Wie der deutsche Konsul Beer (ein deutsches Berufskonsulat gab es damals noch nicht) mir sagte, blieb zur Ausführung des mir vorgeschriebenen Reiseplanes nur eine Möglichkeit übrig: zu Ende der Woche sollte ein Dampfer der Gesellschaft Florio-Rubattino über Messina und Syracusa nach Malta expediert werden, wo ich wahrscheinlich Schiffsgelegenheiten an die nordafrikanische Küste finden würde. Da der Tag der Abfahrt des Messinaschiffs nicht feststand, mußte von der Absicht, nach Rom zurückzukehren, Abstand genommen und die Wartezeit in Neapel verbracht werden.

Man konnte sich das gefallen lassen, auch wenn die begleitenden Umstände die denkbar ungünstigsten waren: über Stadt und Landschaft des berühmten Golfs war eine Gluthitze gebreitet, die

Digitized by Google

alles öffentliche Leben zum Stillstande brachte, jede Exkursion erschwerte und so lähmend wirkte, daß in Neapel kaum ein Fremder übrig geblieben war. Während der hier verbrachten fünf Tage habe ich einmal Französisch und einmal Russisch, aber nie ein Wort Deutsch reden hören. Das war aber noch nicht alles. Am Hafen und in dem größeren Teil der Unterstadt wurden Pflasterarbeiten vorgenommen, die die freie Zirkulation schier unmöglich machten und bei jedem Ausgang zu Umwegen nötigten, die Zeit und Kräfte über Gebühr in Anspruch nahmen. In den Straßen der Stadt tummelten sich fast ausschließlich Provinzialitaliener, die zum Gebrauch der Seebäder in die Stadt gekommen waren, in der Summe einen wenig erhebenden Eindruck machten und es offenbar als Gewinn ansahen, Herren eines Orts zu sein, in welchem zu anderer Jahreszeit Fremde die maßgebende Rolle spielten. Alle zur Ergötzung der Reisenden bestimmten Veranstaltungen schienen für die Dauer dieser nationalen Ferienzeit suspendiert worden zu sein. Volkstrachten waren so gut wie nirgend zu sehen, Volksmusiken nirgend zu hören. Auf den Gassen dominierten schäbige schwarze Röcke und abgeblichene Damenanzüge nach französischem Zuschnitt, in den Gärten und auf den einzelnen von den Pflasterarbeiten unberührt gebliebenen Plätzen ließen sich ausschließlich Straußsche Walzer und französische Opernweisen vernehmen. Gelegenheiten zur Bewunderung neapolitanischer Frauenschönheiten und malerisch ausschauender Fischer- und Lazzaronifiguren boten sich nur als seltene Ausnahmen dar. Die Volksmasse, die auf der Chiaja und der Santa Lucia ihr Wesen trieb, sah so proletarisch wie immer möglich und schmutziger als sonst irgendwo aus. Frauen, die in modisch zugeschnittene Fetzen gehüllt waren, Männer in Aufzügen, die an den Berliner Mühlendamm erinnerten (darunter ziemlich viel rothaarige Gesellen), und Kinder, deren Verwahrlosung Zweifel an dem Segen des durch eine große Zahl anspruchsvoller Schulbauten vertretenen Volksunterrichtes erweckte, ließen den „Übergangszustand", in welchem die Hauptstadt Unter-Italiens sich befinden sollte, wenig erfreulich erscheinen. An die Fortschritte der vom Norden importierten Kultur gemahnte allein die große Zahl neu eingerichteter Bierhäuser, das geschäftsmäßige Gebaren der „Volkssänger", die an den Abfahrt- und Landungsstellen

Digitized by Google

ihr „Addio mia bella Napoli" zum besten gaben, endlich die ernsthaft einherschreitenden Karabinieri, die den Schein einer gewissen Ordnung aufrecht zu erhalten suchten. Zum Genuß der idealen Schönheiten des unvergleichlichen Küstengeländes gelangte man erst, wenn die Sonne sich zum Scheiden senkte und wenn nach ihrem Untertauchen in das tausendfarbig glänzende Meer der Mond aufstieg und die Welt zwischen Posilip und Vesuv in sein Zauberlicht hüllte.

Capri, Pompeji und das Museum waren wiederholt aufgesucht, die Aussichten vom Castel St. Elmo und von Capodimonte bei Morgen- und bei Abendbeleuchtung genossen worden, und noch immer ließ der Dampfer auf sich warten, der mich nach Messina führen sollte. Da die leidige italienische Zollpraxis Neurevisionen in jeder Hafenstadt vorschrieb, hatte ich meinen Koffer auf der Douane hinterlegt und meine Ausrüstung aufs unentbehrlichste beschränkt. Das einzige lesbare Buch, das sich auftreiben ließ, Wilhelm Müllers „Rom, Römer und Römerinnen", war während der heißen Tagesstunden wiederholt durchgelesen, auf jede Art persönlichen Verkehrs im voraus Verzicht geleistet worden, — als mir am letzten Tage der neapolitanischen Wartezeit drei französische Geistliche begegneten, die ich in Rom kennen gelernt hatte und mit denen sich verkehren ließ. Der Senior der Gesellschaft war ein unsäglich beredter Dorfpriester, ein Typus der unter der Herrschaft Veuillots und seines „Univers" emporgekommenen Pfaffengeneration, der mir dadurch lehrreich wurde, daß er sich in einer Apologie der Bartholomäusnacht versuchte, welcher seine jüngeren Kollegen mit sichtlicher Verlegenheit zuhörten. Eben waren wir im Begriff, in eine Unterhaltung über Dupanloups und Montalemberts kirchlichen Standpunkt einzutreten, als Eintreffen und bevorstehender Abgang des erwarteten Schiffs gleichzeitig gemeldet wurden. Die neuen Bekannten begleiteten mich an Bord, und eine halbe Stunde später wurde das Signal zur Abfahrt gegeben.

Ruhige See und eine mäßige Temperatur vorausgesetzt, gehört die Überfahrt von der unteritalienischen in die alte sizilianische Hauptstadt zu den größten Genüssen, die Reisenden geboten werden können. Nachmittags um 5 Uhr hatte der Dampfer den Hafen

Digitized by Google

verlassen, um bei sinkender Sonne die hohe See zu erreichen, in der Frühe des folgenden Morgens an Stromboli und den übrigen am Horizont auftauchenden Liparischen Inseln vorüberzugehen und vier oder fünf Stunden später jenen Faro di Messina zu passieren, den das Altertum gewisser nautischer Schwierigkeiten wegen mit allen Schrecken geängstigter Phantasie umgeben hatte und der zu den entzückendsten Punkten gehört, welche die italienische Küste bietet. Was aber käme dem Zauber gleich, der die Ausfahrt aus dem Meerbusen von Neapel umgibt? Das Auge des an die Schiffswand gelehnten Beschauers weiß nicht, wohin es sich zuerst wenden soll, wenn jeder Schritt weiter in die See Neapel, St. Elmo, Capodimonte und die dahinter liegenden Züge des Apennin majestätischer aufsteigen läßt, wenn rechts die dunstumhüllten Konturen Ischias und Procidas erscheinen und auf der linken Seite der in grünlich-violettem Farbenspiel schillernde Vesuv sein mit einer weißglänzenden Rauchsäule geschmücktes Haupt erhebt. Jeder Fußbreit Landes zugleich ein irdisches Paradies und eine große historische Erinnerung! Der Platz vor der Kirche Santa Croce al Mercato, auf welchem der siebzehnjährige letzte Hohenstaufe im Angesicht des schönsten Golfs der Erde hingerichtet wurde, — Portici, die Stätte der sinnlosen Verschwörung Masaniellos, — Resina, der Boden, auf welchem einstmals Herculanum gestanden, — die Höhe, hinter welcher die Überbleibsel Pompejis liegen, — das von Kaiser Friedrich II. auf den Trümmern Stabiäs erbaute liebliche Castellamare, — endlich Sorrento, die Vaterstadt Tassos, scheinen dicht nebeneinander zu liegen und um die Palme romantischer Schönheit zu ringen. Je weiter man sich von dem Hintergrund dieser Szene entfernt, desto verlockender, magischer werden die Farben, in welchen dieselbe erscheint, — desto weiter wird der der Phantasie gelassene Spielraum. Und wenn das glänzende Bild schließlich im Glanze der Abendsonne verschwindet und nur noch der alles überragende Vesuv seine Herrschaft behauptet, fährt man an Capri vorüber, dessen kühne Umrisse den Blick magisch an sich fesseln. Die höchste Höhe der Zauberinsel, das Vorgebirge Il Capo, zeigt die Ruine der großen Villa, in welcher Tiberius seinen Sitz aufschlug, als er, des Getümmels der ewigen Stadt müde, für den Rest seines Lebens die Einsamkeit aufsuchte. Der von des Lebens Lust und Pracht

Digitized by Google

und von der Bürde der Weltherrschaft ermüdete Cäsar hat wohl gewußt, warum er eben diese Stätte zum Zufluchtsort erwählte und warum er sie dauernd nicht wieder verließ. Er wollte sich den Abschied von dem, was den Inhalt der entscheidenden Jahre seines Lebens gebildet hatte, so süß und so leicht wie immer möglich machen und im Lichte einer niemals verhüllten Sonne der Gespenster seiner Vergangenheit spotten! — Wir hatten die Durchfahrt zwischen Capri und dem gegenüberliegenden Vorgebirge Punto di Capanella hinter uns, als die Sonne, rot und strahlenlos, in die tiefblaue Flut versank, die das Schiff umspülte. Einige Augenblicke lang blieb die Spitze des Vesuv noch sichtbar, einmal noch zuckte der rote Schein auf, der nachts die äußerste Spitze des Kraters bezeichnet, und auch dieses Bild war verschwunden. Auf Capri und an einzelnen Punkten des Höhenzuges, der den Hintergrund des von abendlichem Dunkel verschleierten Golfs von Salerno bildet, wurden die Leuchtfeuer entzündet, — hinter einem kühngeschwungenen Gebirgsprofil tauchte der Mond auf, an dem dunstlosen Zenit des Himmelsgewölbes glänzten siegend die Sterne, und alsbald lag tiefe Nacht über dem leise flüsternden Meer, durch welches unser Schiff seine Silberfurche zog.

Da die landesübliche Hauptmahlzeit erst vor Capri begonnen und sich bis in die Abendstunden hinein verzögert hatte, saß die Schiffsgesellschaft noch bei Beginn der Nacht an der Tafel. Aus Neapolitanern, Sizilianern und Maltesern (zumeist Geschäftsleuten) zusammengesetzt, erging diese Gesellschaft sich in Gesprächen, die wesentlich dieselben Gegenstände betrafen, die man erörtern hört, wenn das erste Eis der Bekanntschaft zwischen Schiffsgenossen gebrochen ist. Daß man das Lager erst zu später Stunde aufsuchte, hatte in der entsetzlichen Stickluft seinen Grund, welche in den Kajüten herrschte und aller Ventilierungsversuche spottete. Ermüdet war ich auf dem Sofa meiner Koje eingeschlafen: anderthalb Stunden später erwacht, hätte ich glauben können, vergiftet zu sein, — eine Empfindung, die erst nach mehrstündiger Desinfektion auf Deck zu weichen begann. Die mit den örtlichen Existenzbedingungen bekannten Reisegefährten schliefen in allen erdenklichen Lagen und Windungen auf den Bänken, Schemeln und Brettern der oberen Schiffsräume, dieselben so vollständig einnehmend, daß mir

Digitized by Google

nur ein Bündel aufeinandergeschichteter Taue als Schlafstelle übrig blieb.

Wer aber mochte in Erwartung Strombolis und der übrigen Liparen an Nachtruhe denken? Kurz vor Sonnenaufgang tauchte der Vulkan von Stromboli auf, die gesamte gleichnamige Insel überdeckend, — ein mächtiger Kegel von schönen, regelmäßigen Formen, der von jeher die Phantasie der Beschauer in Anspruch genommen hatte und den ein ganzer Kranz von Sagen umgibt. Hierher hatten die Alten die Residenz des Windgottes Äolus verlegt, — hier befand sich nach Meinung des Mittelalters der Eingang in das Fegefeuer, — hier wollten Gläubige aus der Tiefe des Kraters das Geschrei gequälter sündiger Seelen und deren Flehen um Fürbitte für Abkürzung ihrer Qual vernommen haben; hier schmachtete nach einer anderen Sage Karl Martell wegen irgendwelcher Verfehlungen seines tatenreichen Lebens. Während unserer Vorüberfahrt hatte der sonst ununterbrochen rauchende Krater seine Tätigkeit ausgesetzt, — Äolus aber ließ ebensowenig von sich spüren, wie während der ganzen Zeit meines Besuchs der italienischen Küstenwelt. Blutrot, strahlen- und wolkenlos wie während aller vorhergegangenen Tage, erhob sich auch an diesem Tage die Sonne aus dem spiegelglatten Meer. „Voilà le soleil qui se lève déjà," sagte ich zu einem neben mir stehenden Italiener. „Oui il se lève," lautete die Antwort, „menaçant comme un lion!"

Einige Stunden später war der Faro di Messina erreicht. Kartographische Abbildungen in der Natur wiederzufinden, bietet allenthalben einen gewissen Reiz, — nirgend einen größeren als bei der Einfahrt in die Straße von Messina, die (von ihrer unvergleichlichen landschaftlichen Schönheit abgesehen) eine höchst interessante Darstellung des Bildes bietet, das jeder Gebildete im Kopfe trägt. Was es damit auf sich hat, die wilden Berge Kalabriens, zumal den gewaltigen Aspromonte, halb in den Wolken verschwinden zu sehen und sich an dem Lichtglanze zu weiden, der während der Morgenstunden auf der sizilischen Küste und über deren himmelanstrebenden Bergzügen liegt, — davon läßt sich freilich weder nach Karten noch nach Büchern eine Vorstellung gewinnen. Einen halben Tag über habe ich von unserm ruhig ankernden Schiffe aus bald nach Reggio, bald nach dem amphitheatralisch aufsteigenden Messina

Digitized by Google

hinübergesehen: welche dieser beiden unvergleichlichen Landschaften die schönere ist und ob Abend- oder Morgenlicht, Sonnenschein oder Mondenglanz den Vorzug verdient, vermag ich bis zur Stunde nicht anzugeben. Eindrücke, die das Maß des Gewöhnlichen so gewaltig überragen, wie diese, schließen Vergleichungen eben ein für allemal aus.

Wie der Faro di Messina sich zum Bosporus verhält, weiß ich nicht, — seinen zweiten Nebenbuhler, den lieblichen Sund von Helsingör, übertrifft er an Schönheit der Uferformation unzweifelhaft. Daß die Entfernung zwischen Messina und Reggio größer ist als diejenige zwischen der dänischen und der schwedischen Küste bei Helsingborg oder Helsingör, und daß sie 12 bis 13 Kilometer beträgt, dünkt dem Auge nur schwer glaublich, weil die Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft einen täuschenden Eindruck macht. — Messina selbst ist eine moderne, im Grunde langweilige Stadt, auf welche die Beschreibungen der Schillerschen Tragödie nicht mehr anwendbar sind: nach den glänzenden Bazaren, in denen Don Manuel für Beatricen die Ausstattung kaufen läßt, würde man sich z. B. vergeblich umsehen. Zweihundert Jahre lang systematisch vernachlässigt, durch das Erdbeben von 1780, das Bombardement von 1848 und die Choleraepidemie von 1854 schwer geschädigt, hatte die alte Hauptstadt Siziliens sich erst neuerdings aus vieljährigem kommerziellen Rückgange langsam emporzuarbeiten begonnen. Kirchen, Paläste und sonstige Bauwerke von künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung suchte man vergeblich, weil der größte Teil der Stadt erst vor hundert Jahren neu gebaut worden war; das dem Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, im Jahre 1572 errichtete Denkmal aber war kaum der Rede wert. Das Bild der amphitheatralisch aufsteigenden, von etwa achtzigtausend Menschen bewohnten Stadt läßt sich im Umriß unschwer wiedergeben. Entlang dem Ufer zog sich die schnurgerade, nur an ihrem nördlichen Ende leicht gekrümmte Marina, der man einige Jahre vorher die in italienischen Städten unvermeidlich gewordene Bezeichnung „Corso Vittorio Emanuele" gegeben hatte; parallel dieser Straße liefen zwei breite Gassen, welche die ebenso unvermeidlichen Namen „Via Garibaldi" und „Via Cavour" trugen und von denen die eine immer toter und langweiliger aussah

Digitized by Google

als die andere. Bei mittäglichem Durchwandern dieser glutheißen, menschenleeren Wege verstand ich erst, was mein neapolitanischer Reisegefährte gemeint hatte, als er die aufgehende Sonne mit einem „drohenden Löwen" verglich. Auf allen Plätzen und Straßen lag versengende Glut; alles hielt während der Tagesstunden still, — von gewissen unermüdlichen Handwerkern abgesehen, die ihr Gewerbe im Schatten ihres Hauses oder in der Haustür betrieben, allzu energische Bewegungen indessen gleichfalls zu scheuen schienen. Während eines mehrstündigen Ganges sind wir nicht zwölf Fußgängern in dem weitläufigen Hafenort begegnet, und diese sahen so ermattet und abgespannt aus, daß es eines gewissen Mutes bedurfte, um ihnen die Anstrengung einer Auskunfterteilung über den einzuschlagenden Weg zuzumuten. Menschen, Tiere und hier und da aus den Fenstern sehende Zierpflanzen, — alles schien nach Wasser zu schmachten, die Sonne zu fliehen und ein Ende der seit Monaten andauernden Dürre zu ersehnen. Höchst wunderlich nahm es sich aus, daß an gewissen, von der Höhe zum Meeresufer führenden pulvertrockenen Straßen Brücken lagen und daß man diese Straßen als „torrenti" (Ströme) bezeichnete. Die Erklärung dafür gab mir ein Bürger, der für die Information von Fremden Kräfte übrig behalten hatte. Treten im Herbst die Regen ein, so stürzen von den Bergen her so plötzlich gewaltige Wassermassen herab, daß die bereitstehenden Brücken über die betreffenden Straßen geworfen werden müssen, damit nicht aller Verkehr ins Stocken gerate.

Das deutsche Konsulat, zu welchem ich meine Schritte lenkte, machte sich am östlichen Ende der Marina durch das über der Tür angebrachte Wappenschild kenntlich. Als Konsul fungierte der Elsässer Schneegans, — außer mir und Heyking der einzige als Ausländer geborene Kollege. Vom enragierten Protestler war Schneegans zum elsässischen Autonomisten, dann zum guten Deutschen und zum Beamten des auswärtigen Dienstes geworden: daß er in seiner Familie ausschließlich Französisch sprach, schien sich für den geborenen Straßburger von selbst zu verstehen. Wunderbare Lenkung der Geschicke: wir Livländer, die wir um jeden Preis Deutsche bleiben wollten, waren dazu verurteilt, Russen zu werden, indessen die deutsch gewordenen Elsässer die ehemaligen Franzosen

Digitized by Google

nicht zu verleugnen vermochten: hüben war die Aristokratie des Landes, drüben die Volksmasse deutsch geblieben, und das war in unserem demokratischen Jahrhundert entscheidend gewesen! Was Schneegans über die Messineser Existenz berichtete, klang wenig verlockend. Spärliche Arbeit und reichliche Muße, mit welcher in dem ungastlichen, fremdenscheuen Orte so wenig anzufangen war, daß man auch nach vieljährigem Aufenthalte auf den Verkehr mit einer wenig zahlreichen Kollegenschaft angewiesen blieb. Von den Kulturfortschritten, die unsere deutschen Italianissimi der von der Bourbonenherrschaft befreiten Insel nachzurühmen pflegen, hatte der wirkliche Kenner von Land und Leuten kaum etwas wahrzunehmen vermocht und den Eindruck behalten, in einer trotz reicher Naturschönheit halbbarbarisch gebliebenen Landschaft eingesperrt zu sein. Die Richtigkeit dieses Urteils wurde mir von dem einen in Messina lebenden ansässigen Kurländer bestätigt, als ich denselben in seiner ärmlichen, einer verkommenen Studentenbude ähnlich sehenden Behausung aufsuchte. Durch die Trostlosigkeit der heimischen Zustände zur Auswanderung veranlaßt, führte er seit sieben Jahren als Professor der Zoologie in der ehemaligen Hauptstadt Siziliens das Leben eines wissenschaftlichen Einsiedlers, dem die Gewohnheit anderen als rein äußerlichen Verkehrs abhanden gekommen zu sein schien. Erst als wir auf die Heimat und auf die Dorpater Studentenzeit zu reden kamen, taute der einstige Senior der Curonia allmählich auf. Spät abends erschien er an Bord meines Schiffes, wo wir bei köstlichem Mondschein und einer Flasche Syrakusaners stundenlang von den alten guten Zeiten plauderten, „wo Recht und Freiheit galten" und der Sohn der baltischen Erde noch hoffen durfte, zu bleiben, was seine Väter gewesen waren.

Mitternacht war vorüber, als wir Abschied nahmen und unser Dampfer sich in Bewegung setzte, um die weite Fahrt nach Süden fortzusetzen. Noch schien der Mond klar genug, um erkennen zu lassen, daß im Osten die Höhen des italischen Festlandes allmählich verschwanden, im Westen aber stieg ein Riese empor, dessen gewaltiges Haupt bald alles überragte, — der Ätna, den die Sizilianer schlechtweg den Berg („il monte" oder arabisch „Mongibello") nennen und der in der Tat die gesamte Insel zu beherrschen scheint, die den Übergang von Europa nach Afrika vermittelt.



Digitized by Google

Am frühen Morgen des folgenden Tages war Catania erreicht. Auf den ersten Blick ließ sich erkennen, daß diese Stadt Vasallin ihres mächtigen Nachbarn, des Ätna, ist, von dessen Gnade sie lebt, daß ein Teil des Ortes auf schwarzer Lava gebaut ist und daß eine Wiederkehr vulkanischer Ausbrüche, wie sie in den Jahren 1669 und 1693 erlebt worden, den Fortbestand des alten Catana in Frage stellen würde. Um von der Stadt bis zum Gipfel des gewaltigsten Vulkans in Europa und höchsten Berges in Italien zu gelangen, bedarf es einer achtzehnstündigen anstrengenden Reise: so vollständig aber wird die catanische Landschaft von dem Anblick dieses Riesen beherrscht, daß man im direkten Bann desselben zu bleiben glaubt, auch wenn man nach mehrstündiger weiterer Seefahrt die Stadt selbst aus dem Gesicht verloren hat. Wunderbar genug, daß dieser von beständigen Erderschütterungen und furchtbaren Gefahren schwer bedrohte Punkt seit länger als zwei und einem halben Jahrtausend bewohnt und von den Nachbarn so leidenschaftlich begehrt worden ist, daß er immer wieder den Schauplatz blutiger Kriege und Belagerungen bildete. König Hieron und Dionys von Syrakus, Marcellus, Pompejus und Octavian, Geiserich und Belisar, Heinrich VI. und Kaiser Friedrich II. sind als Belagerer vor Catania erschienen, das seine kommerzielle Bedeutung trotz allen Wechsels der Zeiten und der Verhältnisse bis heute zu wahren gewußt hat. Catanias landschaftliche Anziehungskraft ist eine beschränkte, weil es in der nächsten Umgebung an Bäumen fehlt, seine historisch bedeutsamen Bauwerke liegen größtenteils unter der Erde, und die schönste der Kirchen Catanias, der von dem Normannen Roger I. begonnene Dom, wurde bereits vor länger als siebenhundert Jahren durch eines der periodisch wiederkehrenden Erdbeben von Grund aus zerstört.

Diese Umstände und die Fortdauer der enormen, von Tag zu Tag sich empfindlich steigernden Hitze, gegen die es keinen Schutz gab, bewirkten, daß keiner der zahlreichen Genossen unserer Schiffsgesellschaft an Land ging. So energisch zog der hochragende Ätna unsere Blicke auf sich, daß der vierstündige Aufenthalt in dem kreisförmig gebauten Hafen von Catania wie im Traume verging und daß wir das Verdeck erst verließen, als der herrliche

Digitized by Google

Berg im Dunst verschwunden war, um nur noch einmal — beim Sinken der Sonne — für einen Augenblick sichtbar zu werden. Inzwischen hatten wir die kleine zwischen Catania und Syrakus belegene Hafenstadt Agosta erreicht, eine Schöpfung Kaiser Friedrichs II., der die Bewohner des im Jahre 1223 zerstörten, zwischen Palermo und Girgenti belegenen Centorbi hierher verpflanzte. „Hier fängt der Orient an," sagte mir einer der Reisegefährten, ein vielgereister griechischer Kaufmann aus Triest, der zum Behuf der Beaufsichtigung seiner Schwammfischer nach Tripolis übersetzen wollte. Und so war es in der Tat. Die kleinen fast fensterlosen, flachbedachten weißen Häuser des von 12,000 Menschen bewohnten Ortes und die wenigen zwischen denselben aufragenden Palmen ließen deutlich erkennen, daß hier afrikanischer Einfluß vorwalte und daß nach arabischen Mustern gebaut worden sei; nur das auf einer steil aus dem Meere auftauchenden Felsenklippe erbaute Gefängnis trägt ein europäisch-mittelalterliches Gepräge und symbolisiert den Sieg, welchen das abendländische Christentum allenthalben über die nach Sizilien eingedrungene sarazenische Kultur errungen hat.

Purpurn und strahlenlos war die Sonne in der See versunken, als wir Syrakus erreichten. Von einer näheren Bekanntschaft mit der merkwürdigsten und schicksalsreichsten der großgriechischen Städte des Altertums konnte unter den gegebenen Umständen nicht die Rede sein. Der Triestiner Grieche und ich waren die einzigen Reisenden, welche den dem Schiffe gegönnten dreistündigen Aufenthalt zu einem Spaziergang durch die am Kai gepflanzten Baumgänge und zum Besuch des neu errichteten Archimedes-Denkmals benutzten, um beim Klange ziemlich unrein vorgetragener Straußscher Walzer die schöne Syrakuser Welt im Mondenschein lustwandeln zu sehen. Mit sichtlichem Stolz kramte mein Gefährte aus, was er über den Ursprung und die einstige Größe der ihrerzeit von einer halben Million Menschen bewohnten, heute auf 23 000 Einwohner zurückgegangenen Korinthischen Pflanzstadt wußte. Im Altertum sei dieser Ort nächst Athen die bedeutendste Schöpfung des hellenischen Geistes gewesen: Athen habe seinerzeit allerdings noch sieben- bis achtmal so viel Einwohner gezählt, wie die Königin der hellenischen Städte in Italien, nämlich



Digitized by Google

drei bis vier Millionen. Meine bescheidenen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe wurden mit einer emphatischen Erinnerung daran zurückgewiesen, daß die Stadt des Themistokles, Aristides und Perikles ihrerzeit der bedeutendste und berühmteste Punkt der zivilisierten Erde gewesen sei, ihresgleichen in der Welt nicht wieder gehabt und selbst das mächtige Rom überstrahlt habe.

Es war Nacht geworden, als wir an Bord unseres Dampfers zurückkehrten. Auf dem Deck desselben hatte sich die aus Italienern, Maltesern und Mauren bunt zusammengewürfelte Schiffsgesellschaft malerisch gruppiert, um den vom Lande herüberklingenden Walzertönen zu lauschen und sich des köstlichen, monderhellten Abends zu freuen, der auf den glutheißen Augusttag gefolgt war: selbst die beiden englischen Kaufleute, die bisher mißmutig und halb seekrank in ihren Kojen gelegen hatten, schienen sich dem Zauber der Umgebung nicht entziehen zu können und nahmen an der in vier verschiedenen Sprachen geführten Unterhaltung der Reisegenossen Anteil. Langsam und zögernd setzte das Schiff sich in Bewegung; von der syrakusanischen Abendmusik war bald nichts mehr zu vernehmen, die Laternen der Marina verschwanden, die beiden am Hafeneingang rötlich strahlenden Leuchtfeuer rückten weiter und immer weiter zurück — Europa lag hinter uns, und das tiefatmende Meer trieb den ruhig dahingleitenden Dampfer unaufhaltsam nach Süden fort. Ist man tausend Meilen von der Heimat entfernt, so gewinnt der Name „Europa" eine andere als die ihm sonst eigentümliche Bedeutung. Länder, die ihn sonst fremd ansahen, rücken dem Wanderer innerlich näher, und er nimmt von den entferntesten Punkten des Weltteils, der ihm sonst die ganze Welt bedeutet hatte, nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Herzen Abschied. Unwillkürlich gedachte ich der unsterblichen Stanzen, mit denen Byrons „Ritter Harold" vom letzten Anblick der abendlich vergoldeten vaterländischen Küste scheidet, um „mit dem Schifflein frank und frei" hinfort „Not und Glück zu teilen" und den Wundern des Orients zuzusteuern:

— Und ist die Fahrt vollbracht,
Willkommen Wüst' und Höhlen mir,
Mein Heimatland „Gut' Nacht".

Digitized by Google

Bald nach Sonnenaufgang war unsere kleine Reisegesellschaft wieder auf Deck. Aus der ruhig schimmernden See tauchten die gelb glänzenden Klippen Maltas auf, und wenige Stunden später war der Hafen von Lavalette erreicht. Aus der Entfernung waren Wälle, Türme und Baulichkeiten der Stadt von den Felsen, auf welchen sie angelegt sind, schlechterdings nicht zu unterscheiden gewesen. Die Befestigung des Orts und der umliegenden Forts sind in das gelbe Gestein der Klippe gehauen, die Bauwerke aus dem gleichen Material aufgeführt und in so beträchtlicher Höhe angebracht, daß sie auf den ersten Blick von ihren Grundlagen kaum zu unterscheiden sind. Bei unsäglicher Hitze klommen wir den Fußweg zu der Oberstadt hinauf, die von ihrer Umwallung fast vollständig verdeckt wird, — halbbekleidete Neger, die die Hafenarbeit besorgten und nur mühsam einige italienische Brocken aufbrachten (die Landessprache ist zu drei Vierteilen aus arabischen, zu einem Viertel aus romanischen Elementen zusammengesetzt), schafften das Gepäck in das Imperialhotel, in welchem drei lange Tage verbracht werden sollten. Der Ort machte den Eindruck einer halb mittelalterlich gebliebenen italienischen Provinzialstadt, die von ihren Schwestern allein durch größere Sauberkeit verschieden war: zahlreiche Kirchen und Kapellen, an allen Straßenecken aufgerichtete Heiligenfiguren, Häuser und palastähnliche öffentliche Gebäude, die vornehmlich dazu bestimmt schienen, die Insassen gegen Sonnenbrand zu schützen, dunkeläugige Frauen, die mit der landesüblichen schwarzen Faldetta Nacken und Angesicht verhüllten, braun verbrannte Männer mit struppigen Bärten, von denen die einen Hirten, die anderen Schiffer zu sein schienen. Hier und da wurden rotröckige englische Soldaten sichtbar, die Posten standen oder im Kaffeehause rauchend dasaßen — wer es irgend vermocht hatte, war der glutheißen Stadt entflohen, in welcher sich während der Sommermonate höchstens vegetieren ließ. Im Imperialhotel war ich der einzige Gast, der Französisch redende Oberkellner der einzige europäisch aussehende Hausbewohner, auf den Gassen herrschte während der Tagesstunden eine Öde, die diejenige Messinas noch übertraf und (wie ich in der Folge beobachtet habe) kaum in Tunis ihresgleichen hatte. Im Innern der Stadt gab es nur einen Baum, die stattliche Palme, welche sich unweit der Börse erhebt, — der

Digitized by Google

vor dem Tore belegene Botanische Garten sah wie ein kleiner, neu angelegter Kirchhof aus, der künftigen Geschlechtern einigen Schatten versprach, unbestreitbar indessen alles Schutzes gegen Sonnenglut, Staub und Sirocco entbehrte. Abends suchte ich den vor dem Tor belegenen Marktplatz auf, der zur Vorstadt Floriana führte und auf welchem — nach der Versicherung des Kellners — die Abendluft sich am reinsten und besten genießen ließ. In der Tat hatte sich eine Anzahl Menschen auf diesem felsigen Geviert eingefunden, um die Kühle des nach Sonnenuntergang wehenden Seewindes zu schlürfen: im unsicheren Lichte des Mondes betrachtet, boten dieselben ein geradezu gespensterhaftes Bild dar. Männer, Frauen und Kinder lagen schweigend auf dem harten Gestein da, über welches kurzatmige Windstöße Staubwolken trieben. Binnen weniger Minuten war ich so dicht mit einem feinen, in Nase und Lunge dringenden Kalkstaub bedeckt, daß ich das Feld räumte und auf diese Spezies südeuropäischen Naturgenusses für immer verzichtete.

Die Sehenswürdigkeiten Lavalettes beschränken sich auf die mit Grabsteinen geschmückte Ordenskirche St. Johann und den zum Museum verwandelten, mit Waffen, Fahnen und Beutestücken geschmückten großen Saal des ehemaligen Großmeisterpalais. Nach Standbildern und Porträts Lavalettes und der übrigen Helden der berühmten Brüderschaft sieht man sich vergebens um — wie zum Hohn auf die Geschichte derselben ist das einzige im Ordensmuseum aufgehängte Bildnis dasjenige des letzten und würdelosesten der Malteser Großmeister, jenes Ferdinand von Hompesch, der die Tore der unbezwungenen und unbezwinglichen Feste am 17. Juni 1798 den Franzosen öffnen ließ und durch die gedankenloseste aller Kapitulationen das unrühmliche Ende der ruhmreichsten Schöpfung des Kreuzzug-Zeitalters besiegelte. Harnisch und Purpurmantel lassen das aus weißer Perücke herausschauende geist- und charakterlose Gesicht des einzigen zur Großmeisterwürde gediehenen deutschen Maltesers als Parodie auf alles Rittertum erscheinen.

Die genußreichste Stunde des Tages war diejenige des Sonnenuntergangs, die regelmäßig mit einem Rundgang um die Wälle der inneren Stadt ausgefüllt wurde und herrliche Ausblicke auf das leuchtende Meer, die Felseneinfassung der Insel und das

Digitized by Google

benachbarte Gozzi bot. An Ausflüge in die alte Hauptstadt Civita Vecchia und zur Höhle, die den schiffbrüchig gewordenen Apostel Paulus aufgenommen hatte, war bei der auf 40 Grad Celsius gestiegenen Temperatur nicht zu denken. Der Sommer 1885 soll der heißeste gewesen sein, der seit zweiundzwanzig Jahren an den Küsten des Mittelländischen Meeres erlebt worden. Seinesgleichen habe ich auch in Tunis nicht erlebt, wo die Araber den an Sommernachmittagen spazierenden deutschen Konsul „Konsor makpuhl" (der wahnsinnige Konsul) genannt haben sollen und wo eingesessene Bekannte ihrer Verwunderung über meine Unverwüstlichkeit mit dem stereotypen „Mais vous êtes comme un Arabe" Ausdruck gaben. Trotz der größeren Leichtigkeit der südlichen Luft wurde man in Malta an die unerträgliche Sommertemperatur St. Petersburgs erinnert, wo ich zwanzig Jahre zuvor den Juli verbracht hatte.

Am Abende des dritten auf der alten Melitta verbrachten Tages wurde endlich die Ankunft des Postschiffs gemeldet, das uns nach Tripolis übersetzen sollte. Als ich in der Frühe des folgenden Morgens die steile Felsentreppe zum sogenannten Quarantänehafen hinabstieg, war das Meer mit weißen Schaumköpfen bedeckt und verkündete der Kapitän, daß es eine bewegte, durch steifen Südwind gehemmte Überfahrt geben werde. Die Schiffsgesellschaft setzte sich aus einem griechischen Arzt, einem französischen Konsularbeamten der tunesischen Hafenstadt Goletta und dem französischen Vizekonsul in Benghasi zusammen. Der Herr Kollege erzählte, daß er seit fünf Jahren in der Hauptstadt Ost-Tripolitaniens (der zur Wildnis gewordenen Cyrenaica des Altertums) residiere und in derselben die denkbar traurigste Existenz führe. Inmitten einer fanatischen, von dem gefürchteten Orden der Eßnussija beherrschten arabischen Bevölkerung hausend, war der beklagenswerte Mann ein halbes Jahrzehnt lang auf den Verkehr mit zwei oder drei Kollegen und ebensoviel europäischen Kaufleuten angewiesen gewesen. Der Verkehr mit der Kulturwelt wurde allein durch ein Schiff vermittelt, das alle vierzehn Tage die Fahrt zwischen Benghasi und Malta machte und dabei den Postdienst besorgte. Der nächste europäische Arzt lebte in Tripolis, das via Malta aufgesucht werden mußte und wohin der Herr Kollege sich mit vierzehntägigem Urlaub begab, um nach seiner schwer er-

Digitized by Google

kranken Frau zu sehen. Mit einer Dienerin hauste die kranke Dame in einem ad hoc gemieteten öden Hause, da es für Europäer bewohnbare Gasthöfe in der Hauptstadt des Vilajet Tripoli damals noch nicht gab. Mein neuer Bekannter war so ausgehungert nach zivilisiertem Verkehr, daß der Deutsche ihm als halber Landsmann erschien, mit dem sich vertraulicher reden ließ, als mit den Spaniern und Italienern seiner gewöhnlichen Umgebung. Die durch spätere Erlebnisse bestätigte Beobachtung, daß deutsche und französische Konsular- und Gesandtschaftsbeamte in dritten Ländern besonders gut miteinander auskommen, habe ich hier zum ersten Male angestellt. Der hohe Seegang machte eine Ausbeute der neugeschlossenen Bekanntschaft indessen unmöglich. Mich allein ausgenommen, wurde die kleine Schiffsgesellschaft so rasch seekrank, daß sie von Deck verschwand und daß auch ich für zweckmäßig hielt, mich in meine Koje zurückzuziehen. Der glühende, von Afrika herüberwehende Wüstenwind, der Schîte, wie die Schiffsleute ihn nannten, hatte die Luft mit grauem, schwülem Dunst erfüllt und das kleine schmale Fahrzeug in ein so empfindliches Schlingern gebracht, daß nichts übrig blieb, als den größten Teil der zwanzigstündigen Fahrt im Halbschlaf auf dem Sofa zu verträumen und schließlich wirklich zu schlafen und zu träumen.

Noch lag ich in tiefem Schlummer, als der von kräftigen Matrosenstimmen jubelnd wiederholte Ruf „practica libera“ in die Kajüte drang. Wider Erwarten hatte die türkische Sanitätsverwaltung uns die Landung gestattet und die Plackereien der Quarantäne für überflüssig erklärt. Wenige Minuten später war ich auf Deck: in leuchtendem Sonnenschein lag Afrika vor uns, — ein Afrika, das genau so aussah, wie es in Kinderbüchern abgebildet wird. Bis hart an das Meer ockergelber Wüstensand, nach Westen hin mit einem Palmenwalde bestanden, durch welchen schwerbeladene Kamele den Weg zu der kleinen weißschimmernden Stadt nahmen, die sich entlang der halbmondförmig geformten Bucht ausbreitete. So nahe dem Lande waren wir vor Anker gegangen, daß sich nicht nur die Häuser und Minaretts von Tripolis, sondern auch die durch die Straßen wogenden bunten Menschenmassen deutlich wahrnehmen ließen. Vor dem in die Wüste führenden Südtore lagerten Hunderte von Kamelen, die ihre Halfa-(Espartogras-)Ladungen zu

Digitized by Google

Markte gebracht hatten, — unweit des Markts breitete sich ein Zeltlager aus, vor welchem türkische Soldaten ihre Pferde tummelten, — am Ufer wogte eine bunte, aus Arabern, Negern, Türken, Maltesern usw. zusammengesetzte Menschenmenge auf und nieder.

Noch sah ich zu dem merkwürdigen, rings von gelber Wüste und blauer See eingerahmten Bilde staunend hinüber, als ich zu unsäglicher Überraschung meinen Namen nennen hörte. Von zwei reich uniformierten arabischen Dienern geleitet, trat ein europäisch gekleideter junger Mann auf mich zu, der sich als Mr. Edgardo Rossi, kaiserlichen Vizekonsul für Tripolitanien, seinem neuen Vorgesetzten vorstellte und nach dessen Wünschen fragte. Ohne mir davon zu sagen, hatte der deutsche Honorarkonsul auf Malta für zweckmäßig gehalten, die sämtlichen dem Konsulate von Tunis unterstellten Vizekonsuln der Küste von dem bevorstehenden Eintreffen des nouveau titulaire telegraphisch in Kenntnis zu setzen. Nach kurzer Begrüßung stieg ich in die schmucke, von acht kräftigen Rudern bediente Barkasse, um zum ersten Male den Fuß auf afrikanischen Boden zu setzen. In feierlichem Geleit des Vizekonsuls und seiner beiden mit mächtigen silberbeschlagenen Stäben ausgerüsteten Kawassen ging es durch enge, winkelige Gassen, auf welche niedrige würfelförmige Häuser herabsahen, und über einen von afrikanischen Gestalten der verschiedensten Gattungen und Arten belebten Markt zum Rossischen Hause, dessen Haupttür mit dem deutschen und dem österreichischen Wappen geschmückt war. Signor Edgardos Bruder und Kompagnon, der volle sechzehn Monate in Triest die Handelsschule besucht hatte, bekleidete die Würde eines konsularischen Vertreters Sr. Apostolischen Majestät. Für dieses Mal begnügte ich mich mit einigen Fragen nach Land und Leuten, indem ich auf den Vorschlag, die Archive und Akten des Vizekonsulats geneigter Prüfung zu unterziehen, Verzicht leistete. So behielt es bei einem Gang durch die Stadt, der Besichtigung eines aus römischer Zeit übrig gebliebenen alten Tores und einer Fahrt an den Rand der Wüste sein Bewenden. Eine Viertelstunde, nachdem unser Gefährt die letzten Häuser und die an dieselben gelehnten, mit Sträuchern und Gemüsen bestandenen Gärten passiert hatte, begann eine endlose Reihe von Sandhügeln:

Digitized by Google

„C'est ici que commence le désert." Wie ich später erfahren habe, reichte das Machtgebiet der türkischen Regierung nicht viel weiter, als bis zu diesem Punkte: Reisenden, die Exkursionen in das Innere unternehmen wollten, wurde regelmäßig bedeutet, daß der Pascha jede Verantwortlichkeit für Vorkommnisse ablehne, die sich weiter als zwei Stunden von seinem Sitz zutrügen. Danach errät sich die praktische Bedeutung der sogenannten tripolitanischen Frage. Die Stadt Tripolis kann wegnehmen, wer immer mit der schwachen türkischen Garnison derselben fertig zu werden vermag, — eine Besitznahme des von räuberischen Beduinen beherrschten Hinterlandes erheischt dagegen Truppenniederlassungen in demselben, zu denen keine europäische Regierung Neigung verspüren dürfte. In Betracht zu kommen scheinen überhaupt nur die einzelnen unmittelbar an der Küste erbauten, weit auseinander liegenden und fast ausnahmslos an Wassermangel leidenden Forts, — Befestigungen von so zweifelhafter militärischer Brauchbarkeit, daß nur einzelne von ihnen regelmäßig besetzt sind. Eine fest abgesteckte Landgrenze zwischen Tripolitanien und Tunesien existiert nur auf dem Papier. Je nachdem sie die Begegnung mit türkischen oder mit tunesisch-französischen Truppen zu fürchten haben, begeben die hier umherschweifenden Beduinenstämme sich auf das eine oder das andere Gebiet. Von dem farbigen Strich auf der Karte, der die Abgrenzung bezeichnet, sagte ein Landeskenner, daß er in Wirklichkeit einen sechzig Kilometer breiten Landstrich bedeute, von dem nicht einmal General Allegro (der Oberkommandierende des östlichen Tunesien) wisse, wem sie gehörten.

Noch bevor die Sonne sich zum Scheiden senkte, kehrte ich auf mein Schiff zurück. Es sollten indessen noch mehrere Stunden vergehen, bevor dasselbe reisefertig war. Eine Anzahl zur Zeit der französischen Okkupation Tunesiens nach Tripolis geflüchteter Beduinenhäuptlinge hatte die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat erlangt und ließ sich jetzt samt Weibern, Kindern, Kamelen und Eseln einschiffen. Die bezügliche, von maltesischen Hafenarbeitern besorgte Prozedur war höchst merkwürdig. Den geängstigten Tieren wurden breite, an Haken und Drehscheiben befestigte Gürtel um den Leib geschlungen, mit deren Hilfe man sie an Bord hinaufwand, wo eine reichliche Hälfte des Decks für sie in Beschlag ge-

Digitized by Google

nommen war. Neben diesem improvisierten Stall ließ der Kapitän einen kreisförmig gezogenen Wall von Sätteln, Säcken und anderweiten Gepäckstücken der Gesellschaft aufführen, in dessen Mitte die Weiber und Kinder ihre Plätze erhielten, der Rest des Vorderdecks war den Männern angewiesen, von denen je zwei während der Nachtstunden als Haremswächter fungierten. Das Hinterdeck gehörte uns Europäern, d. h. mir, dem Beamten aus Goletta und einem französischen Offizier, der in Sfax zu uns stieß. Die Grenze zwischen dem europäischen und dem afrikanischen Schiffsteil repräsentierte ein Teppich, auf welchem sich die junge und hübsche jüdische Chansonettensängerin niedergelassen hatte, von welcher der Kapitän erzählte, daß sie eine Künstlerfahrt durch die Küstenplätze der „Berberia" unternommen habe.

In dieser Gesellschaft habe ich die fünf Tage und fünf Nächte verbracht, welche die Küstenfahrt von Tripolis nach Goletta in Anspruch nahm. Von kurzen Unterbrechungen abgesehen, war die Küste in einer gewissen Entfernung sichtbar, Einzelheiten derselben ließen sich indessen nur an den Punkten unterscheiden, an denen angelegt, gelöscht und geladen wurde. Wie diese Punkte hießen, — ob Dschala, Sfax, Gabes, Mehdia oder Monastir — machte keinen Unterschied. Da Häfen allenthalben fehlten, mußte auf der Reede vor Anker gegangen und die Verbindung zwischen Land und Schiff durch Ruderböte vermittelt werden. Das sich darbietende Bild blieb überall das nämliche. Zeigte die Küste überhaupt eine Vegetation, so bestand sie aus Ölbäumen, deren Reihen sich mitunter bis an den Strand fortsetzten. Unweit desselben tauchten Gruppen kleiner weißer Gebäude aus dem Sande; den Mittelpunkt bildete in der Regel eine Kubba (Kapelle) oder Moschee, neben welcher sich das Minarett erhob, — nicht immer die schlanke Säule, die auf türkischen und ägyptischen Landschaftsbildern zu sehen ist, sondern ebenso häufig ein viereckiger, mitunter schwerfälliger Turm mit flachem Dach. Der Ort selbst liegt gewöhnlich ein bis zwei Kilometer landeinwärts, — seine Schiffahrtsangelegenheiten besorgt die Marina (Hafenvorstadt oder Hafenstraße), in welcher regelmäßig sprach- und seekundige Malteser angetroffen werden. Seit Jahrhunderten steht das mittlere Nordafrika mit den benachbarten europäischen Landschaften in so regel-

Digitized by Google

mäßiger Verbindung, daß der Verkehr zwischen Mohammedanern und Christen einen wesentlich freundlichen Charakter trägt und daß Zusammenstöße nur selten vorkommen. Im Mittelalter sind einzelne dieser Punkte Jahrzehnte hindurch von Spaniern oder Italienern besetzt gewesen, an anderen Orten von den Landesherren christliche Leibwachen unterhalten worden. Danach hatte das friedliche Zusammenleben von Christen und Moslemin in dieser Region den Charakter einer Volks- und Landesgewohnheit angenommen. Wohl gehört nur wenig dazu, damit diese heißblütigen Kinder des Südens in Erregung versetzt werden, — schreiend und gestikulierend aufeinander losfahren und dem fremden Beschauer die Befürchtung vor blutigem Zusammenstoß nahelegen — in Wahrheit geschieht das aber nur selten und stellt das friedliche Einvernehmen sich ebenso rasch her, wie es gestört wurde. Werden einmal Ausschreitungen begangen, so sind in der Regel nicht Moslemin, sondern Christen die Schuldigen — verglichen mit Sizilianern und Kalabresen erscheint der Araber als der besonnenere und ziviliſiertere Teil. Solange die heiligen Stätten respektiert und die Weiber unbehelligt gelassen werden, sind Ausbrüche des muselmanischen Fanatismus an der tunesisch-tripolitanischen Küste nicht zu fürchten.

Von den Tagen, die ich auf der Fahrt von Tripolis nach Goletta verbrachte, ist mir wenig mehr als eine traumhafte Erinnerung zurückgeblieben. Wegen der maßlosen Hitze, gegen welche die über das Deck gespannte Leinwand nur notdürftigen Schutz verlieh, verbrachte die Schiffsgesellschaft die Sonnenstunden in bewegungsloser, nur durch unvermeidliche Verrichtungen unterbrochener Ruhe oder im Halbschlaf zu. Wurde das Schweigen unterbrochen, so erzählte der fieberkrank gewesene französische Offizier von den Strapazen, die er in dem verzehrend heißen Sfax ausgestanden hatte und von denen er sich in der Heimat bei Höhenluft und saurer Milch zu erholen gedachte; Herr Mellini aus Goletta versicherte immer wieder, daß die „hohe Kultur" der tunesischen Landeshauptstadt jede Vergleichung avec ces parages ausschließe, der Kapitän stellte unmaßgebliche Betrachtungen über die Vorzüge Siziliens vor Nordafrika an, die kleine Jüdin aber lag auf ihrem Teppich und spielte mit sich selbst oder mit galanten Matrosen, die sich zu ihr gesetzt hatten, endlose Kartenspiele. Die

Digitized by Google

Stille des arabischen Viertels wurde gelegentlich durch Eselgeschrei oder das Brüllen eines Kamels unterbrochen. Tagsüber saßen die stattlichen, mit Dolch und Flinte bewaffneten braunen Männer unbeweglich wie Statuen da, — abends und morgens holten sie ihre Gebetsteppiche herbei, um sich auf denselben niederzuwerfen und ihre Andacht zu verrichten. So gleichmäßig vergingen die Stunden und Tage, daß mir zumute war, als sei ich in einen Zauberbann geraten, aus welchem es keine Rückkehr zu der gewohnten Form der Existenz gebe. Nachts, wenn wir uns auf das Deck gestreckt hatten, um bei erträglicher Temperatur Schlafversuche anzustellen, überschlich mich mitunter ein quälendes Gefühl unrettbar gewordener Isolierung und Einsperrung. Zwischen Sfax und Gabes steigerte sich dasselbe bis zur Unerträglichkeit. Aus dem Traume, der mich in die Heimat und in längst vergangene Tage geführt hatte, weckte mich wilder Lärm, der in dem afrikanischen Viertel ausgebrochen war. Die wachhabenden Beduinen hatten einen auf der Suche nach seinen Tauen begriffenen Schiffsjungen in den Verdacht sträflicher Absichten auf ihre Weiber genommen und den erschreckten Knaben mit ihren Messern bedroht. Auch nachdem der Kapitän Frieden gestiftet und für Wiederkehr der früheren Stille gesorgt hatte, wollte der Schlaf sich nicht wieder einstellen. Was sich im Halbdunkel unterscheiden ließ, sah gespensterhaft fremd drein, von den Gestirnen, die das Auge trostsuchend am Himmel suchte, stand keines an der gewohnten Stelle und erst als der aus der Tiefe des Meeres emporsteigende Mond das gewohnte liebe Gesicht zeigte, wurde mir leichter ums Herz. Ich glaubte wieder versichert zu sein, daß ich derselbe geblieben, der ich fünfzig Jahre lang gewesen. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident", rief ich mir tröstend zu, indem ich in die Region des Unbewußten zurücksank, die den Schläfer bis zur Wiederkehr des Sonnenlichts umgab.

Am Abende des vierten Reisetags war die Reede von Susa, dem Hadrumetum der Alten, und damit die letzte Station erreicht. Ein köstliches, von mäßigem Regen begleitetes Gewitter — wie es dieser Erdgegend sonst erst im September beschieden zu werden pflegt — hatte die Luft gereinigt und die Temperatur so weit herabgesetzt, daß wir uns des Abends ungestört erfreuen durften.

Digitized by Google

Auf Büchsenschuß Entfernung lag der stattliche, von einer krenelierten Mauer umgebene Ort vor uns, den die Landeskinder die Hauptstadt des tunesischen Ostens nennen, der als Sitz einer größeren französischen Garnison und als Mittelpunkt des Ölhandels eine gewisse Rolle spielt. Primitiv genug wurde dieser Handel mit dem besten und reinsten Öl der Welt freilich betrieben. Gefäße zur Aufnahme und zum Transport des kostbaren Erzeugnisses ließen sich in dem holzarmen, ausschließlich von kleinen, kurz verschnittenen Olivenbäumen bestandenen Lande nicht herstellen, — der Schiffer mußte die erforderlichen Behälter mitbringen. War die See ruhig, so ging das ungestört vonstatten, gab es Sturm, so wurden die Fässer und Tonnen in die Wellen geschleudert, von diesen an Land geworfen, in der Stadt wieder zusammengeschlagen, mit Öl gefüllt und sobald der Seegang es erlaubte, auf das nächste vor der Stadt erschienene Schiff befördert. Von dem allem war diesmal nicht die Rede. Morgens nach unserer Ankunft lag die See so spiegelglatt wie vor dem Gewitter da und trat die Sonne ihre unbarmherzige Herrschaft aufs neue an. Wer es ermöglichen konnte, blieb an Bord und ließ sich von den Sehenswürdigkeiten des glutatmenden Orts mündlich Bericht erstatten. Europäern wird mit gutem Grunde geraten, während der heißen Jahreszeit jede unnötige Bewegung zu vermeiden und sich dadurch gegen die an der Küste umgehenden Fieber zu sichern.

Erst bei einbrechendem Dunkel setzte das Schiff sich wieder in Bewegung; eine Nachtfahrt sollte uns an das Ziel der weiten Reise, auf die Reede von Goletta führen. Als ich andern Morgens erwachte, waren das an der Einfahrt in den tunesischen Golf aufsteigende Kap Bon und die vor diesem liegende Insel Zimbra, — das karthagische Capri, bereits in Sicht. Zimbra und Zimbretta, die Ägimuren der Alten (arabisch Dschamur), sind spitze, grasbedeckte, direkt aus dem Wasser aufsteigende Bergkegel, die höchstens als Nothäfen und als Weideplätze für halbverhungerte Ziegen aufgesucht werden, Zaubereilande für das Auge des festländischen Beschauers, trostlose Einöden für den Besucher. An ihnen vorüber umschifften wir das steil emporragende, in alter Zeit dem Merkur geweihte Vorgebirge, um in die Bucht zu steuern, die sich vor dem entzückten Auge auftat und alle an sie gestellten

Digitized by Google

Erwartungen weit hinter sich ließ. Zur Linken erhob sich ein majestätischer, großenteils bewaldeter Gebirgszug, der in zwei dem Gipfel des Vesuv täuschend ähnlich sehende Bergspitzen ausmündete und zu dessen Füßen sich eine ganze Zahl weißschimmernder Ortschaften ausbreitete, — zur Rechten wurde das hohe Ufer sichtbar, auf welchem sich einstmals die Zitadelle (Byrsa) von Karthago, der Tempel des Heilgottes und die stolzesten Bauten der afrikanischen Hauptstadt erhoben hatten. Bis an das steil abfallende Kap Cartagina, von dessen Felsen das märchenhaft malerische Dorf Sidi bu Said herabsieht, hatte die ungeheure Stadt gereicht, aus deren Trümmern nur ein erhalten gebliebenes Bauwerk, die riesenhafte „kleine Zisterne", emporragt. Das Mittelstück des Bildes bildet die Landzunge, auf welcher Goletta erbaut ist und die das Meer von dem Landsee El Bahirah scheidet: was jenseit der weißen Fläche dieses salzigen Beckens schimmert und wie ein ausgebreiteter Mantel zu den dahinter liegenden sanften Höhen hinaufreicht, ist Tunis, „der Burnus des Propheten", die zweite und die älteste Stadt des außerägyptischen Afrika. Das Ganze fügt sich zu einem Bilde zusammen, dessen Reize allein mit denjenigen des Meerbusens von Neapel verglichen werden können und das niemand vergißt, der seiner ansichtig geworden ist.

Die Fahrt durch den Golf hatte etwa eine Stunde gedauert und uns der Küste so weit genähert, daß die Häuser Golettas sich mit bloßem Auge unterscheiden ließen, als ein von zehn uniformierten Männern gerudertes elegantes Boot sich dem Schiffskörper näherte. Dem Herkommen gemäß hatte der Bey dem neuernannten Vertreter des Deutschen Reichs seine Barkasse entgegengesendet; Insassen derselben waren ein tunesischer Offizier, der in helle Seide gekleidete erste Kawaß des Konsulats, Allela ben Mustafa, und ein junger europäisch aussehender Mann, der sich als Vertreter unseres Vizekonsuls in Goletta, Pasquale Conversano, vorstellte. Eine Viertelstunde später hatten wir Goletta erreicht, das den Eindruck einer kleinen italienischen Hafenstadt machte, zur Hälfte indessen von Mauren, Negern, Maltesern usw. bewohnt wurde. Fremdartiger als alles übrige nahmen sich die paarweise zusammengeketteten, übrigens harmlos aussehenden Galeerensträflinge aus, die sich strickend und plaudernd auf den Gassen bewegten

Digitized by Google

und die Paſſanten um milde Gaben anſprachen. Nach einer im Hauſe des Vizekonſuls verbrachten Warteſtunde begleitete der Vertreter des zu meinem Empfange nach Tunis gereiſten Vizekonſuls mich auf den Bahnhof, einen leichtgezimmerten Bau, der auf den erſten Blick wie eine bedeckte Kegelbahn ausſah. Entlang dem Ufer des Sees nahm der Zug ſeinen Weg durch eine ſonnenverbrannte, ſechzehn Kilometer lange Einöde, aus welcher einzelne halbverdurſtete Palmen ihre Häupter emporſtreckten, — rötlich ſchimmernde Flamingos, die in dem ſeichten Waſſer ihre Fiſcherkünſte trieben, waren nahezu die einzigen lebendigen Weſen, die dem Auge wahrnehmbar wurden. An der einzigen Halteſtelle ſagte ein Mitreiſender, der ſich als italieniſcher Advokat vorſtellte, daß wir uns auf dem Schauplatz des Gefechts befänden, in welchem Regulus von den ſiegreichen Karthagern gefangen genommen worden, — mein Begleiter ließ ſich auf Dinge, die der Vergangenheit angehörten, nicht ein. Der etwa dreißigjährige junge Mann, der die Ehrenämter eines ſpaniſchen Vizekonſuls und öſterreichiſchen Konſularagenten bekleidete, war der Typus des zum Halborientalen gewordenen Süditalieners. Das feiſte braune Geſicht mit den verſchmitzt dreinſehenden dunkeln Augen ließ auf einen geriebenen und gewiſſenloſen Burſchen ſchließen, dem die Erreichung ſeines Vorteils den einzigen Lebenszweck bedeutete. An der Küſte geboren, durch eine von den Kapuzinern Golettas geleitete Schule gegangen und mit Land und Leuten genau bekannt, beherrſchte der Herr Vizekonſul und Konſularagent ein halbes Dutzend Sprachen und die zu ſeinem Beruf erforderlichen praktiſchen Kenntniſſe genugſam, um je nach Umſtänden den Beamten, Kaufmann, Makler, Verſicherungsagenten und Konkursverwalter zu ſpielen, jeden gewinnverheißenden Auftrag zu übernehmen und jede an ihn gerichtete Frage ſo weit zu beantworten, daß er nicht direkt Lügen geſtraft werden konnte. Als wir uns nach halbſtündiger Fahrt der Stadt näherten, gab er über alles, was die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen konnte, erſchöpfend Auskunft. Der ruinenhafte Turm, der aus dem Binnenſee aufſtieg, war ein Überbleibſel der Befeſtigung Schikali, welche der „römiſche Kaiſer", der die Stadt „einmal" erobert (Karl V.), hatte errichten laſſen; die Forts, die von den benachbarten Bergen auf die Stadt herabſahen, hießen

Digitized by Google

Sidi ben Hassan, Fil-Fil und Andalus und sollten demselben Zeitalter angehören. Die krenelierte Mauer, an welcher der Zug vorübersauste, bildete die Umwallung der äußeren Stadt, die weißschimmernden Marmorplatten, die rechts vom Wege ein mächtiges Geviert bildeten und auf denen in bunte Gewänder gekleidete Frauen scheuernd dasaßen, gehörten dem jüdischen Kirchhof an usw. In einer Halle, die derjenigen eines Bahnhofs ähnlich sah, hielt der Zug. Noch bevor ich denselben verlassen hatte, wurde ich von einem alten Herrn mit weißem Bart und Haar, — einem jüngeren mit Leinenrock und Strohhut bekleideten Manne und einem graubärtigen Mauren in wallendem blauen Mantel begrüßt: der Vizekonsul Conversano, der interimistisch als Sekretär fungierende Augenarzt Dr. Kunitz (aus Sachsen) und der zweite Kawaß Hamda waren erschienen, um den neuen Konsul in das Amtsgebäude abzuholen. Raschen Laufs ging es durch die breite Hauptstraße des europäischen Viertels und ein paar enge, schmale, schmutzige Gassen, — in einem dunklen, an mehreren Türen vorüberführenden Torwege hielt der Wagen. Eine von zwei Säulen eingefaßte Marmortreppe führte in einen stattlichen, von einem Glasdach geführten Patio (Atrium), um den die Gelasse meiner künftigen Wohnung lagen, hohe, weite und luftige Stuben, deren Wände mit bunten Kacheln bekleidet waren, während Glastüren die Fenster, kleine Balkons die Fenstersimse und mächtige weiße Marmorplatten den Fußboden vorstellten: der größte Teil allen zu tunesischen Hausbauten verwendeten Materials stammte von dem karthagischen Ruinenfelde, dem zünftige „Steinsucher" entnommen hatten, was irgend verwendet werden konnte. Fußböden, Decken, Wände und die einzelnen über die weiten Räume versprengten Möbel, die von der Verlassenschaft Nachtigals übrig geblieben waren, starrten von Schmutz und Staub, — desgleichen die mit Zeitungen, Briefen und Büchern bedeckten Tische des Amtszimmers. Seit Wochen, vielleicht seit Monaten schien keine reinigende Hand in diesen Räumen gewaltet zu haben, die — nach der Versicherung Alleilas, des sprachkundigen und geschmeidigen ersten Kawassen — seit lange ihres Herrn sehnsuchtsvoll harren sollten.

Noch bevor ich mich niedergelassen und davon überzeugt hatte, daß Nachrichten von meiner vor dreizehn Tagen verlassenen Fa-



Digitized by Google

milie eingetroffen seien, hielt Herr Conversano mir einen auf die „gegenwärtige Lage" bezüglichen Vortrag, der mich in den Stand setzen sollte, sofort eine Anzahl „wichtiger" Entscheidungen zu treffen. Er, der Vizekonsul, müsse mich ersuchen, die ihm vor Jahresfrist gegen seinen Wunsch aufgebürdete „gérence" des Konsulats sofort abzunehmen und all die schwierigen „Fragen" in Angriff zu nehmen, deren Lösung er dem „titulaire" vorbehalten zu müssen geglaubt habe. Endlich harrten gewisse Ordres des Auswärtigen Amtes der Erledigung, weil sie dem Empfänger unverständlich geblieben seien. Da er, Conversano, kein Wort Deutsch könne, habe er den Dr. Kunitz für die deutsche, seinen Schwiegersohn für die französische und italienische Korrespondenz engagiert und beiden Herren versprochen, alsbald nach dem Eintreffen des „titulaire" ihre „Situationen" zu regulieren und Entschließungen darüber herbeizuführen, ob sie in Dienst behalten werden würden. Darüber seien vierzehn Monate vergangen und Verwirrungen eingetreten, denen sofort ein Ende gemacht werden müsse. Weiter werde es sich um die Bewilligung einer Entschädigung an ihn, den gérant, um Aufbesserung der Stellung der in Schulden geratenen Kawassen, um Beendigung einer dringend gewordenen Bankerottangelegenheit — endlich um die Erledigung eines ernsten „incident diplomatique" handeln: die „Privilegien" unseres Konsularagenten in Sfax seien in böswilligster Weise dadurch verletzt worden, daß man den Makler dieses Biedermannes gefänglich eingezogen und einen von ihm beschäftigten arabischen Maurer zur Übernahme einer dringenden öffentlichen Arbeit genötigt habe, — Vorkommnisse, die eine Herabsetzung des deutschen „prestige" bedeuten sollten. Endlich werde notwendig sein, daß ich mich vor Übernahme meiner Funktionen Sr. Hoheit dem Bey vorstellen lasse, — daß ich zu diesem Behuf den auf einige Stunden in die Stadt gekommenen Vertreter des abwesenden französischen Generalresidenten und bevollmächtigten Ministers Cambon, Herrn Bompard, sofort aufsuche und wenn möglich auch den zufällig anwesenden Kardinal Lavigerie usw. — lauter Namen und Dinge, die mich wie böhmische Dörfer ansahen und rücksichtlich deren bei niemand Rats zu erholen war.

Nachdem ich kategorisch erklärt hatte, daß meine amtliche Tätig-

Digitized by Google

keit erst nach erfolgter Überreichung meines Akkreditivs ihren Anfang nehmen werde, ersuchte ich Herrn Conversano, dem französischen Geschäftsträger meinen Besuch anzukündigen. Eine Stunde später begab ich mich auf die französische Gesandtschaft (die „Residenz", wie man in Tunis sagte), um Herrn Bompard (der in der Folge französischer Botschafter in St. Petersburg wurde) aufzusuchen und mit ihm die Einzelheiten der Audienz beim Bey zu besprechen. Obgleich der Gesandte Frankreichs der tatsächliche Regent des Landes war, wurde an der Fiktion festgehalten, daß er lediglich als beylikaler Minister des Auswärtigen fungiere und daß er die neueintretenden Konsuln in dieser Eigenschaft „dem Landesherrn" vorstelle. Den freundlichen Empfang, welchen der Vertreter des Ministers Cambon mir zuteil werden ließ, hatte ich zwei Umständen zu danken, der bekannten Tatsache, daß Fürst Bismarck die französische Schutzherrschaft über Tunesien unterstützt und Italiens Bedenken gegen dieselbe beseitigen geholfen hatte und — der persönlichen Beliebtheit meines Amtsvorgängers. Dr. Nachtigal war nicht nur der erste Konsul gewesen, der sich dem Bey durch Vermittelung des französischen Gesandten vorstellen ließ, sondern er hatte als ärztlicher Berater der lungenleidenden Frau Cambon die Freundschaft und das Vertrauen des französischen Ministers in so hohem Grade erworben, daß bei der Nachricht von seinem Tode Mann und Frau in Tränen geschwommen hatten. Herrn Bompard lernte ich als jungen Mann von guten Formen kennen, der mir vorschlug, mich am Donnerstag 9 Uhr früh dem Bey vorzustellen (es war Dienstag) und der zugleich versprach, mich andern Tages aufzusuchen und mit dem Zeremoniell der Audienz bekannt zu machen. In das Konsulat zurückgekehrt, fand ich einen Domherrn vor, der mir den Besuch des Kardinals Lavigerie anmeldete; mangels aller Einrichtung in meinem Hause mußte ich die mir angesonnene Ehre ablehnen und die Erlaubnis erbitten, Sr. Eminenz am nächsten Sonntage den Gegenbesuch machen zu dürfen.

Darüber war es Nachmittag und Abend geworden, ohne daß ich mehr als ein Stück Brot und ein Glas Wein hatte zu mir nehmen können. Der einzige französische Gasthof des Orts verabfolgte während der Saison morte seine Mahlzeiten nur während



Digitized by Google

gewisser Tagesstunden, und diese waren verabsäumt worden. Um 4 Uhr verabschiedete sich Conversano, um nach Goletta zurückzukehren, wenig später empfahl sich Herr Kunitz, und um 7 Uhr erbaten die Kawassen die Erlaubnis, nach Hause gehen zu dürfen, indem sie mitteilten, daß ein Neger mir die Abendmahlzeit bringen und daß der Marokkaner (die Hauswächter der Stadt sind fast ausnahmslos Untertanen des rechtgläubigsten aller mohammedanischen Sultane) um 9 Uhr seinen Wachtposten auf der Terrasse — dem flachen Dache des zweistöckigen Hauses — beziehen werde. So befand ich mich in den weiten, öden Räumen des palastartigen Gebäudes bei einbrechender Dunkelheit mit meinen Gedanken allein. Rings um mich her herrschte eine Stille, wie sie nur in einer sommerlich verödeten orientalischen Stadt vorkommt, wo von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang alles Leben stockt. Aus der Ferne ließ sich eine Drehorgel vernehmen, die die Garibaldi-Hymne zum Ergötzen der Gäste einer italienischen Spelunke der Vorstadt aufspielte. Als diese endlich verstummte, wurde nirgend auch nur die Spur eines Geräuschs hörbar. Um 8 Uhr erschien ein weißgekleideter Neger, der grinsend eine Lampe und eine Schüssel mit Fleisch vor mich hinstellte und lautlos, wie er gekommen war, verschwand, — eine Stunde später marschierte ein langer, hagerer Mann in gestreiftem Beduinenkleide durch den Patio, um gleichfalls zu verschwinden: Dolch und Flinte, die er bei sich führte, ließen auf den marokkanischen Wächter über die Sicherheit des Konsulats schließen. Eine Weile ging ich in den weiten, öden Sälen auf und nieder, um die Eindrücke des Tages und die Umstände zu überdenken, die den Bewohner der zweiten Etage des friedlich-philiströsen Berliner Mietshauses Lessingstraße 20 zum Genossen einer Existenz gemacht hatten, wie sie ihm sonst nur in Schilderungen der „Tausend und eine Nacht" vorgekommen war. Als es vollends Nacht geworden war und die Müdigkeit die Oberhand gewann, lud ich (zum ersten und zum letzten Male) den auf dem Gendarmenmarkt erworbenen Revolver, um zu Bette zu gehen und die erste Nacht auf afrikanischer Erde zu verschlafen.

Frühmorgens wurde ich durch einen lauten Ruf geweckt; von der Galerie eines dem Konsulatsgebäude benachbarten kleinen Minaretts rief der Muezzin zum Gebet, — durch das halb ge-

Digitized by Google

öffnete Fenster aber brach der goldene Strahl eines Lichts, wie es allein die Sonne des Südens zu spenden vermag. Noch bevor ich mein Frühstück beendet hatte, meldete der Kawaß den Besuch des französischen Geschäftsträgers, der nach Landesbrauch die Kühle der Morgenstunden benutzt hatte, um in die Stadt zu kommen und vor Beginn der Mittagsglut seine dringendsten Geschäfte zu erledigen. Herr Bompard teilte mit, daß der Bey mich andern Morgens um 9 Uhr auf seinem außerhalb von Tunis belegenen Lustschloß El Marsa empfangen werde, daß der erste Dragoman General Valensi beauftragt sei, mich in einem Wagen des Bey abzuholen und daß dem Brauche gemäß und nach Verlesung des Akkreditivs eine „harangue" an Se. Hoheit zu richten sein werde. Am Nachmittage desselben Tages würden meine Kollegen mir in Uniform den Antrittsbesuch machen, der herkömmlicherweise binnen zweier Stunden erwidert werden müsse. Dann empfahl sich mein neuer Amphytrion, um mich für den Rest des Tages der nämlichen Einsamkeit zu überlassen, die ich am vorhergegangenen Abend kennen gelernt hatte; daß Conversano und Kunitz abermals zur Stadt kämen, hatte ich verbeten, — ein Gang durch die anstoßenden Gassen und eine Abendpromenade auf dem flachen Dach des Hauses, das einen herrlichen Rundblick über Stadt und Umgegend verstattete, — das war alles, was sich unternehmen ließ, wo die Temperatur zwischen 30° C und 40° C betrug. Spät abends erschienen der grinsende Mohr und der feierlich einherschreitende Marokkaner, um ihre Verrichtungen vorzunehmen, — eine barfüßige, in leichten Flor gekleidete Judenfrau brachte das Schlafzimmer in eine Beschaffenheit, die sich für Ordnung ausgab, — der Revolver wurde entladen und in Ruhestand versetzt. Der zweite Tag afrikanischer Existenz war beendet, ehe ich dessen gewahr geworden. Er dünkte mir ein Traum gewesen zu sein, wie es der erste gewesen war.

Folgenden Morgens um 7 Uhr erschien Allelah ben Mustafa, um mir bei Anlegung der Uniformstücke behilflich zu sein. Sein Aufzug verkündete, daß es eine grande journée, ein Ereignis von Wichtigkeit gelte. Er war in helle Seide gekleidet, hatte ein halbes Dutzend Orden und Medaillen angelegt, einen Säbel umgeschnallt und das Abzeichen seiner Würde, einen mit silbernem Knopf ver-

Digitized by Google

sehenen Stock, mitgebracht. Während ich meinen Anzug ordnete und Betrachtungen über die angenehme Aussicht anstellte, einen glutheißen Sommertag in der engen und schweren Uniform verbringen zu müssen, fragte der reichgeschmückte Diener nach den décorations seines Herrn. Als ich auf den einsamen Roten Adler vierter Klasse hinwies, der an meinem Kleide prangte, geriet Allelah in peinliches Erstaunen: „Comment monsieur, — Vous n'avez qu'une seule décoration et moi j'en ai cinq." Noch bevor ich eine beruhigende Antwort erteilen konnte, meldete der zweite Kawaß das Erscheinen des Dragomans Sr. Hoheit. In den Patio tretend, sah ich einen schlanken, wohlaussehenden jungen Mann in glänzender, sternfunkelnder Uniform, roten Beinkleidern und nagelneuer Scheschia (Fez) vor mir stehen — oder vielmehr malerisch auf seinen langen krummen Säbel lehnen. Mit eleganter Verbeugung und liebenswürdigem Lächeln stellte sich Herr Gabriel Valensi, Divisionsgeneral und premier interprète de Son Altesse vor, — wie ich später erfuhr, ein im Lande geborener Jude, der durch vieljährigen Hofdienst die Gunst des Bey, durch unbedingte Gefügigkeit das Vertrauen der französischen Machthaber erworben hatte und von diesen an die Stelle des politisch bedenklichen Italieners gebracht worden war, der bis zum Abschluß des Bardo-Vertrages (12. Mai 1882) als Dragoman tätig gewesen war. Eine ziemlich mühsame Unterhaltung füllte die halbe Stunde bis zum Erscheinen Conversanos aus, der an der Audienz teilnehmen sollte. Der „General" (der niemals Soldat gewesen war und nie von einer Waffe Gebrauch gemacht hatte) berichtete über seine „diplomatische" Vergangenheit und die beiden Reisen, die ihn nach Europa geführt hatten. Das eine Mal war er im Auftrage des verstorbenen Bey in Marseille gewesen, um Geldgeschäfte zu ordnen, das andere Mal in Athen, wo es die Überreichung eines Ordens an den König Georgios gegolten hatte und wo der tunesische Envoyé extraordinaire mit den Schrecken des „nordischen Winters", d. h. mit dem Anblick eines Schneegestöbers bekannt geworden war. Das Lebensinteresse des Biedermannes schienen Orden zu sein, — deren dreizehn waren ihm im Laufe seines tatenreichen Lebens bereits zuteil geworden, ein vierzehnter, die ersehnte Ehrenlegion, stand in direkter Aussicht. Daß ich schon nach einiger

Digitized by Google

Zeit in die Lage kam, für eine Nr. 15, die „Commanderie" des Weimarer Weißen Falken, sorgen zu können, ist meiner „Freundschaft" mit dem gutartigen und gefälligen Menschen wesentlich zustatten gekommen.

Die Fahrt nach El Marsa sah derjenigen von Goletta nach Tunis täuschend ähnlich, nur daß wir zum Beschluß derselben einen kleinen Olivenwald und sodann das arabische Villendorf passierten, in dessen Mitte das gartenumgebene Lustschlößchen Sr. Hoheit lag. Bei klingendem Spiel und feierlichem Salut der rotröckigen Leibwache (die dem von einem verlaufenen preußischen Unteroffizier erlernten Rufe „Heraus" gehorchte) hielten wir vor dem Haupttor der ziemlich bescheidenen Residenz, in welcher Se. Hoheit Sidi Ali, „Bey von Tunis und Eigentümer (propriétaire) des Königreichs Tunesien" Hof hielt. Durch eine Hecke buntgekleideter Diener ging es die steile Treppe hinauf in den Audienzsaal. Umgeben von einem Dutzend glänzend uniformierter Offiziere und Beamten, stand der Bey am unteren Ende des mäßig großen Gelasses da, — ein vornehm aussehender alter Herr in landesüblicher Interimsuniform (dunklem Oberrock mit Metallknöpfen, roten Beinkleidern und roter Scheschia). Zu seiner Linken hatten die beiden einheimischen Minister, der sogenannte Premier Muhammed ben Assur und der Staatssekretär (Ministre de la plume) Muhammed Djaluli Posto gefaßt, zur Rechten stand Herr Bompard in französischer Diplomatenuniform. Nachdem Valensi hinter seinem Gebieter Stellung genommen und Bompard das Akkreditiv verlesen hatte, trat ich mit den herkömmlichen drei Verbeugungen vor, um meine „harangue" zu halten, die von dem Dragoman ins Arabische übersetzt wurde. Der Bey antwortete mit einigen Worten, die Valensi übersetzte: seine französische Version war etwa doppelt so lang, wie die arabische Phrase des fürstlichen Sprechers gewesen war. Als ich mit drei abermaligen Verbeugungen zurücktreten wollte, machte der Bey eine Handbewegung, die in Europa Wegwinken, in der orientalischen Welt Heranwinken bedeutet. Wir nahmen Platz, und Seine Hoheit fragte mit liebenswürdiger Würde, ob ich den Kaiser, den Kronprinzen und den Fürsten Bismarck bei gutem Befinden verlassen hätte: der hohe Herr schien anzunehmen, daß ein Mann, dem die Ehre der Akkreditierung an seinem

Digitized by Google

Hofe zuteil geworden, zu der täglichen Umgebung seines Landesherrn und zu den Vertrauten des deutschen Großwesirs gehören müsse. Ohne zu verraten, daß ich unserem Kaiser lediglich vorgestellt worden und daß meine Unterredungen mit dem Kronprinzen und dem Kanzler um Jahr und Tag zurücklägen, murmelte ich eine kurze Antwort, die Valensi in eine langatmige arabische Phrase übertrug: daß die arabische Redeweise der alttestamentlichen entspreche und sich aus Rekapitulationen aller zur Sache gehörigen Vorereignisse aus Fragen und Antworten zusammensetze, war mir damals noch nicht bekannt. Nachdem der Bey den Wunsch ausgesprochen, daß es mir in seinem Lande gut ergehen möge, erhob er sich und wurden wir entlassen. Mir blieb der Eindruck zurück, daß die stattgehabte Prozedur an keinem europäischen Hofe würdiger hätte vonstatten gehen können, als in dem bescheidenen Landhause von El Marsa. Erscheinung und Verhalten des Bey hatten sich wahrhaft fürstlich ausgenommen. Der damals siebzigjährige Herr galt bei Italienern und Franzosen für einen achtungswerten Haushalter und ehrenhaften Charakter, seinen Untertanen für einen ausgezeichneten moralphilosophischen Schriftsteller.

Da bis zum Abgang des nächsten nach Tunis führenden Zuges drei Stunden vergehen mußten und in dem damaligen Marsa lediglich ein ärmliches arabisches Café bestand, mußte ich Bompards Frühstückseinladung annehmen, den vollen Rest des endlosen Vormittags in dem Landhause der französischen Gesandtschaft zubringen und trotz allseitiger Erschöpfung und Uniformsmüdigkeit den neuen Gastfreund und mich selbst mit inhaltlosen Gesprächen langweilen. Gegen zwei Uhr in die Stadt zurückgekehrt, empfing ich die in ihren Uniformröcken ächzend angerückten Kollegen oder deren Vertreter. Von den „Titularen" war nur einer, der italienische Generalkonsul Malmusi, am Ort, — zufälligerweise der einzige Kollege, mit dem ich in eine Art von Freundschaftsverhältnis treten sollte. Der Nachgeschmack, der von dieser ersten Berührung mit der europäisch-tunesischen Gesellschaft zurückblieb, war kein allzu anmutiger. Die Herren, die ich kennen gelernt, waren Welt- und Gesellschaftsmenschen, für welche andere als Handwerks- und Tagesinteressen nicht existierten. Das

Digitized by Google

nämliche galt von den Kollegen, die ich während der folgenden Wochen kennen lernte. Die meisten von ihnen waren Südeuropäer. Zu ihnen zähle ich auch den liebenswürdigen alten Österreicher Soretitsch, einen in Wien erzogenen Kroaten, der sein halbes Leben im Orient zugebracht hatte und der mir trotz aller sogenannten Gemütlichkeit wie ein deutschredender Italiener vorkam. Den neuernannten englischen Konsul Sandwith lernte ich erst wenige Wochen später kennen und schätzen, da derselbe erst im Oktober das neue Amt antrat. Von der Schwierigkeit, mit romanisch gebildeten Menschen in nähere Beziehung zu treten, hatte ich, der ich mich für einen halben Kosmopoliten halten durfte, damals keine Vorstellung. Um zu wissen, was der Verkehr mit Menschen bedeutet, deren moralische und intellektuelle Bildung von der unserigen verschieden ist, muß man dauernd auf sie angewiesen sein, muß man erfahren haben, was es heißt, bei seinen „guten Freunden" weder auf dieselben moralischen Voraussetzungen noch auf dieselben Vorstellungen vom Gehalt des Lebens und von der Natur des Wahren und Schönen rechnen zu dürfen. Wovon mit Menschen reden, die wesentlich bei dem Vergnügen des äußeren Lebens stehen bleiben, zu denen die Namen Goethe und Schiller, Beethoven und Mozart, Luther und Kant niemals gedrungen und denen die Geister ihres eigenen Volkstums kaum den Namen nach bekannt sind. Was mit Menschen anfangen, bei denen man in den Verdacht der Pedanterie und Ideologie gerät, wenn man statt Flaubert und Zola Voltaire, Rousseau und Taine für die bedeutendsten Männer der französischen Literatur hält und Herrn Crispi unter die Staatsmänner zweiter oder dritter Klasse rechnet? Selbst für das bißchen Politik, dessen Erörterung unter Vertretern internationaler Interessen unvermeidlich ist, fehlten die allgemeinen Gesichtspunkte so vollständig, daß man zu dem Glauben gebracht werden konnte, der Mensch fange allenfalls bei den Italienern an, aber keinenfalls bei Spaniern, Portugiesen, Griechen usw. Dazu kamen gesellschaftliche Gewohnheiten, die mit denjenigen nordisch gearteter Menschen (einschließlich der Franzosen) so gut wie nichts gemein hatten. Die meisten meiner neuen Bekannten hatten im Orient die Gewohnheit angenommen, in engen, dunkeln Wohnungen halb träumend dazuliegen, die Zeit zwischen Mahlzeiten und lässig be-

Digitized by Google

sorgten Geschäften zu teilen, Sparsamkeit für die höchste aller menschlichen Tugenden anzusehen und demgemäß allem aus dem Wege zu gehen, was zu pekuniären Aufwendungen oder zu Störungen der Bequemlichkeit führen konnte. Wesentlich nach Gesichtspunkten der Bequemlichkeit wurden auch die tiefgreifenden Umgestaltungen beurteilt, welche seit Einrichtung des französischen Protektorats in Tunis Platz gegriffen hatten. Die älteren Kollegen sahen es als Verletzung von Recht und Herkommen an, daß dem Unfug der Konsulargerichtsbarkeit und der Herrschaft der Privilegien Eintrag getan worden war, deren die ausländischen Vertreter sich zum Schaden des Landes „in der guten alten Zeit" erfreut hatten. Bei den vor die Konsulargerichte gebrachten straf- oder zivilgerichtlichen Klagen war es allein darauf angekommen, die eigenen „administrés" zu schützen und dadurch das Prestige des betreffenden Landes und seines Repräsentanten zur Geltung zu bringen. Noch während der letzten Zeiten der alten, erst vor wenigen Monaten außer Kraft getretenen Ordnungen war es vorgekommen, daß der griechische Konsul eine wiederholt auf frischer Tat ergriffene Bande hellenischer Diebe und Räuber so lange „unschuldig" befunden hatte, bis er in Verdacht geriet, „stiller Kompagnon" dieses Einbrechergeschäfts zu sein. Als der Unfug allzu offenkundig geworden war, hatte man diesen Ehrenmann versetzt und ihm einen Nachfolger gegeben, der seine Zollfreiheit zu einem schwungvollen Schleichhandel mit Takruri (dem nordafrikanischen Opium) benutzte. Ein anderer Kollege derselben Nationalität hatte Masseneinfuhr und Handverkauf von Zigarren zu seiner Spezialität gemacht und dieses lukrative Gewerbe erst aufgegeben, als der Pächter des Tabakmonopols in Paris klagbar geworden war. Und dieselben Leute, die das erzählten, — an ihrer Spitze unser eleganter Doyen, der spanische Geschäftsträger und Generalkonsul — wurden nicht müde, die gute alte Zeit zu preisen und von jeder politischen Wendung die Wiederbringung dieser Saturnia regna zu erhoffen. Machte man geltend, daß die auf 47 gesunkene tunesische Staatsschuld seit dem Erscheinen der Franzosen auf Pari gebracht worden sei und daß die nämlichen Steuern, die früher an den Händen spitzbübischer Minister und Gouverneure kleben geblieben seien, gegenwärtig dazu ausreichten, den Bey und sämt-

Digitized by Google

liche Beamte zu bezahlen, die öffentliche Schuld zu verzinsen und fünf bis sechs Millionen Francs auf Straßen- und Hafenbauten zu verwenden, so war die Antwort ein Achselzucken und das stereotype: Mais notre position était incomparable.

Ungefähr wie die Herren Kollegen, urteilten auch die Kaufleute und sonstigen Mitglieder der ancienne bonne société de Tunis. Zumeist Nachkommen vor langer Zeit eingewanderter Italiener und Südfranzosen (die nach Widerruf des Edikts von Nantes etablierte Firma Chapelier feierte im Jahre 1887 ihr dreihundertstes Jubiläum), hatten diese Herren in der guten alten Zeit mühelos große Gewinne eingeheimst, als Mitglieder der internationalen Schuldenkommission auf die Zollverwaltung nachhaltigen Einfluß geübt, dank dem Einfluß ihrer Konsuln Schwarz zu Weiß und Weiß zu Schwarz gemacht und ihre regelmäßige Tätigkeit auf den einen Wochentag beschränkt, an welchem die Post eintraf und abging. Das hatte sich seit dem „unglücklichen" Jahre 1881 in traurigster Weise verändert. Aus dem einen Arbeitstage waren deren vier bis fünf geworden, an die Stelle der guten Freunde von den Konsulargerichten französische Magistrate getreten, — die Zöllner unnachsichtig geworden und gleichzeitig so zahlreiche Konkurrenten in das Land geströmt, daß es das Geschäft kaum mehr verlohnen sollte. Daß das Land als solches gewonnen habe, konnte niemand in Abrede stellen und wurde überdies durch das alljährliche Wachstum des Einwandererstroms bezeugt, der sich aus Kalabrien und Sizilien in das Innere Tunesiens ergoß und — nicht eben zur Zufriedenheit der Franzosen — die numerische Stärke des italienischen Elements binnen weniger Jahre auf das Doppelte des früheren Bestandes gebracht hatte. Nichtsdestoweniger war die Unzufriedenheit eine allgemeine, und hatte es für den deutschen Vertreter eine gewisse Schwierigkeit damit, seine Beziehungen zu den französischen Herren des Landes und zu den italienischen Gegnern derselben (unsern Verbündeten) in einem gewissen Gleichgewicht zu halten.

Es versteht sich von selbst, daß die ersten Berührungen mit der neuen Umgebung von dem allem nur einen Vorgeschmack gaben und daß Wochen vergingen, bevor eine Orientierung in dieser eigentümlich gearteten Welt möglich wurde. Zur Verarbeitung der

Digitized by Google

gewonnenen Eindrücke blieb überdies wenig Zeit übrig, wo es die Reinigung eines ganzen Augiasstalles verfahrener kleinerer Geschäfte und die Anknüpfung von Verbindungen mit einer ganzen Anzahl von Personen galt, die mir (mit Recht oder Unrecht) als wichtig bezeichnet worden waren. Noch war ich mit diesen Dingen beschäftigt, als politische Ereignisse eintraten, deren Beziehung auf Tunis allerdings höchst problematisch erschien, die die öffentliche Meinung indessen in ungewöhnlichem Maße beschäftigten. An dem Sonntage, der auf meine Ankunft folgte, ließ sich frühmorgens ein auf einer Urlaubsreise begriffener türkischer Offizier bei mir melden. Dieser Herr berichtete, daß nach Nachrichten, die aus Konstantinopel eingetroffen seien und die seit gestern abend in allen arabischen Kaffeehäusern eifrig erörtert würden, ein gefährlicher Konflikt zwischen der Pforte, dem Fürstentum Bulgarien und dessen russischen Beschützern ausgebrochen sei, daß man sich am Goldenen Horn auf einen Krieg einrichte und daß der Sultan alle im Auslande lebenden türkischen Untertanen unter den Schutz der deutschen Gesandten und Konsuln gestellt habe. „Unser Sultan," fügte er hinzu, „macht es ebenso, wie der Sultan von Marokko es gemacht hat, dessen Untertanen von euch beschützt werden." Daß mein Amtsvorgänger Nachtigal sich gelegentlich marokkanischer Bekannten angenommen hatte und daß daraus irrtümliche Schlußfolgerungen gezogen worden waren, war mir bereits zu Ohren gekommen — alles weitere hielt ich für Fabel. So verstand sich von selbst, daß ich den Türken gerade so abwies, wie ich es Tags zuvor mit einem bei mir erschienenen Marokkaner getan hatte, und daß ich hinzufügte, es seien mir keine auf die Untertanen des Padischah bezüglichen Weisungen zugegangen. Eine Stunde später brach ich nach El Marsa auf, um dem Kardinal Lavigerie, dem Bruder des Bey, Sidi Tajeb, und den beiden an demselben Orte lebenden tunesischen Ministern den Antrittsbesuch zu machen. Im Eisenbahnwagen traf ich den Prokureur des französischen Tribunals, einen Elsässer, der mir sofort mitteilte, daß Fürst Alexander von Bulgarien sich zum Beherrscher von Ost-Rumelien habe machen wollen und daß daraus Komplikationen mit Rußland entstanden seien, deren Natur sich aus den in der Frühe eingegangenen telegraphischen

Digitized by Google

Meldungen nicht recht ersehen lasse, die unter der arabischen Bevölkerung indessen das größte Aufsehen erregten. Merkwürdigerweise seien bereits vor Eingang des bezüglichen Pariser Telegramms beunruhigende Gerüchte in die einheimische Bevölkerung gedrungen und (wie der Chef der Polizei berichte) am gestrigen Abend eifrig diskutiert worden. Noch bevor ich das Palais Lavigeries erreicht hatte, ging mir eine andere Meldung zu, von welcher Akt genommen werden mußte. Der mit seinem Bruder, dem Bey, zerfallene Prinz Tajeb (den die Franzosen als Schreckbild auszuspielen pflegten, so oft Sidi Ali sich ihren Wünschen nicht ohne weiteres fügen wollte) hatte plötzlich den Entschluß gefaßt, nach Paris zu reisen und die dazu erforderliche Erlaubnis des Residenten bereits eingeholt. „Cette démarche passe pour un nouveau pas vers l'annexion", hatte der Erzähler dieser Neuigkeit hinzugefügt.

Während ich diesen Meldungen nachdachte, hielt mein Wagen an dem Tor des Weingartens, in welchem der „Kardinal-Erzbischof und Primas von Afrika" residierte. In der Tür empfingen mich zwei Mönche, die der Kirchenfürst zu meiner Begrüßung gesendet hatte; der eine von ihnen stellte sich als Landsmann (Bayer) vor und redete mich deutsch an. In dem Hauptsaal seines großen, fürstlich eingerichteten Hauses empfing mich der Kardinal, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit langem weißem Bart, dessen gebieterische Erscheinung durch das breite, bis an die Füße reichende Purpurgewand ein außerordentlich stattliches Ansehen gewann. Die Rolle, welche Lavigerie in der Geschichte der französischen Besitznahme Tunesiens gespielt hat, ist so bedeutend gewesen, daß sie im Zusammenhang erzählt werden muß.

Zu Bayonne als Sohn bürgerlicher Eltern geboren, war der nachmalige Kirchenfürst, nachdem er zuerst Professor an der Sorbonne, dann seit 1863 Bischof von Nancy, 1867 Erzbischof von Algier und 1881 apostolischer Vikar von Tunis gewesen, 1882 zum Kardinal und 1884 auch zum Erzbischof von Karthago und Primas von Afrika ernannt worden, und seitdem unausgesetzt bestrebt, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in das damals so gut wie unabhängige Tunesien zu verlegen. In kirchlicher wie in weltlicher Beziehung hatte bis zum Ausgang der siebziger Jahre

Digitized by Google

der italienische Einfluß in der Regentschaft vorgeherrscht. Wie die Mehrzahl in tunesische Dienste getretener europäischer Beamter italienischen Ursprungs war, so waren auch die Kleriker des Landes — an deren Spitze ein apostolischer Vikar stand — Italiener. Dieser Umstand, der Ehrgeiz des italienischen Generalkonsuls Maccio und die zwischen diesem und dem französischen Residenten Rachtan bestehende Feindschaft hatten zu der Katastrophe von 1881 den Anstoß gegeben.

Auf die einzelnen Etappen der Politik, durch welche Frankreich sich zum anerkannten und uneingeschränkten Herrn Tunesiens machte, wird an anderer Stelle näher eingegangen werden. Genug, daß den besten Teil der Arbeit, durch welche Frankreich in Tunesien akklimatisiert und der italienische Einfluß an die Wand gedrückt wurde, Lavigerie besorgt hatte. Von nur höchst mäßigem kirchlich-religiösem Eifer erfüllt (er galt für einen entschiedenen Gegner der römischen Zeloten), jeder Zoll ein politischer Mann, an Geist, Landeskenntnis und diplomatischem Geschick der französischen Beamtenschaft weit überlegen und nebenher im Besitz reicher, ihm von französischen Freunden zur Verfügung gestellter Geldmittel, hatte der Kardinal einen Einfluß zu erwerben gewußt, der demjenigen des Gesandten mindestens die Wage hielt. Seine Ratschläge waren bei den Verhandlungen mit der tunesischen Regierung ebenso maßgebend gewesen wie bei den Auseinandersetzungen mit den Italienern, deren schwache Seiten er so geschickt zu schonen wußte, daß er als ihr Freund erschien. Dem greisen apostolischen Vikar, dem bis zum Jahre 1881 die geistlichen Angelegenheiten unterstellt gewesen waren und auf dem Geldsorgen und Verbindlichkeiten lasteten, deren Vatikan und Quirinal sich nicht annehmen wollten, setzte Lavigerie eine so reichliche Pension aus, daß der alte Mann ihm dabei behilflich war, Landesbischof zu werden und die eine der beiden katholischen Kirchen in die Hände zu bekommen. Im Handumdrehen war dieses vielfach notleidend gewesene Gotteshaus mit tüchtigen, aller Landessprachen kundigen französischen Geistlichen besetzt und die zweite, einstweilen den Kapuzinern gelassene Kirche unter Lavigeries Einfluß gebracht worden. Den Prior wußte der kluge Franzose dadurch zu gewinnen, daß er ihn während seiner zeitweiligen Abwesenheit von Tunis nominell mit der Stellvertretung

Digitized by Google

in der Diözese betraute. Noch einfacher war die Methode, nach welcher der Kardinal das zahlreiche, durch kirchlichen Eifer und reichliche Geldmittel glänzende maltesische Element in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte. Er übertrug dem reichsten und angesehensten Manne dieser Kolonie, einem Bankier, die Besorgung seiner Geldgeschäfte und die Verwaltung seiner städtischen Häuser. Arabern und Mauren hatte der „Papass franças" bereits früher für den mächtigsten und ehrwürdigsten aller Rumi (Europäer) gegolten. Von fürstlicher Freigebigkeit, war Lavigerie stets bei der Hand, wo es die Stillung von Notständen galt; als eifrigster Feind dessen, was aus alter Zeit an Überresten der Sklaverei übrig geblieben war, gewährte er flüchtigen Weibern und Dienern bereitwillig Schutz und Unterkunft. Die Mönche des von ihm auf der Stätte der alten Byrsa begründeten Missionshauses waren die beliebtesten Ärzte, Kranken- und Armenpfleger der weiten karthagischen Ebene; wegen ihrer weißen Mäntel und roten, der arabischen Kopfbedeckung nachgebildeten Mützen galten diese sprachkundigen „frères blancs" den Beduinen der Umgegend für halbe Landsleute. Als Landwirt und Weinbauer im großen Stil beschäftigte der reiche und tätige Kirchenfürst Hunderte von Arbeitern der verschiedensten religiösen Bekenntnisse, ohne sich jemals auf Torheiten der kirchlichen Propaganda einzulassen, und als Mann von Bildung übte er auf die von seinen Mönchen und Nonnen geleiteten Schüler einen so verständigen Einfluß aus, daß die Italiener die Überlegenheit dieser Anstalten über ihre Institutionen nicht in Abrede stellen konnten. Das auf diese Weise gewonnene Prestige wußte Lavigerie auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Auf der Höhe von Karthago ließ er eine Kathedrale bauen, die die übrigen Kirchenbauten der Landschaft an Umfang und Stattlichkeit weit übertraf; die beiden ihm gehörigen Paläste aber waren die einzigen europäischen Bauwerke, die diese Bezeichnung verdienten.

In dem größeren dieser beiden Paläste hatte der Kardinal seinen ständigen Sitz genommen, und hier war es, wo er mich empfing. Nach Art geistlicher Herren gewöhnt, sich vornehmlich selbst zu hören, sprach er sich bei dieser Gelegenheit so reichlich aus, daß ich der Mühe einer Antwort auf seine Fragen nahezu überhoben war. Nachdem er mir einige freundliche Worte gesagt

Digitized by Google

und die Hoffnung ausgesprochen hatte, es werde die mir durch einen Landsmann vermittelte Bewillkommnung als Unterpfand seiner freundschaftlichen Gesinnung angesehen werden, setzte Lavigerie in offenbar präparierter Rede auseinander, daß er sich voll und ganz auf den Boden der durch die Berliner Afrika-Konferenz geschaffenen Verhältnisse gestellt habe, daß er Deutschlands dominierende Stellung im Südosten des schwarzen Weltteils bereitwillig anerkenne, und daß er überzeugt sei, Fürst Bismarck werde dem an der Grenze des deutschen Besitzes bestehenden französischen Missionshause seinen Schutz nicht vorenthalten. Unter den Genossen dieses Hauses befinde sich zudem ein Deutscher, der P. Blum. Auch im übrigen lasse sich annehmen, daß unsere Politik mit den Absichten im Einklang stehe, die er, der Kardinal, seinerseits verfolge und die sich vornehmlich auf Unterdrückung des Sklavenhandels und Bekämpfung der Elefantenjagd gerichtet hätten. Sklaven- und Elefantenjäger seien als die gefährlichsten Feinde aller Kultur in Afrika anzusehen. — Über diesen Gegenstand ließ der Kardinal sich so gründlich und in so anziehender Weise aus, daß die für den Abgang des Zuges nach Tunis bestimmte Stunde da war, bevor zu einem anderen Thema übergegangen werden konnte. Von der Bedeutung des Mannes hatte ich einen so entschiedenen Eindruck gewonnen, daß ich seine Aufforderung, behufs Befestigung unserer Bekanntschaft in Bälde wiederzukommen, bereitwillig annahm.

Unvergeßlich ist mir die abendliche Rückfahrt in die etwa zwei Meilen entfernte Stadt geblieben. Um den Bahnhof von El Marsa wogte es von Spaziergängern und Reitern, deren bunte Trachten die im Abendrot schimmernde Landschaft auf das anmutigste belebten, das Meer spielte in tausend unvergleichlichen Farben, und die auf dasselbe herabsehenden Berge zeigten ein geradezu zauberhaftes Dunkelviolett. Hinter den beiden Gipfeln des Bukornein (der lebhaft an den Vesuv erinnerte) ragte die silbergraue Masse des Dschebell-Arsari hervor, weiter nach Osten wie ein majestätisches Gewölk die unvergleichlichen Gebirgsgruppen des Zaguan (mons Zagitanus). Die aus der blaugrünen Flut emportauchende Spitze von Zimbra gab den Herrlichkeiten Capris kaum etwas nach; jenseits des grauen Salzsees, an dem der Zug vorbeieilte, aber lag Tunis ausgebreitet, dessen weiße Mauern und Minaretts vom

Digitized by Google

roten Abendschein übergossen wurden. Und damit nirgends die großen Schatten des Altertums fehlten, das den Stätten des alten Karthago die historische Weihe verleiht, wurden zur Rechten des Beschauers die Ausläufer des mächtigen, sieben Meilen langen Aquädukts sichtbar, den Kaiser Hadrian vom Zaguan zur Hauptstadt seiner afrikanischen Provinz hatte führen lassen. So mächtig sind die Bogen dieses gigantischen Bauwerks gespannt, daß die Kamele der unter denselben hinwegziehenden Karawanen wie Zwerge erscheinen und daß der mit vier Pferden bespannte Wagen bequem durch dieselben seinen Weg nehmen konnte. In die ruhig daliegende Stadt und meine einsame Behausung zurückgekehrt, war ich durch die empfangenen Eindrücke so lebhaft bewegt, daß ich statt an den Arbeitstisch auf das flache Dach des Hauses ging, um über das tunesische Häusermeer hinweg „letzten Sonnenblick" zu schauen. Noch war die europäische Verunstaltung der Stadt so wenig bemerkbar, daß kein spitzes Dach das Auge beleidigte und daß man im Osten die Byrsa von Karthago und das hinter derselben glitzernde blaue Meer, im Westen die Kasbah (Zitadelle) der Stadt ungehemmt wahrnehmen konnte.

Als ich andern Morgens über einem Bericht saß, der der Unterredung mit dem Kardinal gelten sollte, wurde der italienische Generalkonsul gemeldet. Die am Montag vormittag fällige Post war noch nicht eingetroffen und von dem freundlichen Nachbar zu einem Morgenbesuch die Veranlassung genommen worden, der sich bis zur Mittagsstunde ausdehnte. Im übrigen der anspruchsloseste aller Menschen, fand der Kollege meine Hamburger Zigarren unwiderstehlich. Das Gespräch wandte sich der Persönlichkeit des Kirchenfürsten zu, den ich tags zuvor kennen gelernt hatte und mit dem Signor Malmusi in Beziehung stand. Trotz oder wegen der gespannten Beziehungen, die zwischen Vatikan und Quirinal bestanden, und ohne Rücksicht darauf, daß Italien zu der französischen Oberherrschaft über Tunesien in einem nichts weniger als freundlichen Verhältnis stand, legte Lavigerie Gewicht darauf, mit dem Vertreter dieser unliebsamen Macht auf bestmöglichem Fuße zu stehen. Seiner Versicherung nach war der Kardinal in politischer wie in nationaler Beziehung auf möglichste Abschwächung der zwischen den beiden lateinischen Staaten bestehenden Gegen-



Digitized by Google

sätze bedacht und von der Überzeugung durchdrungen, daß Frankreich und Italien ebenso zueinander gehörten wie Papsttum und moderner Staat. Trotz gelegentlicher heftiger Zusammenstöße mit der „gottlosen" Pariser Regierung (so erzählte Malmusi) arbeite der Kardinal mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit an der Aussöhnung Leos XIII. mit der republikanischen Staatsform und habe es durchzusetzen gewußt, daß die Kirche mindestens in Tunesien als Verbündete der französischen Sache behandelt und respektiert werde. Auch die beschränktesten unter den aus Paris entsendeten Beamten hätten nicht in Abrede stellen können, daß Lavigerie der Trikolore größere Dienste geleistet habe, als irgendeiner der in Tunis tätig gewesenen militärischen oder diplomatischen Agenten der Republik. Weiter erzählte Malmusi, daß der Kardinal nur mit einem französischen Machthaber der letzten Zeit auf feindlichem Fuß gestanden habe, mit dem General Boulanger, der dem Namen nach noch gegenwärtig Oberkommandierender in Tunesien sei, seit mehreren Wochen indessen in Paris weile und nicht wieder zurückkehren werde. Trotz einer gewissen persönlichen Liebenswürdigkeit sei dieser General ein homme impossible, mit dem weder Lavigerie noch der Generalresident Cambon hätten auskommen können und der die Schuld daran trage, daß das zwischen Militär und Zivilbeamten Frankreichs bestehende Verhältnis außerordentlich viel zu wünschen übrig lasse. In den kleinen Städten der Regentschaft sei es dahin gekommen, daß Offiziere und französische Zivilbeamte nicht mehr die nämlichen Kaffeehäuser besuchten, einander wo immer möglich aus dem Wege gingen usw.

Die Veranlassung dieses „Ressortkonflikts" war mir bereits früher bekannt geworden, da sie erst um wenige Wochen zurücklag und in gewissen Kreisen das Tagesgespräch bildete. Kurz vor dem Tage des französischen Nationalfestes, — irre ich nicht, am 10. Juli (1885) — hatte ein französischer Offizier die Vorstellung einer wandernden italienischen Schauspielergesellschaft in brutaler Weise gestört und einer der Sängerinnen einen Strauß nasser Gräser ins Gesicht geworfen. Von einem anwesenden Italiener (dem Sohne eines reichen Schlächters) auf das Unpassende dieses Benehmens hingewiesen, hatte der junge Tor demselben einige Schimpfworte an den Kopf geworfen, die von den Umstehenden gehört und mit

Digitized by Google

vernehmlichem Murren aufgenommen wurden. Als der Offizier nach Beschluß der Vorstellung seinen Heimweg antrat und dabei von einigen Kameraden begleitet wurde, versetzte der Italiener dem frechen Burschen auf offener Straße ein paar schallende Ohrfeigen, die von einer so drohenden Haltung des Publikums begleitet wurden, daß keiner der anwesenden Offiziere auch nur die Hand zu erheben wagte und daß der Geohrfeigte unter höhnenden Bravorufen der anwesenden Italiener und Araber abziehen mußte. Auf die Kunde von diesem Vorgang ließ Boulanger ohne jede vorgängige Besprechung mit den Zivilautoritäten einen Tagesbefehl öffentlich anschlagen, der den Offizieren und Mannschaften vorschrieb, sich nicht anders als paarweise und bewaffnet auf der Straße zu zeigen und bei dem geringsten Vorkommnis von ihren Waffen rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Der Eindruck, den dieser Willkürakt auf den Generalresidenten Cambon machte, errät sich von selbst. Am Vorabend der Nationalfeier eine Kompetenzverletzung, die zu einem bösen Konflikt führen mußte und die sofort von den Vertretern der übrigen Mächte ausgebeutet wurde. Malmusi (der interimistisch die Funktionen des beurlaubten englischen Konsuls besorgte) erklärte sich außerstande, an der gedachten Feier teilzunehmen, indem er hervorhob, daß die durch den General geschaffene bedenkliche Lage ihm unmöglich mache, auch nur für einen Augenblick das Konsulat zu verlassen, „wo die Verantwortung für die Sicherheit von 15 000 Italienern und 6000 Maltesern seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehme". Seinem Beispiele folgten die übrigen auswärtigen Vertreter, und die Franzosen kamen in die peinliche Lage, ihr Fest unter sich feiern zu müssen, — soweit die zwischen den beiden Oberhäuptern herrschende Spannung es überhaupt zu einer Feier kommen ließ. Cambon wußte dafür eine doppelte Revanche zu nehmen: auf Grund eines von ihm erstatteten Berichtes wurde dem Oberkommandierenden bedeutet, daß Erlasse von politischer Tragweite allein dem Generalresidenten zuständen, — das von dem geprügelten Offizier angerufene tribunal civil aber ließ es bei einer dem handfertigen Italiener auferlegten unbedeutenden Geldstrafe bewenden. Wenig später wurde Boulanger veranlaßt, eine Urlaubsreise nach Frankreich anzutreten, von der alle Welt



Digitized by Google

wußte, daß sie die von den Herren Cambon und Lavigerie bewirkte Abberufung des brave général bedeute. Seine auf diesen Gegenstand bezügliche Erzählung beschloß Malmusi mit einem Hinweis auf die eigentümliche Natur der Beziehungen des Kardinals zu den Vertretern der verschiedenen Staaten. „Mit dem englischen und dem deutschen Kollegen hat Se. Eminenz stets auf intimem Fuß gestanden, den Spanier behandelt er als nicht vorhanden, seit der Vertreter dieser katholischen Macht ihm einmal in den Weg zu treten versucht hat, — den Österreicher kennt er nicht, weil dieser sich mit einem Besuch en papier begnügte und dann auf Urlaub ging, der Grieche aber ist „unter seiner Würde". Seine Beziehungen zu Cambon sind äußerlich gut, verhindern aber nicht, daß der leidenschaftliche Herr seinen Ärger gegen die kirchenfeindliche Republik mitunter unverblümt zum Ausdruck bringt." Lavigeries Stellung zu den Italienern ist bereits erwähnt worden. Charakteristisch für dieselbe erschien ein Wort, von dem Malmusi mir niemals gesagt hat, von dem ich indessen anderweite Kenntnis erhielt. „Ihr Vorgänger," hat er dem als liebenswürdig und konziliant bekannten Kollegen einmal gesagt, „ist durch sein Verhalten der wahre Urheber des Protektorats geworden. Folgen Sie seinem Beispiel, so kann aus dem Protektorat eine Annexion werden."

Was ich während der ersten Wochen meines Aufenthaltes in Tunis über Lavigerie in Erfahrung gebracht, ist mir durch Erlebnisse der Folgezeit bestätigt worden. Die Aussöhnung zwischen dem päpstlichen Stuhl und der Pariser Regierung, an welcher der Kardinal damals arbeitete, ist durch ein in seinem Hause gefeiertes militärisches Fest zum ersten förmlichen Abschluß gebracht worden. Ich hatte Tunis damals bereits verlassen, wurde durch die bezüglichen Zeitungsmeldungen indessen lebhaft an die Dinge erinnert, die ich selbst erlebt hatte. Ganz glatt war es mit dem durch Lavigerie besorgten Vermittelungsgeschäfte begreiflicherweise nicht vonstatten gegangen, die Geduld des bei aller Umsicht leidenschaftlichen Mannes vielmehr auf einzelne harte Proben gestellt worden. Eine derselben habe ich direkt erlebt. Irre ich nicht, so war es im Jahre 1888, daß ich den Kardinal bei Gelegenheit eines Abschiedsbesuches (er war im Begriff, auf

Digitized by Google

einige Zeit zu verreisen) in heftiger Erregung darüber antraf, daß die Deputiertenkammer den der Erzdiözese Algier-Karthago bewilligten Zuschuß von einigen hunderttausend Francs gestrichen hatte. „Je me moque bien de cette bêtise," begann er die Unterhaltung. „Une seule quête me rapportera plus que cette bagatelle." Was ihn verdroß, war die Undankbarkeit für seine der französischen Sache erwiesenen Dienste, die größer seien als alle Leistungen „dieser Beamten". Die Ausdrücke, in denen er sich dabei erging, waren so stark gewesen, daß er, nachdem wir Abschied genommen, einen seiner Domherren zu mir sandte und mich ersuchen ließ, „wenn ich einen Bericht über das Gespräch für notwendig hielte, sollte ich denselben chiffriert erstatten, um etwaigen Indiskretionen vorzubeugen und ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen" — ein Verlangen, dem ich selbstverständlich entsprach.

Lavigerie war der bedeutendste Mann, den ich in Afrika kennen gelernt habe. Er ist mir stets als der Typus eines wirklichen, diese Bezeichnung vollauf verdienenden Kirchenfürsten erschienen. Zunächst und vor allem Kirchen*politiker*, war er von jedem Fanatismus frei und einer der wenigen französischen Prälaten, die von Wesen und Bedeutung des Protestantismus eine deutliche Vorstellung besaßen. In gelegentlichen Gesprächen über kirchliche und religiöse Dinge urteilte er mit bewunderungswürdiger Freiheit über die Vergeblichkeit direkter Missionsbestrebungen unter den Bekennern des Islams, über das Halbheidentum der Malteser und ihre Bigotterie usw. *Seine* Missionsbestrebungen waren wesentlich humaner Natur. Durch Bekämpfung der Sklaverei, werktätige Armenpflege, Beschützung von Frauen und unschuldig Verfolgten werde der Christianisierung ungleich wirksamer vorgearbeitet, als durch propagandistische Predigten und überstürzte Bekehrungen, die ihren eigentlichen Zweck niemals erreichten. Während der ersten Zeit meiner Tätigkeit in Tunis, wo die evangelische Seelsorge durch einen in die Dienste der britischen Judenmission getretenen ebenso unwürdigen wie bornierten Deutschen wahrgenommen wurde, habe ich den Unterschied zwischen unseren Durchschnittsgeistlichen und Männern vom Schlage Lavigeries nur allzu peinlich empfunden. Auch die Mehrzahl der übrigen katholischen Geistlichen der Stadt war mit Geschick und Umsicht ausge-

Digitized by Google

wählt. Als liebenswürdigster und gebildetster derselben erschien mir der dem Missionshause von Karthago angehörige P. Delâtre, ein gelehrter Herr, der um die Ausgrabungen auf der Byrsa und der Nekropolis des römischen und angeblich auch des punischen Karthago anerkannte Verdienste erworben hatte und mit dem sich vortrefflich verkehren ließ.

Zum Verkehr solcher Art war während der ersten Wochen nach Übernahme des neuen Amts übrigens nur wenig Gelegenheit. Abgesehen davon, daß die Mehrzahl aller höheren Beamten die heiße Jahreszeit in Europa verbrachte und daß die sommerliche Glut jede Bewegung außerhalb der kühlen Konsulatsräume erschwerte, galt es die Beseitigung der entsetzlichen Unordnung, welche seit der Entsendung Nachtigals über die Kanzlei hereingebrochen war, und die Orientierung innerhalb der deutschen Kolonie. Unsere Kolonie reduzierte sich auf ein Vierteldutzend deutscher und schweizerischer Kaufleute (die Schweizer standen unter unserem Schutz), einige Handwerker und eine Anzahl zweifelhafter Existenzen, von denen niemand genau wußte, ob sie als Glücksritter oder als flüchtige Missetäter ins Land gekommen seien. Nähere Beziehungen konnten nur mit einzelnen unserer Schutzbefohlenen, dem trefflichen Bankier Krieger (einem Heidelberger), dem uns später nahe befreundeten Kaufmann Würth (Graubündener) und dem Agenten von Knapp (einem Kölner, der später Konsulatssekretär wurde) angeknüpft werden. Zum Stamme der Kolonie gehörten außerdem noch der Uhrmacher Kloth, ein liebenswürdiger und gebildeter Mecklenburger, der Augenarzt und interimistische Konsulatssekretär Dr. Kunitz und ein Maler. Dieser stammte aus einer kleinbürgerlichen, aber wohlhabenden Berliner Kaufmannsfamilie, war auf einer „Kunstreise" in Goletta hängen geblieben und so vollständig orientalisiert worden, daß er in dem kleinen Hafenorte seit zwölf Jahren lebte, vornehmlich Jagd und Fischfang trieb, je nach Umständen mit durchreisenden Europäern, maltesischen und italienischen Matrosen oder Arabern sein Wesen trieb, — wenn ihm das Geld ausgegangen war, wohl auch zum Pinsel griff, dabei aber ein in seiner Weise anständiger Mensch geblieben war. Im vierzehnten Jahre dieser Existenz ergriff den verlorenen Sohn plötzlich unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimat, die am Mühlen-

Digitized by Google

damm ansässige Mutter mußte Reisegeld schicken, und der abenteuerliche Golettaner nahm feierlichen Abschied von uns, um (wie er sagte) in Berlin wieder „ordentlicher Mensch zu werden". Ob diese Absicht in Ausführung gebracht worden ist, weiß ich nicht — gerüchtweise verlautete zu Anfang der neunziger Jahre, als ich Tunis längst verlassen hatte, daß er plötzlich in Tripolis aufgetaucht sei und die Absicht ausgesprochen habe, in das „alte Loch", d. h. nach Goletta, zurückzukehren.

Außer diesen Landsleuten gab es in Tunis noch einen „Deutschen", der kein Wort Deutsch konnte, seines Zeichens tunesischer Jude, d. h. Halbaraber war, sich nichtsdestoweniger aber rühmen durfte, sich im Besitz des Berliner Bürgerrechts zu befinden. Die Ehre seines Besuchs erwies dieser Wundermann mir bereits bald nach meiner Ankunft. Eingeführt und empfohlen durch seinen besonderen Gönner, den Kawassen „Allelah ben Mustafa" (wie der verschmitzte Bursche sich auf seinen freigebig verteilten Karten nannte), trug J. S. mir eine lange und abenteuerliche Prozeßgeschichte vor, deren ruhmreichen, für „alle Teile" gleich vorteilhaften Abschluß er von mir erwartete. Dem Berichte über diese Geschichte muß ein Abriß der Abenteuer vorausgeschickt werden, die den in einem kleinen tunesischen Provinzialnest geborenen jüdischen Mann zum Deutschen und Berliner Bürger gemacht hatte.

S. war einer der sechs Brüder des „berühmten" N. N., von dem ich zwar noch niemals etwas gehört hatte, dessen Ruhm aber noch lange in Tunis und Umgegend gelebt haben soll. Dieser eigentümliche Herr war trotz vollständiger Unbekanntschaft mit den Künsten des Lesens und Schreibens seinerzeit der bedeutendste Finanzmann der Regentschaft und als solcher Makler und Vertrauter eines unter der Herrschaft Muhamed-Zadok-Beys allmächtigen „Usirs" (Wesirs) gewesen. Von den ungeheuren Summen, die der Wesir zu erpressen gewußt, war auf seinen Ratgeber ein so erheblicher Teil gekommen, daß dieser zu Ende der siebziger Jahre auf sieben Millionen Piaster ($3^1/_2$ Millionen Mark) geschätzt wurde. Einem jüdischen Mann, der Untertan des Bey war, konnte der Besitz eines so erheblichen Vermögens unter Umständen höchst gefährlich werden. Abgesehen davon, daß die Barbareskenfürsten sich auf die Kunst des faire regorger ebenso gut, wenn nicht besser

Digitized by Google

verstanden, als weiland Napoleon I., mußte mit der Möglichkeit eines Thronwechsels und eines jähen Sturzes des „Usirs" gerechnet werden: daß in solchen Fällen mit dem Herzog auch der Mantel fiel, verstand sich unter den gegebenen Umständen von selbst. Die einzige Möglichkeit, vor Wendungen solcher Art sichergestellt zu werden, bestand in der Erwerbung des Schutzes einer fremden Macht. Eines solchen teilhaft zu werden, wäre für den reichen Geschäftsmann ein leichtes gewesen, wenn dieser nicht hätte fürchten müssen, sich dadurch die Ungnade seines Landesherrn zuzuziehen. N. N. versuchte es darum mit einem neuen Auskunftsmittel, und zwar einem solchen, das seinem Scharfsinn alle Ehre machte. Staatskluge Freunde hatten ihm gesagt, daß Deutschland zum mächtigsten Staate Europas, der „Usir Prussian" (deutsche Kanzler) zum berühmtesten aller zeitgenössischen „Rumi" (Römer-Europäer) geworden sei: Von diesem großen Manne ausgestellte Pässe (Schutzbriefe) sollten stärker als alle anderen sein und dabei ebenso unschwer wie geräuschlos erlangt werden können, wenn man eine Weile in dem Lande des preußisch-deutschen Sultans gelebt habe. Unter dem Vorgeben, ein europäisches Bad gebrauchen zu wollen, begab sich N. N. im Jahre 1877 mit Weib, Kind und sechs Brüdern nach Berlin, wo er längere Zeit zubrachte. Geschäftsfreunde aus Marseille führten ihn bei Herrn von Bleichröder ein, der den reichen und ansehnlichen Glaubensgenossen dem Berliner Polizeipräsidium so wirksam zu empfehlen wußte, daß dem Gesuch desselben um Aufnahme in den deutschen Staatsverband nach etwa sechswöchiger Frist anstandslos entsprochen wurde. Ob es richtig ist, daß (wie man in Tunis erzählte) seine Frau in Berlin einen Diamantenluxus entwickelte, „der selbst von der Fürstin Bismarck bemerkt worden", und daß die Schwäger der Dame behufs Beseitigung aller Zweifel an dem Ernst ihrer deutschen Niederlassung in der Grünen Straße einen Kramladen eingerichtet hätten, mag ununtersucht bleiben. Genug, daß die sieben Brüder nach einigen Monaten als deutsche Staatsangehörige in die Heimat zurückkehrten und emphatisch verkündeten, der Staat, in welchem sie Unterkunft gefunden, sei der mächtigste und reichste des gesamten Landes der Römer.

N. N. hatte von seiner Reise aber noch anderes als den „stärk-

Digitized by Google

ſten aller Päſſe" mitgebracht. Dem hellhörigen Geſchäftsmann war in Berlin erzählt worden, auf dem daſelbſt abgehaltenen Friedenskongreſſe von 1878 ſei von der Möglichkeit einer franzöſiſchen Beſitznahme Tuneſiens die Rede geweſen, und der allmächtige „Uſir Pruſſian" habe ſich derſelben günſtig gezeigt. Darauf gründete er ein weitausſehendes Finanzprojekt. Dank der Mißwirtſchaft Mohammed-Zadok-Beys und ſeiner Beamten war die tuneſiſche Staatsſchuld unter die Hälfte ihres Nennwerts geſunken und ſo diskreditiert worden, daß ein weiterer Rückgang unzweifelhaft erſchien. Von politiſchen Dingen wußte der vieljährige Vertraute des leitenden beylikalen Miniſters genug, um ſich ſagen zu können, daß Frankreichs Niederlaſſung in der Regentſchaft von den übrigen europäiſchen Mächten nur zugelaſſen werden würde, wenn die neue Schutzmacht die Garantie für die tuneſiſche Staatsſchuld übernehme und daß ſolche Übernahme mit der Wiederherſtellung des Pariwerts dieſes Papiers gleichbedeutend ſein werde.

Dementſprechend wurde operiert. Er verpfändete ſein geſamtes Vermögen bei dem Credit Lyonnais, um mit dem Erlöſe tuneſiſche Staatspapiere zu kaufen, mit dieſen anderweite Geſchäfte zu machen und auf ſolche Weiſe (wie die Tuneſen ſagten) „Dutzende von Millionen" der tuneſiſchen Staatsſchuld in ſeine Portefeuilles zu bringen. Die franzöſiſche Okkupation ließ indeſſen länger auf ſich warten, als der ſchlaue Rechner angenommen hatte. Die tuneſiſchen Titel ſanken tiefer und immer tiefer, der Credit Lyonnais forderte Nachſchüſſe über Nachſchüſſe, und als dieſe nicht mehr geleiſtet werden konnten, wurde zur Exekution geſchritten und der ehemalige Millionär zu gänzlichem Ruin getrieben. N. N., der die Verſteigerung ſeines Hauſes und der Diamanten ſeiner Frau hatte erleben müſſen, ſtarb an gebrochenem Herzen, ſeine Familie verſank in Armut — wenige Wochen ſpäter aber trat das richtig vorausberechnete Ereignis ein, und alsbald nach Abſchluß des Bardovertrages hatte die tuneſiſche Rente die Höhe erreicht, die der Verſtorbene ſeiner Rechnung zugrunde gelegt hatte. „Après nous la danse", wie es in einem bekannten Sprichwort heißt.

Von ſeinen Brüdern war nach dem Tode des Oberhaupts dieſes Geſchlechts nur einer in Tunis geblieben und als Erbe einer großen Tradition in die Würde eines Stammgaſts der Kawaſſen-

Digitized by Google

stube des deutschen Konsulats gerückt. Dem Landesbrauch gemäß vertrieben unsere zumeist vor dem Portal des Hauses müßig dasitzenden Janitscharen sich die Langeweile durch den Besuch ihrer zahlreichen Freunde. Es kam vor, daß Leute, die auf einen Dienst oder auf eine Fürsprache des Konsuls rechneten, dabei nach der Methode des armen Lazarus verfuhren, d. h. Monate hindurch an der Haustür kauerten, um den Protektor in spe dadurch an ihren Anblick zu gewöhnen und im gehörigen Augenblick bei der Hand zu sein. Neben Herrn Mohammed Dhebi — einem deutschredenden Neger, der zwei Jahre lang in Bremen gelebt haben wollte, und unserem sprachkundigen Nachbar, dem jüdischen Mehlhändler, — gehörte J. S. zu den Habitués dieses auserlesenen Kreises, in welchem unaufhörlich geraucht und geschwatzt — bei Gelegenheit übrigens auch eine arabische Zeitung oder ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" vorgelesen wurde. Seine Beziehung zu mir glaubte dieser sonderbare Bittsteller nicht zweckmäßiger eröffnen zu können, als durch Überreichung einer „Antike" — eines Rings mit geschnittenem Stein, dessen außerordentlicher Wert meinem Kennerblick nicht werde entgehen können. Unerschüttert durch die nachdrückliche Abweisung, die ich ihm zuteil werden ließ, ging der Biedermann jetzt auf sein eigentliches, von seinem Freunde und Dolmetscher Allelah nachdrücklich unterstütztes Gesuch ein. Die Sache hing natürlich mit der „politica" zusammen! Alsbald nach Abschluß des Bardovertrages hatte sich eine Anzahl fanatischer Gesellen in den Besitz der Stadt Susa gesetzt und hier eine gegen Frankreich gerichtete aufständische Bewegung versucht, der erst durch eine von zwei französischen Kriegsschiffen vorgenommene Beschießung das Ende bereitet wurde. Zu seinem Unglück sei er während dieses Bombardements in der zweiten Hauptstadt der Regentschaft anwesend gewesen und dadurch um seine gesamte Habe gebracht worden. Dieselbe habe in einem reichen Laden von kostbaren Stoffen, einem köstlichen Wagen, zwei Pferden und anderen Herrlichkeiten bestanden, deren Wert Allelah nicht hoch genug zu schätzen vermochte. Während die übrigen Geschädigten durch eine von dem Staatssekretär Mohammed Djaluli geleitete internationale Kommission entschädigt worden, sei ihm sein Recht vorenthalten worden, weil mein Vorgänger Nachtigal damals ver-

Digitized by Google

reist gewesen. Das bedeute nicht nur ein ihm angetanes Unrecht, sondern eine Beleidigung des hohen Deutschen Reichs und des Fürsten Bismarck, die dieser nicht ungestraft lassen dürfe. Si Mohamed werde das bestätigen, mein Machtwort das Recht wiederherstellen, er, J. S., aber nicht unterlassen, mir und meinem Geschlecht seine ewige Dankbarkeit zu beweisen usw. Ich versprach, bei Si Mohammed Djaluli Erkundigungen einzuziehen und entließ sodann den Bittsteller, der hochbefriedigt abzog — Allelah aber verkündete urbi et orbi, daß ein großer Erfolg errungen sei, der ihm zur Bezahlung seiner sämtlichen Schulden, dem Konsul zu einem Paar unvergleichlicher Pferde und dem Deutschen Reiche zur Erhöhung seines Prestige verhelfen werde. Freudestrahlend begleitete der phantastische Mensch mich andern Tags zu Si Mohammed, einem ebenso klugen wie vorsichtigen, echt orientalischen Beamten, der meine Fragen weder zu bejahen noch zu verneinen wagte, sich auf sein schlechtes Gedächtnis berief und schließlich den Orakelspruch von sich gab, „wenn der der Kommission beigegeben gewesene französische Konsul Robin von einer Anmeldung S.'scher Ansprüche wisse, so werde er, Mohammed, das seinerseits bestätigen". Robin, an den ich mich wandte, wies an der Hand der Protokolle der Susa-Kommission nach, daß eine Anmeldung binnen vorgeschriebener Frist nicht stattgefunden habe. Bei Auszahlung der bewilligten Entschädigungen habe J. S. sich allerdings gezeigt, aber weder nachweisen können, daß er zur Zeit des Bombardements in Susa anwesend gewesen, noch daß er in dieser Stadt jemals ein Geschäft besessen habe. Danach konnte meine Antwort nicht zweifelhaft sein. Der Bittsteller nahm den bezüglichen Bescheid schweigend entgegen, ermangelte aber nicht, allmonatlich auf dem Konsulat zu erscheinen, Gesuche der verschiedensten und merkwürdigsten Art vorzubringen und zur Unterstützung derselben immer wieder des ihm im Jahre 1881 zugefügten Unrechts zu gedenken. Nachdem er sich in Unternehmungen der verschiedensten Art versucht und mich mit bezüglichen Beschwerden überreichlich geplagt hatte, ließ Herr J. S. sich schließlich einen Paß nach Deutschland und Italien ausstellen, um in „Berlin oder in Gurni" (Livorno) ein neues, natürlich höchst aussichtsvolles Geschäft zu begründen. Dieser Paß verschaffte mir in der Folge die Bekanntschaft eines halben Dutzends von

Digitized by Google

Brüdern, Neffen und Vettern des Biedermanns, die unter den verschiedensten Vorwänden auf dem Konsulat vorsprachen und nicht ermangelten, als Stammgäste der Bedientenstube für besondere Günstlinge des Vertreters des deutschen Sultans und seines Wesirs zu gelten.

Die Gewohnheit, Prozeß- und Protektoratsansprüche auf sogenannte gute Beziehungen zu dem einen oder anderen Konsul zu gründen, war in den achtziger Jahren noch so tief eingewurzelt, daß auch andere Leute an derselben festzuhalten versuchten. Jahrhundertelang hatte es gegen Gewalttätigkeiten und Übergriffe der beylikalen Regierung keinen anderen Schutz gegeben, als denjenigen durch die Vertreter des Auslandes. Jahrhundertelang hatte die „Standschaft" vor dem Hause eines Vornehmen für die Grundlage eines Klientelverhältnisses gegolten. Bei den einen war das Gegenstand der Spekulation, bei anderen das Ergebnis tiefgewurzelter patriarchalischer Anschauungen gewesen. Daß Gewohnheiten solcher Art sich ohne weiteres beseitigen lassen, habe ich wiederholt erfahren. Kompliziert lagen die Fälle, in denen Beamte und Bedienstete des Konsulats mit den einheimischen Behörden in Konflikt geraten waren und wo ihre Preisgebung zur Schädigung unseres Ansehens hätte führen können. Den denkwürdigsten Kasus dieser Art erlebte ich alsbald nach meiner Installierung. Für Land und Leute war derselbe ebenso charakteristisch, wie für die geradezu magische Wirkung, die die Nennung des Namens Bismarck damals übte.

Gemeinsam mit einem Verwandten hatte unser Kawaß Allelah den Feigen- und Orangengarten eines am Meeresufer belegenen alten Palais gepachtet, das im Eigentum eines ehemaligen, aus guten Gründen ausgewanderten tunesischen Ministers stand. Als im Sommer 1885 eine Quarantäne gegen die angeblich in Italien ausgebrochene Cholera notwendig geworden sein sollte, nahm die Regierung Garten und Palais unter dem Vorgeben an sich, daß das Eigentumsrecht des in der Tat übel beleumundeten Besitzers ein zweifelhaftes sei und daß der Staat diese Grundstücke bis auf weiteres als die seinigen ansehen und zu Quarantänezwecken benutzen dürfe. Ohne Rücksicht auf die Proteste der Pächter wurden diese exmittiert und mit ihren Entschädigungsansprüchen unter dem

Digitized by Google

Vorgeben abgewiesen, „daß eine Berücksichtigung derselben als Anerkennung des bestrittenen Besitztitels gedeutet werden könnte". Der bezügliche Befehl war namens des Bey erlassen worden, alle Welt wußte indessen, daß der wahre Urheber der zum tatsächlichen Herrn der Regierung gewordene französische Resident sei. Daß unser Kawaß sich unbefugterweise auf Pachtgeschäfte eingelassen hatte, war ebensowenig zweifelhaft, wie daß ihm unrecht getan worden und daß eine Hinnahme desselben zur Beeinträchtigung des deutschen Ansehens hätte führen können. Auf die Gefahr hin, von Berlin aus desavouiert zu werden, schrieb ich an den Stellvertreter des Residenten, indem ich geltend machte, daß eine Rechtsverletzung vorliege, — daß ein Bericht über dieselbe mir aber schwer ankommen würde, nachdem mein Amtsvorgänger die neue Ordnung tunesischer Dinge wiederholt als Regime des Rechts und der Billigkeit gerühmt habe. Die darauf erteilte, auf Schrauben gestellte Antwort lautete abschlägig — noch bevor ich weitere Entschließungen gefaßt hatte, erschien indessen der von seiner Urlaubsreise zurückgekehrte Generalresident Cambon bei mir, um meine Bekanntschaft zu machen. Nachdem wir einige gleichgültige Redensarten ausgetauscht hatten, kam Herr Cambon auf die Sache zu reden, indem er mich fragte, was ich zu tun gedächte. In Wahrheit wußte ich das selbst nicht, wo auch wirksamer Rückhalt bei den mit orientalischen Dingen völlig unbekannten Weisen unserer Bureaukraten nicht wohl erwartet werden konnte. Einmal gefragt, gab ich indessen zur Antwort, daß ich bereits mit Abfassung eines bezüglichen Berichts beschäftigt sei.

„Und an wen (wenn die Frage erlaubt ist) gedenken Sie zu berichten?"

— Sie wissen doch, daß ich die Ehre habe, unter dem Fürsten Bismarck zu dienen.

„Verzeihen Sie — sollte der Fürst sich wirklich mit Angelegenheiten solcher Art befassen?"

— Er befaßt sich mit allem. Ist er bei Eingang meines Berichts in übler Stimmung, so könnte es (Sie werden mir die Bemerkung nicht übelnehmen) geschehen, daß er uns beide mit derselben heimsuchte.

„Sie meinen das wirklich?"

Digitized by Google

— In der Tat!

„Nun wohl, die Sache könnte ja nochmals in Erwägung gezogen werden — auf einen Aufschub dürfte es Ihnen nicht ankommen?"

Am Nachmittage des nämlichen Tages erhielt ich ein Schreiben, das mir ein „arrangement" auf „der Basis" von 700 Piastern anbot.

Ein analoger Fall ereignete sich einige Wochen später. An der tunesisch-algerischen Grenze war ein schlanker, „nach einem preußischen Kavallerieoffizier aussehender" Tischlergeselle aus Pommern als vermeintlicher Spion angehalten und zwei Tage lang in Gewahrsam gehalten worden. Wieder auf freien Fuß gesetzt, verlangte der junge Mann fünfzehn Francs Entschädigung für versäumten Arbeitslohn, den ihm die französisch-tunesischen Behörden verweigert hatten. Während ich ein bezügliches Protokoll aufnehmen ließ, trat Herr Cambon bei mir ein, um nach meinem Ergehen zu fragen. Wir kamen auf den vorliegenden Fall zu reden, und ich bemerkte, daß derselbe mir fatal sei, weil Fürst Bismarck über Spionenangelegenheiten leicht ärgerlich werde. Cambon sprach sein Erstaunen darüber aus, daß ein so „großer Mann" auch nach kleinen Dingen frage, erbat sich eine offizielle Mitteilung über das Vorgefallene und übersendete mir noch an dem nämlichen Tage einen Betrag von 40 Francs, den der Geschädigte mit dankbarem Erstaunen in Empfang nahm.

Damit war die Reihe derartiger Angelegenheiten aber noch nicht geschlossen. Zu meiner Überraschung teilte der interimistische Konsulatssekretär mir eines Tages mit, daß er bereits vor Jahr und Tag einen Prozeß „gekauft" habe, dessen günstigen Austrag er von mir erwarten zu dürfen glaube. Es handelte sich um ein im Innern der Stadt belegenes Grundstück, das zur Zeit des verstorbenen Bey von einem Minister desselben gewaltsam und widerrechtlich in Besitz genommen worden sein sollte und dessen gegenwärtigen Wert Sachverständige „auf mehrere Millionen schätzten". Im Vertrauen auf den Einfluß, den er durch seine Tätigkeit in der Konsulatskanzlei erworben zu haben glaubte, hatte unser übel beratener Landsmann diesen Rechtsanspruch für eine mäßige Summe an sich gebracht und bei der „Uzara", dem für Immobiliarange-

Digitized by Google

legenheiten zuständigen arabischen Gerichtshofe, Klage angestrengt. Als ich geltend machte, daß es zu einer Intervention in dieser Sache vorgängiger Ermächtigung des Auswärtigen Amtes bedürfe und daß ein Erlaß desselben deutschen Beamten die Einlassung auf derartige Unternehmungen ausdrücklich untersagt habe, erklärte der Sekretär, daß er seinen Abschied nehmen wolle, um seinen Anspruch ungehemmt weiter verfolgen zu können. Ich ließ mir das um so lieber gefallen, als ich längst entschlossen war, den wenig brauchbaren Herrn bei nächster Gelegenheit durch einen in Berlin geschulten Beamten zu ersetzen. Vier Wochen später und noch vor Eingang der von ihm erbetenen Entscheidung war dieser Beamte bereits zur Stelle. Er hieß Müller und war der Sohn eines Dragoner-Wachtmeisters, der die Söhne Bismarcks das Reiten gelehrt und daraufhin für seinen Sprößling eine Anstellung in der Kanzlei des Auswärtigen Amtes erlangt hatte. Der junge muntere Herr mit dem rotblonden Haar und den roten Händen des echten Berliner Kindes erklärte, daß seine Kenntnis des Französischen sich auf das Studium der Plötzschen Grammatik beschränke und daß das Italienische ihm völlig unbekannt sei: „Ich gedenke beides zu lernen," fügte er mit der Unerschrockenheit des Spree-Atheners hinzu. Herr Müller hielt Wort, war nach wenigen Wochen imstande, sich verständlich zu machen, französische Briefe abzuschreiben und unsern disziplinlosen Kawassen einen so gründlichen Respekt einzuflößen, daß sie ihre Rapporte nicht anders als in „dienstlich-militärischer" Haltung erstatteten und den Signor Sekretär wie den Teufel selbst fürchteten. Mir und den Meinigen wurde der liebenswürdige und tüchtige junge Mann so wert, daß wir seine im Frühjahr 1887 erfolgte Versetzung nach Sofia lebhaft bedauerten. Der Prozeß des früheren Sekretärs nahm natürlich das Ende, das sich hatte voraussehen lassen: Allelah erhielt die Erlaubnis, dem ehemaligen Sekretär bei den Verhandlungen vor der Uzara als Übersetzer zur Hand zu gehen, vermochte indessen nicht zu verhindern, daß die von der Gegenpartei erhobenen Einwände der Verjährung und der Zweifelhaftigkeit des ursprünglichen Besitztitels zur Abweisung der Kläger führten und daß mir jede konsularische Einmischung in die Sache untersagt wurde.

Das Jahr 1885 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß ich noch-

Digitized by Google

mals mit einem „gekauften" Prozeß befaßt wurde. Die Käufer waren dieses Mal zwei große rheinländische Geschäftsleute, die für ein Geringes sechs „Teskerets" — Schuldverschreibungen der beylikalen Regierung — an sich gebracht hatten, von denen jede auf eine halbe Million Piaster (250 000 Mark) lautete. Im Vertrauen auf ihre guten Verbindungen und auf die Unterstützung, welche ein einflußreicher Reichstagsabgeordneter zugesagt hatte, entsendeten die beiden Herren einen angesehenen Berliner Rechtsanwalt nach Tunis, um die Sache zu verfolgen. Als dieser Herr bei mir eintrat, stand Weihnachten bereits vor der Tür und war ich genugsam akklimatisiert, um den Gang dieses Millionenhandels mit einiger Sicherheit voraussehen zu können. Die unsere Bekanntschaft begleitenden Umstände sind mir bis ins einzelne im Gedächtnis geblieben. Nach winterlich stürmischer Überfahrt auf einem erbärmlichen Livorneser Dampfer war der Anwalt sofort nach seinem Eintreffen mit einem klugen und gewandten jüdischen Juristen in Beziehung getreten, den wunderliche Geschicke von Warschau nach Tunis verschlagen und in die Stellung des ersten Clerk bei einem angesehenen Advokaten des französischen Tribunals gebracht hatten. Von diesem Landeskenner vorläufig orientiert, ließ er sich an einem kalten und feuchten Dezembermorgen bei mir melden. Ich machte die Bekanntschaft eines angenehmen jungen Mannes, der vorzüglich Französisch sprach und mit dem sich vortrefflich verkehren ließ. Da unsere Kanzlei nicht heizbar war und der mit einem leichten Oberrock bekleidete Berliner vor Kälte klapperte, schlug ich ihm vor, mit mir den wärmsten Ort des Hauses, das flache Dach desselben, aufzusuchen und sich von der eben sichtbar gewordenen Sonne nach Möglichkeit erwärmen zu lassen. Der Vorschlag wurde angenommen und vor dem erstaunten Ankömmling das Bild einer Welt von flachen Dächern ausgebreitet, die sich so eng zusammenzuschieben schienen, als ob es sich um eine einzige weiße Fläche handle. Während wir in lebhaftem Gespräch auf und nieder gingen, sprang der große gelbe Kater des anstoßenden italienischen Konsulats auf unser Dach und mußte ich meinen Gast darüber beruhigen, daß es kein Schakal, sondern eine gemeine Katze sei, die mit mächtigem Satz von Dach zu Dach und hinweg über die darunter liegende enge Gasse ihren Weg

Digitized by Google

nahm. In der Sache, die den Herrn aus der Berliner Behrenstraße in die tunesische rue Zarkun und aus seinem wohleingerichteten Bureau auf das flache Dach eines ehemals beylikalen Hotels geführt hatte, ließ sich begreiflicherweise wenig tun. Ich mußte meinem Besucher von vornherein sagen, daß Millionenforderungen in Tunis ebenso schwer zu realisieren, wie an anderen Orten, und daß man ihn günstigstenfalls an die Gerichte verweisen würde. Darauf lief es denn auch hinaus. Auf vorgängige Ermächtigung des Auswärtigen Amtes stellte ich unsern Landsmann dem französischen Residenten vor, der ihn an den Direktor der Finanzen verwies, einen hartgesottenen Geldmann, dessen Unzugänglichkeit sprichwörtlich war. Er behauptete, daß die Teskerets längst bezahlt seien und daß er den bezüglichen Beweis dem Richter, aber nur diesem, vorzulegen bereit sei, — der Anwalt wandte sich an das französische Tribunal, und dieses verwies ihn an ein italienisches Gericht in Livorno, das mit der Sache bereits früher befaßt gewesen sei. Mit diesem Bescheide mußte der Mandatar der rheinländischen Teskerets-Inhaber abreisen, — von den ferneren Phasen der Angelegenheit ist nach Tunis keine Kunde gelangt.

Was hier berichtet worden, lag um Wochen und Monate auseinander. Für mich begann nach Erledigung der beiden zuerst erwähnten Rechtshändel eine Zeit ununterbrochener Öde, Beschäftigungslosigkeit und Einsamkeit. Die Hinterlassenschaften aus der Zeit des Interims, das nach Nachtigals Abberufung Platz gegriffen hatte, waren aufgearbeitet, die kleinen Geschäfte, die der Tag brachte — oder nicht brachte — mühelos erledigt, und noch immer sollten bis zum Eintreffen meines Hausrats und bis zur Übersiedelung meiner Familie Wochen vergehen. Zum ersten Male im Leben erfuhr ich, was es damit auf sich habe, seine Zeit „ausfüllen zu müssen". Obgleich der September seinem Ausgang entgegenging, dauerte die sommerliche Hitze fort. Ein großer Teil der höheren Beamten und der sonst zur Gesellschaft zählenden Personen weilte noch auf dem Lande oder in Europa. Privatbesuche wollte ich erst nach dem Eintreffen meiner Familie abstatten, um den doppelten Visitenwechsel zu sparen. Da die Post nur zwei- bis dreimal wöchentlich eintraf und die (wegen ihrer Unpünktlichkeit gemiedenen) italienischen Schiffe häufig gar keine Briefschaften



Digitized by Google

mitbrachten, vergingen Tage und halbe Wochen, an denen es im buchstäblichen Sinne des Wortes nichts zu tun gab. Meine Bücher waren noch nicht eingetroffen, Spaziergänge ließen sich erst in den späteren Nachmittagsstunden vornehmen, Klubs u. dgl. gab es nicht, und an gesellschaftliche Beziehungen, die für die Abendstunden hätten nutzbar gemacht werden können, war nicht zu denken. Vormittags fand der Nachbar Malmusi sich zuweilen ein, um bei einer Zigarre die sogenannten Tagesereignisse zu besprechen, später gesellte sich ihm der neu ernannte, viele Jahre lang in Kreta tätig gewesene englische Konsul Sandwith zu, — dabei aber blieb es. Der Engländer war vollauf mit der Einrichtung seines Hauswesens beschäftigt, der Italiener aber hätte aus der Art geschlagen sein müssen, um die „intimité de sa famille" einem einsamen Fremden zu öffnen. Außerhalb der kurzen Stunden ihres wöchentlichen Empfangstages waren die Damen dieses Landes unsichtbar, wie wenn sie nach orientalischem Brauch in ihre Frauengemächer eingeschlossen gewesen wären, — auf die Männer aber konnte höchstens vormittags gerechnet werden, nachmittags fuhr man ins Bad, zwischen sieben und acht Uhr wurde die Hauptmahlzeit eingenommen und unmittelbar nach demselben das Lager aufgesucht, um (wie die Herren naiv bekannten) der unerträglichen Langeweile ein Ende zu machen. Als ich Herrn Malmusi einmal abends um achteinhalb Uhr ein interessantes Telegramm hinübersenden wollte, brachte der Diener dasselbe mit den Worten zurück: „Tutta la famiglia in letto." So war ich denn wochenlang so gut wie ausschließlich auf mich selbst und die eigenen Gedanken — und auf die Eindrücke angewiesen, die die mich umgebende neue Welt zurückließ. Als die allmähliche Abnahme der Hitze die Möglichkeit größerer Nachmittagsspaziergänge erschloß, wurde von dieser umfassender Gebrauch gemacht. Die innere Stadt mit ihren engen, nur für Fußgänger und Reiter passierbaren Gassen, den halbdunkeln, noch von Menschen wimmelnden Basaren (Sukhs) und den rings von Kaffeehäusern umgebenen Plätzen und Märkten war mir alsbald genauer bekannt als irgendein größerer europäischer Ort. Abends, wenn die Sonne sich neigte, wenn der Lärm des Geschäftslebens verstummte, der Sukh geschlossen wurde, die buntgekleideten Männer und Kinder friedlich vor ihren Türen saßen und

Digitized by Google

auf den Dächern einzelne verschleierte Frauen der Mittelklasse sichtbar wurden (keine Dame von „Stande" verläßt ihre Gemächer anders als im geschlossenen Wagen) und wenn von den Minaretts herab die Gebetsstunde ausgerufen wurde, wirkte der Eindruck dieses eigentümlich gestalteten Lebens mit einem Zauber, der sich täglich erneuerte. Lenkte der Schritt sich zu einem der zahlreichen Tore, so boten sich Bilder dar, die so lebhaft an die Schilderungen alttestamentlicher Zustände erinnerten, daß ich kaum verwundert gewesen wäre, wenn Vater Abraham, sein getreuer Knecht Elieser oder König David auf der Szene erschienen wären. An den Toren saßen langbärtige, stabführende Wächter da, die mit Ankömmlingen und Auszüglern Neuigkeiten der tunesischen und außertunesischen Welt austauschten, um die steinernen Brunnen drängten Kamele, Esel, Pferde und Maultiere, die den Durst löschten, indessen ihre Führer in der anstoßenden Halle ihre rituellen Waschungen vornahmen oder die erhitzten Füße kühlten; war die Gebetsstunde ausgerufen, so breiteten sie Gebetsteppiche aus, um ihre Andacht zu verrichten. Aus der Ferne eingetroffene Karawanen wechselten mit Ziegenherden, die auf den umliegenden braun verbrannten Höhen ihre dürftige Nahrung gesucht hatten, vor den Türen der Kunden gemelkt und dann in ihre städtischen Hürden getrieben wurden. Je häufiger man sich in die Betrachtung dieses orientalischen Klein- und Stillebens vertiefte, desto größer wurde die Anziehungskraft desselben. Zur Unterscheidung der verschiedenen nationalen Typen des Orts und seiner Umgebung hatten wenige Wochen hingereicht. Der bronzefarbige, hochaufgeschossene und hagere Beduine im weißen, faltenreichen Kleide und Mantel, der mit langer Flinte und kurzem Dolch bewaffnet feierlich neben seinen Tieren herschritt, — der mittelgroße, feiste städtische Maure von hellerer Hautfarbe in bunte, bequeme Gewandung gehüllt, — der lebhafte, in blaues Tuch gekleidete, an seinem dunkelfarbigen Turban erkennbare Jude, der dolchgeschmückte, in langem schwarz und weiß gestreiftem Kleide stolzierende Marokkaner, der struppige, barfüßige und schmutzige Malteser in schwarzer, mit einer Kapuze versehener Jacke — sie konnten nicht wohl mit einander verwechselt werden. War um die Scheschia des Muselmans statt des weißen ein roter Turban geschlungen, so hatte man es in der Regel mit einem Hedsch, einem



Digitized by Google

Manne zu tun, der die Pilgerfahrt nach Mekka pflichtmäßig absolviert hatte, — lichtgrünes langes Gewand, langes, unbedecktes und wild um das Haupt flatterndes Haar machte den halb oder ganz wahnsinnigen Heiligen kenntlich, dem die gläubigen Massen mit Ehrfurcht auswichen, — an dem dunkeln, europäisch zugeschnittenen Rock war endlich der beylikale Beamte zu erkennen. Begegnete man unverschleierten Frauen in engen weißen Beinkleidern, kurzer buntfarbiger Jacke und spitzer, bordenbedeckter Kopfbekleidung, so konnten das allein Jüdinnen sein; das in die Stadt gekommene, unverschleiert einhergehende arme Beduinenweib war am blauen wollenen Kleide von antikem Zuschnitt, unbekleideten Füßen und silbernen Spangen um die Knöchel erkennbar, — wagte eine maurische Bürgersfrau sich auf die Straße, so mußte sie verschleiert und mit einem über die Unterkleider geworfenen weißen Tuche umhüllt sein; jüngere Weiber pflegten sich an dem eng um das Gesicht gebundenen schwarzen Schleier noch nicht genügen zu lassen: sie hielten zwischen den nach vorn gestreckten Händen Seidentücher gespannt, die jeden Männerblick ausschließen sollten. Sicherheit und Ordnung der Gasse ließen wenig zu wünschen übrig. Ging man den Weibern gehörig aus dem Wege und vermied man es, Eingängen und Vorhallen von Moscheen allzu nahe zu kommen, so war man als Europäer vor jeder Behelligung durch die Eingeborenen gesichert. Einige Vorsicht erheischte höchstens der Weg über einen der zahlreichen verfallenen Kirchhöfe, welche rings die Stadt umgaben und zu den denselben benachbarten Höhen hinaufführten.

Zu diesen Höhen lenkte sich immer wieder der Schritt des abendlichen Spaziergängers, weil sich von ihnen wahrhaft zauberhafte Aussichten auf Stadt und Umgegend darboten. Die stolzeste derselben, der Sidi-ben-Hassén, war mit einem von Karl V. angelegten Fort gekrönt, in welchem eine Zuavenabteilung Wachtdienste versah. Zu diesem Kastell und dem ihm benachbarten Fort Manuba bin ich zu ungezählten Malen hinaufgepilgert, um im Schatten der halb verfallenen Mauern einen Sitz zu suchen und auf das weiße Häusermeer und über dasselbe hinweg zu den Vorbergen des Atlas, den Trümmerstätten von Karthago und auf das jenseit derselben schäumende Meer hinauszublicken. Höheren

Digitized by Google

Reiz noch als die malerische Schönheit der Landschaft und als die auf derselben spielende Beleuchtung übte die rings herrschende Stille auf den europäischen Beschauer. So weit das Auge reichte, lag alles in unbeweglicher Ruhe da — nirgend ein Laut, nirgend eine geschäftige Bewegung, die den Ernst und die Feierlichkeit des Eindrucks gestört hätte. Auf Meilen hinaus war zuweilen kein lebendes Wesen bemerkbar, — tauchte einmal ein einsamer Reiter auf oder wurde am Horizonte eine Karawane sichtbar, deren Esel und Kamele unter den Bogen des Aquädukts hindurchglitten, so stimmten diese flüchtigen Erscheinungen zu dem Charakter des Gesamtbildes. Immer wieder schien diese großartige, starr und unbeweglich dreinsehende Natur dem Menschen zuzurufen, daß sie nach ihm, seinen Zwecken und seinen Empfindungen nicht frage, daß sie allein um ihrer selbst willen da sei. Von einem Wechsel der Stimmungen, wie der Nordländer sie je nach der Jahreszeit in die Natur zu legen pflegt, konnte hier nicht die Rede sein, wo das Bild durch das ganze Jahr nahezu unverändert das nämliche bleibt. Palmen-, Orangen-, Oliven- und Charubenbäume tragen Winter und Sommer das nämliche Kleid, Blumen und Gräser sprossen allein während der kurzen winterlichen Regenzeit empor, und was die Vegetation sonst bot, beschränkte sich auf eine gemessene Zahl perennierender Gewächse. Wohl prangte die Einöde von Karthago, soweit sie nicht steinbedeckt war, während einiger Winter- und Frühjahrswochen im bunten Schmuck rotglänzenden Mohns und goldiger Gersten- und Weizenfelder, — Anfang Mai, wo die Ernte eingeholt wurde, nahm diese Herrlichkeit indessen schon ein Ende und trat der verzehrende Sonnenbrand in sein unveräußerliches Recht. Für Frühlingswonne und Herbstmelancholie ist kein Platz, wo strenger, unerschütterlicher Ernst die Regel bildet und den Menschen in sich selbst zurückweist. Dem vollen Umfange nach sollte mir das bereits an dem sonnigen Herbstnachmittage aufgehen, der mich zum ersten Male auf die Höhen von Karthago führte. Ein nach Nordafrika entsendeter Mitarbeiter des Mommsenschen Inschriftenwerks, Professor Johannes Schmidt aus Marburg, hatte mir auf der Stätte der alten Byrsa ein Stelldichein gegeben, dasselbe aus von ihm unabhängigen Umständen indessen nicht einhalten können. Statt seiner empfing mich ein

Digitized by Google

frère blanc des Lavigerieschen Missionshauses, in dessen Geleit die Überbleibsel des römischen Karthago, d. h. Fundamente antiker Tempel, eines Prätoriums, die Unterlage der großen Freitreppe, die an das Meer geführt hatte, und die allein unversehrt gebliebenen Riesenmauern der sogenannten kleinen Zisterne besichtigt wurden. Nach Angabe dieses Führers war der Zug, mit welchem die Rückfahrt nach Tunis genommen werden sollte, für $4^1/_2$ Uhr auf der kleinen Station angesagt, die unterhalb der Byrsa aus einer Bodensenkung hervorsah und in einer Viertelstunde erreicht werden konnte. Die Entfernung war indessen erheblich größer, als es wegen der Durchsichtigkeit der Luft den Anschein gehabt hatte, und es mochten drei Viertelstunden vergangen sein, als ich erhitzt und staubbedeckt an Ort und Stelle eintraf. Das kleine weiße Stationsgebäude war dicht verschlossen, nirgend die Spur eines Menschen zu entdecken und die Hitze so unerträglich, daß ich froh sein mußte, auf einem halbwegs beschatteten Steinblock an der Bahnlinie Unterkunft zu finden. Zu meiner Rechten wurde eine mit Steintrümmern bedeckte Bodensenkung bemerkbar, die die Stätte eines antiken Zirkus bedeutete, — was dem Auge sonst bemerkbar wurde, beschränkte sich auf eine Anzahl von Bodenöffnungen, die wie Höhlen aussahen und vor denen zottige, drohend dreinschauende Beduinenhunde bewegungslos gelagert waren. Zwischen der Byrsa und meinem Zufluchtsort ragte nur ein menschliches Bauwerk, der verwitterte Rest einer Tempelruine, empor, und hinter einem benachbarten nackten Steinhügel wurde die Spitze eines Kreuzes sichtbar, das den Platz bezeichnete, auf welchem der heilige Cyprian am 14. September 258 den Märtyrertod erlitten hat. Im übrigen Gestein und immer wieder Gestein, nirgend ein Baum oder Strauch, nirgend die Spur einer menschlichen Tätigkeit, nirgend ein Laut oder eine Bewegung, die auf organisches Leben hätte schließen lassen, — allenthalben das nämliche Todesschweigen einer vom Sonnenbrande verzehrten, braun verbrannten Einöde. Zu der mir angegebenen Stunde war von dem bevorstehenden Erscheinen eines Eisenbahnzuges nirgend eine Spur zu entdecken — es verging Stunde über Stunde, ohne daß der mich umgebende Zauberbann auch nur für einen Augenblick gebrochen worden wäre. Zur Linken

Digitized by Google

das Märtyrerkreuz, zur Rechten die Tempelruine, beide Zeugen einer um Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit, — eine Gegenwart, die ihr Recht geltend machte, schien es hier nicht zu geben, wo die letzten menschlichen Ansiedlungen vor zwölf Jahrhunderten vom Angesicht der Erde verschwunden waren.

Sitzend vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden
Und verziehen kein Gesicht

heißt es von den Sphinxen im zweiten Teile des Faust, und an diese gemahnte das düstere Gemäuer, hinter welchem längst vergessenen Göttern von längst vergangenen Menschen Opfer gebracht worden waren.

Die Sonne begann sich zu neigen, und noch immer saß ich träumend da, als plötzlich ein wie aus der Unterwelt emporgewachsener Araber vor mir stand und durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich in das Stationsgebäude treten solle. Der Mann im roten Turban mochte aus einem der Erdlöcher aufgetaucht sein, die ich aus der Entfernung für Höhlen angesehen hatte und die in Wahrheit Eingänge in das ärmliche Dorf bedeuteten, das in die Wände der sogenannten großen Zisternen hineingebaut worden war. Es war der karthagische Stationsaufseher, der hier hauste, aus seinem unterirdischen Gelaß aber nur auftauchte, wenn es die Expedition eines Zuges galt. Der Fahrplan war verändert und das Eintreffen des von Marsa nach Tunis abgelassenen Nachmittagszuges um reichliche zwei Stunden hinausgeschoben worden. Nach einer halben Stunde war ich wieder unter Menschen im 19. Jahrhundert. Auf dem Bahnhof wurde ich von Allelah empfangen, der meinerhalb schwere Sorgen ausgestanden haben und drauf und dran gewesen sein wollte, mich per tutta la Cartagine durch berittene Gendarmen suchen zu lassen. Der wichtigtuende Phantast sah es als Abweichung vom Herkommen an, daß der Konsul sich gelegentlich vom Schutz seiner Kawassen emanzipierte und wollte mir das unter der Blume zu verstehen geben.

Wie alles im Leben, nahm auch diese Wartezeit einmal ein Ende. Nachdem um die Mitte des Oktober die ersten Regengüsse über das zwölf Wochen lang ausgedörrte Land gerauscht waren,

Digitized by Google

traf mein Hausrat ein, — am letzten Sonntage des Monats aber sollte ich endlich meine seit dem 13. August vermißte Familie erwarten dürfen. An eine sofortige Wiedervereinigung war freilich auch jetzt noch nicht zu denken. Zu den Schikanen, mit denen Italiener und Franko-Tunesen einander bedachten, gehörten halb oder ganz erfundene Choleranachrichten, aus denen das Recht zu Quarantäneplackereien abgeleitet wurde. In Italien gab es keine diesen Namen verdienende Epidemie, während die Cholera in Marseille wahrhaft entsetzlich gehaust und auch in Goletta und einer der Vorstädte von Tunis eine nicht ganz geringe Zahl von Opfern gefordert hatte. Nichtsdestoweniger war von der (französischen) Quarantänebehörde der Regentschaft entschieden worden, daß diese sich eines vortrefflichen Gesundheitszustandes erfreue, daß in Marseille die Seuche erloschen sei, daß es gegen die in Italien spukende Cholera dagegen einer Quarantäne bedürfe. Obgleich alle Welt wußte, daß es sich dabei nur um Schädigung der italienischen Einfuhr handle, mußte dieser Entscheidung nachgelebt werden. Drei Tage lang mußte meine nach stürmischer Überfahrt gelandete Familie in dem eisigen, nur notdürftig hergerichteten alten Palast zubringen, in dessen Nebengebäuden eine Horde aus Mekka angelangter Tripolitaner hauste, von denen man Einschleppung der Pest gefürchtet hatte. Als die Wartezeit endlich überstanden war und ich die Meinigen umarmen durfte, geschah das unter dem Geheul dieser gleichfalls auf freien Fuß gesetzten abenteuerlichen Gestalten, die bettelnd ihre Hände ausstreckten, — eine erste Berührung mit Land und Leuten Afrikas, die auf die frisch aus Berlin anlangenden Frauen und Kinder den seltsamsten Eindruck machen mußte.

Die auf diese Wiedervereinigung folgenden Wochen der Einrichtung in den neuen Verhältnissen gehören zu den glücklichsten der in Afrika verbrachten Zeit. Mit dem Feuereifer junger und enthusiastischer Gemüter versenkten meine Töchter sich in die sie umgebende Welt, deren Sitte und Sprache sie nach Möglichkeit kennen zu lernen suchten — eine gewisse Vorschule hatte der vorhergegangene sechswöchige Aufenthalt in Italien gebildet. Vom Größten bis zum Geringsten erschien in der neuen Heimat alles anders und merkwürdiger als im Vaterlande. Die Wintervorräte

Digitized by Google

an Holz (Olivenwurzeln) und Kohlen wurden von Kamelen herbeigeschafft, die vor der Türe des Konsulats niederknieten und denen Neger die Last abnahmen; Lieferant der Ziegenmilch, die morgens vor der Haustür gemolken wurde, war der Hirte Mansur, ein schöner junger Mann, der in stattlichem Turban, weißem wallendem Gewande und blauem Mantel wie der Held eines Märchens aus „Tausend und eine Nacht" auftrat und die neuen Kunden mit unnachahmlicher Grandezza begrüßte, — Orangen und Zitronen wurden von tief verschleierten Weibern zu Preisen angeboten, die hinter denjenigen für das schlechteste heimatliche Obst weit zurückblieben, — Butter war ein unbekanntes Ding, dessen Stelle Olivenöl einnahm, Rebhühner konnten für einen Piaster (50 Pf.) das Paar, Datteln die halbe Kamelladung für einige Taler erstanden werden. Den inneren Dienst des Hauses versah eine uns seit Jahren durch treue Dienste verbundene Holsteinerin, die mit ihren Fräuleins um die Wette Italienisch und Arabisch lernte, — die Versuche, eine Köchin ausfindig zu machen, mißlangen aber so vollständig, daß wir uns der Landessitte fügen und zwei Neger als Köche anstellen mußten. Den Dienst außerhalb des Hauses halfen die Kawassen besorgen. Der erste Koch, Herr Salem, war ein schlanker, gewandter Bursche, der seine Tätigkeit auf Markteinkäufe und Speisenbereitung beschränkte, alle Hilfsgeschäfte und Nebendienste seinem Adlatus überließ, der nach Herstellung der beiden Mahlzeiten, die er übernommen, Toilette machte und sein Kaffeehaus aufsuchte: blauseidene Jacke, faltenreicher weißer Mantel, zwei kettengeschmückte Uhren und saubere Lackschuhe gaben ihm das Ansehen eines arabischen Gentleman. Als solcher fühlte sich aber auch Salems Gehilfe, Djabs, ein baumlanger, stolz dreinschauender Berber, der die ihm obliegenden niedrigen Dienste des Geschirrwaschens, Treppenfegens und Kleiderreinigens nie anders als hinter geschlossenen Türen verrichtete und aus den Tagen, zu denen er der Lieblingsstallknecht eines vornehmen, aber wenig zahlungsfähigen Arabers gewesen war, die Allüren eines verwunschenen Prinzen beibehalten hatte. Bei unsern beiden Kawassen verstand sich von selbst, daß sie für Verrichtungen nicht amtlicher Natur die Unterstützung von Hamels (Lastträgern) zur Hilfe nahmen. Briefe trug der Chevalier Hamba eigenhändig

Digitized by Google

zur Post, weil das zur „politica" gehörte, — Pakete und dergleichen ließ er sich nachtragen. — Während der ersten Wochen bildete der Verkehr mit den farbigen Hausgenossen einen unerschöpflichen Unterhaltungsgegenstand. Gleich der Mehrzahl ihrer Landes- und Standesgenossen besaßen unsere beiden Diener neben der Herrschaft über die Künste des Lesens und Schreibens eine religiöse Bildung, die uns immer wieder in Verwunderung setzte, weil sie sich keineswegs auf die gewissenhafteste Beobachtung der Koranvorschriften beschränkte. Salem, der Koch, war mit den Geheimnissen der Weltschöpfung, Weltregierung und Prädestination so eifrig beschäftigt, daß es bei den abendlichen Rechnungslegungen, die er einer unserer Töchter zu erstatten hatte, immer wieder zu Diskursen über religiöse Probleme und zur Auskramung philosophischer Tendenzen kam. „Wie du mit mir Konto machst," so wendete er sich einmal an seine junge, des Arabischen kundig gewordene Herrin, „macht Allah täglich mit dir Konto. Ohne daß du es sehen könntest, sitzt auf jeder deiner beiden Schultern ein Engel mit einer Schreibtafel. Der weiße Engel schreibt deine Guthabung, der Schitân (Satan) deine Verfehlungen auf. Hast du dem armen Zitherspieler, der am Freitag morgen auf seinem Esel angeritten kommt, eine Charube (etwa 3 Pf.) gegeben, so wird das ebenso gebucht, wie wenn du den armen Salem unnütz gescholten hast!" „Heute," so sagte er ein andres Mal, „ist eure Freundin Frau W. abgereist — ihr Lager ist entfernt worden und ihr Platz bei Tisch leer geblieben. So wird, wenn du gestorben bist, dein Platz in der Welt leer bleiben und dein Lager unter der Erde verschwinden." Daß Mekka den Mittelpunkt der Welt bilde, der große Iskander (Alexander) vor vielen Jahren die Länder der Gläubigen besessen und daß ein anderer „Römer" („der mit dem roten Bart") in einem syrischen Flusse den Tod gefunden habe, war dem eifrigen Freunde vergangener Dinge ebenso gut bekannt, wie daß vor den Toren von Tunis einmal die große Römerstadt gestanden habe, die von den Gläubigen zerstört worden. Auf weltliche Dinge kam Salem aber nur ausnahmsweise zu sprechen, — den Lieblingsgegenstand seiner Spekulation bildete die Prädestination, von der er wußte, daß die Römer (Europäer) sie leugneten und mit der er es so ernst nahm,

Digitized by Google

daß ihm jede Vorhersagung über das Wetter des nächsten Tages als Sünde erschien. „Wie töricht," rief er einmal in heiligem Eifer aus, „ist eure Lehre, daß Allah die Welt in sieben Tagen geschaffen habe. Nur eine halbe Minute hat er dazu nötig gehabt und während dieser Zeit zugleich alle Vorherbestimmungen über das Leben der Menschen getroffen." Trotz dieser in dem patriarchalischen Charakter des orientalischen Lebens begründeten Vertraulichkeit und der Abwesenheit jeder Art von Standesunterschieden war das Verhalten dieses Mannes und seiner Genossen ein musterhaft taktvolles und ehrerbietiges. Während der drei Jahre, die er in unserem Hause zubrachte, hat Salem nur einmal, und das in einem Augenblick ungewöhnlicher Erregung, das Wort an mich gerichtet. Ich hatte ihm sagen lassen, daß er entlassen werden würde, wenn er über dem Kaffeehause die Küche vernachlässige und verbrannte Hühner und verdorbene Fische auf den Tisch sende. Tags darauf erschien er in voller Gala und im Geleite des dolmetschenden Kawassen hocherregt vor mir:

„Herr Konsul, glaubst du, daß ich ein Jude sei?"

— Wie sollte ich glauben, daß du ein Jude seist, da ich weiß, daß du ein Muselman bist.

„Wenn ich ein Jude wäre, würde ich mich von dir beleidigen lassen, weil du mir guten Lohn zahlst und im Zahlen pünktlich bist. Da ich kein Jude, sondern ein Muselman bin, will ich lieber meine Stelle verlieren, als an meiner Ehre Schaden nehmen."

— Ich habe dich nicht beleidigt, sondern dir nur sagen lassen, daß du gehen könntest, wenn du schlechtes Essen bereitest. Deine Ehre hat damit nichts zu tun.

„Wenn ich ein Jude wäre, so würde ich, wenn du mich wegschickst, von dir sagen, daß du überhaupt ein schlechter Herr seist. Da ich ein Muselman bin, bin ich gerecht und sage ich auch jetzt, daß du ein guter Herr bist."

— Wenn du ein gerechter Mann bist, wirst du anerkennen, daß du ebenso zu genauer Küchenarbeit verpflichtet bist, wie ich zu genauer Lohnzahlung. Überlege dir das.

„Du bist ein gerechter Mann, und ich werde es auch sein."

— Dann ist es gut und du kannst bleiben.

„Herr Konsul, — Friede sei mit dir."

Digitized by Google

Ich gab ihm das herkömmliche „Mit dir sei Frieden" zur Antwort, — er empfahl sich mit würdiger Verbeugung, und unsere Beziehungen blieben so ungestört gute, daß er uns beim Scheiden von Tunis auf das Schiff geleitete, um unter Tränen und mit Umarmungen Abschied zu nehmen.

Je tiefer es in den Herbst hinein ging, desto größer wurde das Behagen an den neuen Verhältnissen. Ließ sich mit den Menschen, die wir kennen lernten, auch nicht allzuviel anfangen, so zeigte die Natur sich dafür von neuen und liebenswürdigen Seiten. Was bedeutete es nicht allein, die gefürchtetsten Monate des Jahres, den November und die beiden ersten Dritteile des Dezember, bei mäßiger Temperatur und im Glanze einer nur ausnahmsweise verhüllten Sonne im Freien verbringen und Ausflüge in die Umgegend unternehmen zu können, denen erst der Einbruch der Finsternis die Grenze setzte. Und dabei Freiheit von quälenden Sorgen und widrigen Geschäften, Anregungen der verschiedensten Art und Gelegenheiten zu Studien und Beobachtungen, die in amtlicher wie in menschlicher Beziehung ausgiebig erschienen. Während meine älteren Töchter den Eigentümlichkeiten von Land und Leuten ihre Aufmerksamkeit zuwandten, die jüngeren eine französische Klosterschule besuchten und aus dieser neue Eindrücke nach Hause brachten, vereinigte die Familie sich abends zu gemeinsamer Lektüre von Mommsens Schilderungen der punischen Kriege oder von Tissots „Afrique Romaine". Ich ließ mir während dieser Herbstmonate angelegen sein, die zwischen Franzosen und Italienern bestehenden Beziehungen, die Machtverhältnisse und die Leistungsfähigkeit beider rivalisierenden Nationen im einzelnen kennen und verstehen zu lernen. Einstweilen lagen die Dinge so, daß trotz der von den Franzosen errungenen Herrschaftsstellung wichtige Trümpfe in den Händen der Italiener geblieben waren. Vor allem war das italienische Element unvergleichlich zahlreicher vertreten als das französische. In der Stadt kam auf vier Italiener kaum ein Franzose. Obgleich die von Herrn Cambon geleitete Regierung in jedes Europäern zugängliche Amt einen Landsmann schob, so war von alter Zeit her eine große Zahl mehr oder minder einträglicher Stellungen im Zoll-, Hafen- und Beleuchtungswesen in italienischen oder anderen nichtfranzö-

Digitized by Google

sischen Händen geblieben: in den breiteren Schichten der Fremdenbevölkerung war immer noch eine gewisse Sympathie für das Italienertum vorherrschend. Dazu kamen die an Italiener und Griechen verpachteten oder erblich verliehenen Monopole der Thun- und Schwammfischerei und des Tabakhandels, für welche die ausschließliche Heranziehung landsmannschaftlicher Elemente sich von selbst verstand. Auf dem flachen Lande gab es andere als italienische Arbeiter nur in seltenen Ausnahmefällen; Landwirtschaft und Straßenbau waren so gut wie ausschließlich auf kalabresische und sizilianische Einwanderer angewiesen. Für die Landgüter und Fabrikbetriebe, die in nicht ganz geringer Anzahl von französischen Besitzern erworben worden, galt als Regel, daß die Herren selbst zu Hause blieben und daß die von ihnen eingesetzten „régisseurs" (Verwalter) ausschließlich von italienischen Arbeitskräften umgeben waren und daß sie sich des guten Willens derselben um jeden erschwingbaren Preis versichern mußten. Araber zu dergleichen Dienstleistungen heranzuziehen, erschien nur ausnahmsweise und nur unter besonders günstigen Umständen möglich. In den Städten gehörten nahezu alle älteren Geschäfte Italienern und Maltesern und konnten die Franzosen, die nicht etwa Coiffeure und Ladeninhaber waren, an den Fingern abgezählt werden. Wer aus Paris, Marseille oder Lyon in das Land kam, sah es vor allem auf den Erwerb eines Amts oder Ämtchens ab und wurde zum Unzufriedenen, wenn ein solches ihm versagt blieb. Unaufhörlich kehrten Klagen und Beschwerden über die Vergebung öffentlicher Arbeiten an italienische Unternehmer und über die Beschäftigung ausländischer Elemente in den bezüglichen Betrieben wieder, und immer wieder hieß es, daß entsprechende französische Kräfte nicht oder doch nicht zu annehmbaren Bedingungen verfügbar gewesen seien. Abgesehen davon, daß dem Süditaliener ein Klima erträglich dünkte, dem der Franzose nur allzu häufig erlag, stellte der letztere in bezug auf Arbeitslohn, Arbeitszeit, Beköstigung usw. Anforderungen, denen nicht entsprochen werden konnte — dessen zu geschweigen, daß der französische Arbeiter den eignen Landsleuten für unbotmäßiger, weichlicher und unbequemer galt, als der anspruchslose, fleißige, von jeher an Entbehrungen gewöhnte Italiener. Bei den sogenannten liberalen Professionen sah es wenig

Digitized by Google

anders aus. Innerhalb der Advokatur mochten beide Nationalitäten gleich zahlreich vertreten sein, — im Bankwesen prävalierte sogar das mit reichlicheren Mitteln ausgestattete französische Element. Dafür gab es (zu meiner Zeit) in Tunis keinen einzigen französischen Zivilarzt, waren von den etwa zehn Apothekenbesitzern der Stadt nur zwei Franzosen und kam es fast niemals vor, daß Franzosen in italienischen Betrieben Unterkunft fanden, während das Umgekehrte sehr häufig eintrat. Um das beste Teil des Rückhalts, den das italienische Element an dem weitreichenden Einfluß seines konsularisch-diplomatischen Vertreters und an der von diesem geübten Gerichtsbarkeit besessen hatte, war es seit Mitte der achtziger Jahre allerdings geschehen. Immerhin aber lagen die Dinge so, daß nahezu jeder französischen Institution eine italienische parallel lief, daß das italienische Generalkonsulat ein erhebliches Stück selbständiger Macht repräsentierte und daß die französische Schutzherrschaft *als solche* von dem römischen Kabinett noch nicht anerkannt war. Es gab in Tunis neben der französischen eine italienische Post, konzessionierte italienische Postdampfer, ein italienisches Hospital, ein italienisches Progymnasium, eine ganze Anzahl italienischer Volksschulen, eine italienische Kirche, eine italienische Handelskammer, die mehrerwähnte italienische Eisenbahn, eine italienische Zeitung und mindestens ein halbes Dutzend italienischer Vereine. Post, Hospital, Schul- und Vereinswesen unterstanden privilegienmäßig der alleinigen Aufsicht des Konsulats, das außerdem an der Gewohnheit festhielt, in jedem irgend streitigen Falle die sogenannten „Kapitulationen" anzurufen, — Verträge, die vor unvordenklicher Zeit von den Barbareskenfürsten mit Republiken und Dynasten des mittelalterlichen Italien abgeschlossen worden und über deren Inhalt niemand genaueren Bescheid wußte. publiken und Dynasten des mittelalterlichen Italiens abgeschlossen bis zum Jahre 1897 laufenden Handelsvertrage war auf diese „Kapitulationen" ausdrücklich Bezug genommen und dadurch für große und kleine Händel ein Raum gelassen worden, der unschwer in ein diplomatisches Schlachtfeld verwandelt werden konnte.

Hätte man auf italienischer Seite den Willen und die Fähigkeit besessen, von diesen großen und mannigfaltigen Vorteilen verständigen Gebrauch zu machen, so wäre die Zukunft der Regent-

Digitized by Google

schaft wahrscheinlich noch viele Jahre lang in der Schwebe gehalten und mindestens ein Teil des vielhundertjährigen italienischen Einflusses und Ansehens gerettet worden. Dazu zeigten die Organe der Politik und Verwaltung des jungen Königreichs sich indessen unfähig, vor allem die Verwaltung, deren Leistungen zu tief unter den französischen standen, als daß von Vergleichungen im Ernste hätte die Rede sein können. Die italienische Postverwaltung (deren Aufrechterhaltung mein Freund Malmusi als wichtiges politisches Interesse bezeichnete) arbeitete so unregelmäßig und schwerfällig, daß die Italiener selbst nicht umhin konnten, wichtigere und eiligere Sendungen dem französischen Bureau anzuvertrauen. Von den beiden wöchentlich einlaufenden Schiffen traf das eine immer, das andere gewöhnlich verspätet ein. Alle Welt wußte, daß die mit Städtenamen bezeichneten Schiffe die schlechtesten der gesamten Compagnia Florio-Rubattino seien. Nichtsdestoweniger aber waren es gerade diese Fahrzeuge, die die Verbindung via Palermo und Pantelleria besorgten. Obgleich die Summe, welche die römische Regierung für den Postdienst zahlte, sehr ansehnlich war, wurde sie ebenso schlecht bedient, wie die private Kundschaft der in Italien und Tunis residierenden Kaufleute. Die Bestimmung der Frachtsätze war je nach Umständen wechselnd und durchaus willkürlich, die Bewachung der verschifften Güter so nachlässig, daß Plünderungen derselben unaufhörlich wiederkehrten. Klagen über diese Mißbräuche und Unsicherheiten galten dabei für aussichtslos und wurden von Personen, welche die Verhältnisse kannten, kaum mehr angestrengt. An allen Hafenplätzen der Halbinsel durch Niederlassungen vertreten, übten die Herren Florio-Rubattino so weitreichende Wahleinflüsse, daß Ministerien und Beamte ihre gehorsamen Diener waren und etwaigen Zerwürfnissen behutsam aus dem Wege gingen. Kein Wunder, daß ein Teil des Handels mit Italien über Frankreich (Marseille) den Weg nahm, und daß z. B. die Livorneser Möbelexporteure lieber mit der französischen Compagnie Transatlantique, als mit dem berühmtesten der einheimischen Reedereigeschäfte arbeiteten. Was die italienische Handelskammer in Tunis anlangt, so war dieselbe ein totgeborenes Kind, da sie sich allenfalls auf hochtönende patriotische Kundgebungen, aber niemals auf Wahrnehmung

Digitized by Google

der nächsten Interessen einließ. Daß die tunesisch-italienischen Geschäftsleute in bezug auf Unsolidität und kurzsichtige Profitmacherei ihren heimischen Berufsgenossen ebenbürtig waren, verstand sich von selbst und kam der französischen Konkurrenz zugute.

Gleich gut und gleich schlecht war es um die übrigen italienischen Einrichtungen in Tunis bestellt. Unreinlichkeit und Unordnung des italienischen Hospitals galten für so unerträglich, daß Deutsche, Engländer usw. sich die Unterbringung in dieser Anstalt auch dann verbaten, wenn das keineswegs mustergültig verwaltete französische Krankenhaus mit einer ungebührlich großen Zahl von Betten belegt war. Mit der moralischen und wissenschaftlichen Qualität der italienischen Ärzte sollte ich zu meinem Schaden Erfahrungen machen, die verschiedene Meinungen über dieselben ausschlossen. Noch schlimmer sollte es um die Schulen, insbesondere um die italienische Töchterschule, bestellt sein. Die Vorsteherin dieser Anstalt war so übel beleumdet, daß man meinen Freund Malmusi allgemein bedauerte, weil er seine Töchter „Schande halber" in das Haus dieser Dame senden mußte, statt sie den Dames du sacré coeur anzuvertrauen. Unsere Konsulatssekretäre, die zuweilen in die Lage kamen, mit diesen italienischen „Professoren" am Speisetisch oder im Kaffeehause zusammenzutreffen, wußten von denselben Dinge zu erzählen, die unter anderen Verhältnissen für unglaublich gegolten hätten. Was endlich das Generalkonsulat anlangt, so zählte dasselbe zahlreichere Beamte als die übrigen Konsulate (das französische bestand sei dem Jahre 1884 nur noch dem Namen nach) zusammengenommen. Von diesen Beamten waren aber nur vier, später nur drei fest angestellt, — der Rest wurde auf ein der Verfügung des Generalkonsuls unterstelltes Pauschquantum angewiesen und demgemäß so schlecht bezahlt, daß die armen Leute in ihren spärlichen Freistunden auf Privaterwerb (Musikmachen u. dgl.) Bedacht nehmen mußten. Hatte das mit diesen Verhältnissen nur allzu genau bekannte Publikum recht, so wurden seine Angelegenheiten hinter denjenigen der sogenannten Politik weit zurückgesetzt und ungebührlich verschleppt.

In einer Rücksicht waren das italienische Element und sein oberster Vertreter freilich besser daran als seine französischen Rivalen. Wo es galt, standen die Italiener fest zusammen, während

Digitized by Google

die Mitglieder der französischen Kolonie abwechselnd untereinander und mit ihren Beamten Krieg führten, ihre schwarze Wäsche so öffentlich wie möglich wuschen und niemals zu einem auch nur scheinbaren inneren oder äußeren Frieden gediehen. Obgleich die Zahl nichtbeamteter Franzosen in Tunis und Umgegend um mindestens vier Fünftel geringer war als diejenige der Italiener, gab es mindestens ein viertel Dutzend, zuweilen ein halbes Dutzend französisch-tunesischer Zeitungen, die (von dem offiziösen Tunis Journal abgesehen) sämtlich in oppositionellem Sinn redigiert und allein rücksichtlich des Maßes ihrer Feindlichkeit gegen den Residenten verschieden waren. Insbesondere seit die „Boulange" in die Mode gekommen und zum geistigen Bande zwischen den Taugenichtsen und gescheiterten Existenzen der französischen Einwanderung geworden war, wurde gegen Herrn Cambon mit einer Pöbelhaftigkeit und Gemeinheit zu Felde gezogen, die kein Maß und keine Grenze kannte und bei den anständigen Elementen der italienischen Gesellschaft Unwillen erregte. Was immer geschehen oder nicht geschehen mochte, wurde dem Generalresidenten zur Last gelegt, in gehässigster und verlogenster Weise zu Verunglimpfungen der Person desselben ausgebeutet und dabei mit Schimpf- und Ekelworten operiert, die in der Schule Rochefforts und seines „Intransigeant" erlernt worden zu sein schienen. Die italienische Kolonie begnügte sich mit einem publizistischen Organ, dem zweimal wöchentlich erscheinenden Blatte „Unione", dessen Herausgeber zugleich Korrespondent der römischen „Tribuna" war und zu dem Konsulate in engster Beziehung stand. Trotz gelegentlicher Händel, die im Schoße der Kolonie vorkamen, wußte dieselbe den politischen Anstand so gut zu wahren, daß sie stets geschlossen auftrat und daß die nationalen Feste unter allseitiger Beteiligung gefeiert wurden. Dabei blieb es auch, nachdem der größte Teil der Arbeiterschaft unter sozialistische Parteieinflüsse geraten und in den Besitz eines Blättchens gelangt war, das (wenn ich nicht irre) „Il Operajo" hieß und in ziemlich vorgeschrittenem Radikalismus machte. Verglichen mit den Anfechtungen, die Herr Cambon über sich ergehen lassen mußte, erschien der vielfach wegen seiner konzilianten Haltung getadelte Kollege Malmusi immer noch als friedlich waltender pater familias.



Digitized by Google

Die Feindseligkeiten, mit denen der französische Generalresident zu kämpfen hatte, stürmten von vier verschiedenen Seiten auf ihn ein. In Paris wollte man alles besser wissen als in Tunis, dessen relativ freie, auf das Protektoratsverhältnis gegründete Bewegung den ministeriellen Bureaukraten für unfranzösisch, für „mehr englisch als französisch" galt. Hierarchisch unterstand der Generalresident allein dem Pariser Auswärtigen Amte, Verhandlungen und Verständigungen mit den übrigen Ministerien waren indessen unvermeidlich, so oft Einrichtungen oder Maßnahmen in Frage kamen, bei denen es einer gewissen Mitwirkung derselben oder ihrer Beamten bedurfte. Das galt vornehmlich von den Ministerien des Krieges und der öffentlichen Arbeiten, die dem Bey den Kriegsminister und den Directeur des travaux publics geliefert hatten, — gelegentlich aber auch von der Justizverwaltung, mit welcher die Anstellung neuer Richter und Prokurateure vereinbart werden mußte, ganz aber von der Finanzverwaltung. Cambon, der die auf die Einrichtung des Protektorats bezüglichen Entwürfe ausgearbeitet und mit seinem Freunde Jules Ferry vereinbart hatte, war vornehmlich darauf bedacht gewesen, die finanzielle Unabhängigkeit der Regentschaft zu sichern und sich dadurch die Einmischung des Parlaments in die tunesischen Dinge vom Leibe zu halten. Dank der Umsicht und Sparsamkeit, mit welcher dabei zu Werke gegangen worden, war das so vollständig gelungen, daß Tunesien der französischen Staatskasse keinen Heller kostete. Die in die Regentschaft entsendeten Zivilbeamten wurden aus der beylikalen Kasse bezahlt, obgleich sie im französischen Staatsdienste weiterzählten und nach französischem Maßstabe bemessene Gehälter bezogen, der Generalresident selbst bezog in der Eigenschaft eines leitenden Ministers Sr. Hoheit das Hauptteil seines Gehaltes. Da die eigentliche Verwaltungsarbeit in tunesischen Händen blieb und die der einheimischen Administration beigegebenen Franzosen nur als oberste Leiter der Ressorts oder als „Kontrolleure" der lokalen Obrigkeiten tätig waren, hielt das französische Beamtentum des Landes sich in ziemlich beschränkten Grenzen. Der französische Truppe wurde allerdings aus der Kasse des Pariser Kriegsministeriums erhalten, verursachte derselben aber keine Mehrausgaben, da die über das Meer gesendeten Regimenter nach wie vor der

Digitized by Google

vaterländischen Armee angehörten, jederzeit zu derselben abberufen werden konnten und ihre Erhaltung in Tunesien geringere Kosten verursachte als im Mutterlande. Überdies konnte der Bestand dieser Truppe binnen weniger Jahre von 17000 auf die Hälfte, später auf etwa ein Dritteil herabgesetzt werden, ohne daß die öffentliche Sicherheit darunter gelitten hätte. Wie bereits erwähnt, waren die eignen Einnahmen des Landes so reichlich, daß nach Abzug der auf Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld verwendeten Beträge die zur Erhaltung des Beys, seiner Familie und des Beamtentums erforderlichen Summen ebenso anstandslos aufgebracht werden konnten wie die Millionen, die für Hafen-, Eisenbahn- und Wegebauten sowie für Aufforstung und Bewässerung verausgabt wurden.

Eben diese Auskömmlichkeit und Selbständigkeit der finanziellen und administrativen Gebarung des Landes war es, die den Neid und die Unzufriedenheit des unersättlichen Pariser Beamtentums erregte. Unaufhörlich wurde von dieser Seite auf Unterbindung der tunesischen Selbständigkeit und auf Vermehrung des bureaukratischen Apparates hingearbeitet. Wollten sie ihre parlamentarischen Freunde bei Laune erhalten, so mußten die jeweiligen Machthaber für immer neue Beamtenstellungen sorgen, und da diese sich im Mutterlande nicht ohne weiteres vermehren ließen, sollte in den Kolonien und Protektoratsländern dafür Rat geschafft werden. Fehlte es in den letzteren an der bezüglichen Nachfrage, so war das ein Fehler des „unfranzösischen" Systems der Schutzherrschaften. Warum dieselben nicht einfach annektieren und in bureaukratisch verwaltete Kolonien verwandeln, wie die Konsequenz der in Frankreich geltenden politischen „Logik" das ohnehin verlangte? Dann war nicht nur für die Schaffung ungezählter neuer Beamtenstellungen, sondern auch für Befriedigung des Tatendrangs der ministeriellen und parlamentarischen Streber weiter Raum geschafft und zugleich die situation nette et simple hergestellt, welche den Traditionen der glorreichen großen Revolution entsprach.

Lauter und nachdrücklicher noch als in Paris wurde diese Forderung in Algerien ausgesprochen, von dem Herr Cambon zu sagen pflegte, daß es der gefährlichste aller Feinde Tunesiens, —



Digitized by Google

ja gefährlicher als Italien sei. L'ennemi c'est l'Alger war das A und O all der zahlreichen politischen Gespräche, die ich in den Jahren 1885 und 1886 mit dem Generalresidenten zu führen Gelegenheit hatte. Seit einem Menschenalter war dieses Land in französischem Besitz, und noch immer war das zu ersprießlicher Verwaltung desselben geeignete „System" nicht ausfindig gemacht worden, noch immer dauerten die Streitigkeiten zwischen Eingebornen, französischen und nichtfranzösischen Kolonisten fort, — noch immer lebten die bürgerlichen und die militärischen Beamten auf Kriegsfuß, — noch immer breiteten sich Unzufriedenheit, Verarmung und Steuerdruck aus und standen Regierende und Regierte vor Schwierigkeiten, die sie nicht zu überwinden vermochten. Kein Wunder, daß man in der von politischen Experimenten ermüdeten und erschöpften älteren Kolonie zu der emporstrebenden jüngeren Rivalin mit bitteren Gefühlen hinübersah, das derselben gespendete Lob als Beleidigung empfand und aus neiderfülltem Herzen in das Verlangen nach beschleunigter Annexion Tunesiens einstimmte. Das giftigste aller gegen den Residenten, seine Verwaltung und sein „System" donnernder Organe erschien in Bona, der Tunesien benachbarten algerischen Departementalstadt, und sollte, wie Herr Cambon behauptete, unter dem besondern Schutz der dortigen Machthaber stehn. Was in der Regentschaft nicht ohne weiteres oder nur auf Gefahr der Konfiskation und Prozessierung gesagt werden durfte, war in Algerien so gut wie straffrei und insbesondere die Theorie von der unerlaubt fürstlichen Stellung des Generalresidenten den übeln Instinkten der tunesischen Unzufriedenen ebenso genau angepaßt wie den neidischen Empfindungen der algerischen Präfekten.

Von den französischen Unzufriedenen der Regentschaft versteht sich von selbst, daß sie samt und sonders Anhänger der Annexionsidee waren und in diesem Sinne auf ihre heimatlichen Freunde und Parteigenossen einwirkten. Zu mindestens drei Vierteilen waren diese Leute professionelle Ämterjäger, die unter dem herrschenden Regime nicht hatten ans Ziel gelangen können und von dem Sturz desselben Anerkennung ihrer schnöde verkannten Verdienste und Talente hofften. Der Rest setzte sich aus Schreiern zusammen, die von der Annexion plötzliche, womöglich gewaltsame Beseitigung

Digitized by Google

des italienischen Elementes und der ihnen durch dieses bereiteten geschäftlichen Konkurrenz erwarteten, und die nebenher dem rohen Nationalismus huldigten, der durch die Boulanger und Genossen in die Mode gebracht worden war. Unter einem Vorwande, auf den ich mich nicht mehr besinnen kann, hat einer der publizistischen Stimmführer dieser Rotte mich einmal aufgesucht. Schäbigkeit, Gemeinheit und Albernheit dieses Menschen übertrafen alles, was mir in den untersten Schichten deutscher Winkeljournalistik jemals vorgekommen war: und ich war doch länger als ein Jahrzehnt in Riga, Leipzig, Hamburg und Berlin als Redakteur und Zeitungsschreiber tätig gewesen und mit „Kollegen" der verschiedensten Parteien und Gesellschaftsklassen in Berührung gekommen. Ich sehe den widrigen Gesellen noch vor mir, wie er unaufhörlich von „seiner Partei", „seinen Freunden" und „seinen Prinzipien" perorierte, — Dingen, die nichts weiter als den Pöbelanhang des Pöbelgenerals bedeuteten, an den er sich hatte verkaufen wollen, — wie es schien, ohne einen Käufer gefunden zu haben.

Verglichen mit diesen Feinden, erschienen die italienischen Gegner des französischen Protektorats über Tunesien als die achtungswürdigeren und anständigeren. Dafür war die Methode, nach welcher die italienischen Politiker (Depretis sowohl als dessen Nachfolger Crispi) operierten, eine wenig zweckmäßige und wenig würdige. Man suchte einen Krieg im kleinen, indem man unter Festhaltung des tatsächlich längst überwundenen Standpunkts der Anerkennung eines bloßen Provisoriums jeder Maßregel, die von französischer Seite ergriffen wurde, mit Schikanen begegnete, die an der einmal unaufhaltsam gewordenen Entwicklung nichts änderten und unnützerweise böses Blut machten.

Der gute Wille und die konziliante Persönlichkeit meines Freundes Malmusi vermochten daran ebensowenig zu ändern wie Depretis' Neigung, eigentliche Zusammenstöße nach Möglichkeit zu vermeiden. Crispis Feindschaft gegen Frankreich traf mit der in Süditalien herrschenden Stimmung und mit den Tendenzen der italienischen Kolonie Tunesiens so direkt zusammen, daß auf den Konsul ein Druck geübt wurde, dem dieser sich nicht zu entziehen wagte. Jede der französischen Verwaltung bereitete Schwierigkeit wurde mit lauten Beifallsrufen begleitet, jeder in entgegengesetzter

Digitized by Google

Richtung getane Schritt auf Mangel an Energie und patriotischer Schneidigkeit zurückgeführt. Nebenher sorgten Hetzereien älterer, an den Traditionen ihrer früheren Selbstherrlichkeit klebender Kollegen und Zwischenträgereien malkontenter Franzosen und Italiener dafür, daß der Reibungen zwischen der „Residenz" und dem italienischen Generalkonsulat kein Ende war, und daß Empfindlichkeiten über angenommene oder abgelehnte Einladungen, verfrühte oder verspätete Besuche eine Rolle spielten, die ihnen schlechterdings nicht zukam. Es sollte „Diplomatie" gespielt und so getan werden, als stünden in diesem entlegenen Erdenwinkel große und weltbewegende Interessen auf dem Spiel. Die bloße Möglichkeit, auf Franzosen zu treffen, war ausreichend, damit die Herren vom italienischen Konsulat an sie gerichtete Einladungen ausschlugen, — jeder Vorwand gut genug, damit diese übel beratenen Patrioten die Erfüllung ihrer Höflichkeitspflichten gegen die Residenz hinausschoben oder direkt vernachlässigten. Die Besorgnis, seiner Kolonie Anstoß zu geben, wurde bei dem guten Malmusi zur fixen Idee und verhinderte ihn daran, mit Herrn Cambon und dessen Beamten auf einen Fuß zu kommen, wie er den wahren Interessen beider Beteiligten entsprochen hätte. Dabei war Cambon ein Mann, mit dem sich leben ließ und der aus seinen Wünschen nach Herstellung eines anständigen modus vivendi kein Hehl machte. In der Schule Ferrys emporgekommen und nichts weniger als chauvinistisch gestimmt, vermied er Härten und Zusammenstöße, die der Durchführung des Protektoratssystems hätten Hemmnisse bereiten können. Dieses „System" sah er für sein Kind an, und niemals ließ er seiner Neigung zu schulmeisterhaften Vorträgen so uneingeschränkten Lauf, wie wenn er auf dieses Thema zu reden kam und gegen die annexionistische Neigung und die politische Konsequenzmacherei seiner Landsleute zu Felde zog. Nicht eitler und nicht „autoritärer" als andere Franzosen, unterschied Cambon sich von dem Durchschnitt derselben durch bessere Bildung und durch die Fähigkeit, anders geartete Menschen und Einrichtungen wenigstens bis zu einem gewissen Punkte zu verstehen. Schonte man das Selbstgefühl, das bei einem heraufgekommenen Manne nicht fehlen konnte, so zeigte er sich einfach und liebenswürdig, — auf sein Wort konnte man sich ebenso verlassen, wie auf den gesunden

Digitized by Google

Sinn, mit welchem er Zufälliges von Wesentlichem zu unterscheiden wußte. Trotz der großen, mit seiner Stellung verbundenen Vorteile war Cambon derselben übrigens schon zur Zeit unserer ersten Bekanntschaft müde geworden. Ferrys politischer Niedergang hatte ihn des Rückhalts beraubt, den er während der ersten Jahre seiner Amtsführung besessen, Boulangers Eintritt in das Ministerium den Einfluß der Gegner des Protektorates sichtlich vergrößert und die Frechheit gesteigert, mit welcher französische, algerische und tunesische Zeitungen über seine Person und sein System herfielen. Bereits zu Ende des Jahres 1885 verriet Cambons zunehmende Reizbarkeit, daß er die nächste Gelegenheit wahrnehmen werde, sein Amt gegen ein andres zu vertauschen. Erst im Oktober von seinem Urlaub zurückgekehrt, ging er zu Anfang des Dezembers abermals nach Paris, um erst nach mehrwöchiger, dem Studium der veränderten Lage (Boulanger war Kriegsminister und als solcher Mann des Tages geworden) gewidmeter Abwesenheit auf seinen Posten zurückzukehren.

Das unvergleichlich schöne und sonnige Wetter, das sich vom Ausgang des Sommers bis tief in den Dezember fortsetzte, ließ Ausflüge in das Innere des Landes lockender denn je erscheinen. Von wahrhaft zauberischer Anziehungskraft waren namentlich die Berge von Zaghuan, dem sieben Meilen von Tunis entfernten Heiligtum des Jupiter Ammon. In einem anmutigen, wegen seines Quellenreichtums und wegen seiner üppigen Vegetation vielgerühmten Tale lag die gleichnamige, an den Berg gelehnte kleine Stadt, die als Ausgangspunkt der von Hadrian erbauten Wasserleitung bereits zu römischer Zeit eine gewisse Rolle gespielt hatte. Ihren vornehmsten Schmuck bildet der Tempel, in welchem die von dem Berge herabstürzenden Quellen gefaßt sind, die den Aquädukt speisten und die in gleicher Weise für die neue, an die Stelle des Hadrianschen Werks getretene Wasserleitung utilisiert werden. Die Trasse ist die alte geblieben und das neue Röhrensystem entlang den Riesentrümmern des Aquädukts geführt worden; der Tempel liegt in Ruinen, gewährt wegen der erhalten gebliebenen Umfassungsmauern und Bassins aber noch immer einen reizenden Anblick. Während die weite von Tunis nach Zaghuan führende Ebene eine mit Asphodelen und Gestrüpp bedeckte Wüste bildet,

Digitized by Google

liegt der Ort selbst in einem fruchtbaren, durch die hineinströmenden Quellen mit reicher Vegetation beschenkten Tale, das den Reisenden mit entzückender Frische anweht. Dorthin wurde die Fahrt gerichtet, die ich am Morgen des 11. Dezembers in Gesellschaft meines österreichischen Kollegen Soretic und seines Sohnes, eines k. k. Oberleutnants, unternahm. Um rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, hatten wir Tunis im Morgengrauen verlassen und vor Sonnenaufgang die etwa eine Meile vor der Stadt belegenen Trümmer von Mohammedia erreicht. Hier war vor einem Menschenalter ein beylikales Lustschloß erbaut worden, das sich im Laufe weniger Jahre zu einer Villenstadt erweitert hatte, nach dem Tode des Erbauers aber in Ruinen zerfallen war. Da nach uraltem Brauch kein tunesischer Herrscher an der Stätte waltet, die seinem Vorgänger zur Residenz gedient hat, und die Umwohner des Schlosses von Mohammedia gleichzeitig mit ihrem Herrn diese Stätte verlassen hatten, war dieselbe binnen weniger Jahre in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, aus welchem nur noch kahle, ihrer Fenster und Türen beraubte Mauern emporragten. Was irgend brauchbar und transportabel erschien, war ausgeraubt und weggeführt, in einzelne erhalten gebliebene Gelasse Vieh einquartiert worden, der Rest stellte ein Wirrsal von Marmorstücken, Schutt und Unreinlichkeit dar, das sich mit trostlosem Gestrüpp bedeckt hatte. Während wir dieses Ruinenfeld durchwanderten und Allelahs Berichten über die einstige Herrlichkeit desselben zuhörten, ging die Sonne rot und strahlenlos über der weiten, lautlos daliegenden Ebene auf, die alsbald in tausend Farben glänzte und einen wahrhaft zauberischen Anblick gewährte. Umspielt von köstlicher, mäßig erwärmter Morgenluft, setzten wir die Fahrt durch die graugrün glänzende Wüste fort, aus welcher die endlos erscheinende Linie des Aquädukts sich in gigantischer Größe erhob. Der Richtung dieses Bauwerks folgend, nahm das von drei mutigen Pferden gezogene Gefährt in munterem Lauf den Weg weiter nach Osten. Von einer gebahnten Straße war begreiflicherweise nichts zu spüren, die Stelle derselben vertraten Wagengleise und Kameltritte, — wo diese im Gestrüpp verschwanden, vertrat die Bogenreihe des Hadrianschen Bauwerks die Stelle des Wegweisers. — Mohammedia war seit Stunden hinter uns verschwunden, die Sonne

Digitized by Google

in ihr Recht und nach Besiegung des Nebels in den Besitz ihrer Strahlenkrone getreten, und noch war uns keine Spur menschlicher Niederlassungen, kein Reisender und kein Haustier zu Gesichte gekommen: höchstens daß der Trab der Pferde einen Hasen aufgescheucht oder eine Kette flüchtiger Rebhühner zum Auffliegen gebracht hatte. Erst als die Sonne auf dem Höhepunkt ihrer winterlichen Bahn angelangt war, hielt der Wagen vor der Hütte eines italienischen Arbeiters, der die Stellung eines Stationsaufsehers der neuen Wasserleitung versah und mit Weib, Kind und Gesinde in dieser Einsamkeit hauste. Auf dem Herde seines Hauses wurde das Mittagsmahl bereitet, dessen Ingredienzien wir mitgebracht hatten, — dann sammelten Reisende, Hausherr, Diener und Kutscher sich um die gemeinsame, im Schatten des Wärterhäuschens aufgeschlagene Tafel und um die mächtige Korbflasche sizilischen Weines, die der „Chevalier" Allelah ben Mustafa unbeschadet seiner moslemitischen Rechtgläubigkeit in den Speisekorb gepackt hatte. Den Rest der zweistündigen Rast füllten eine kurze Siesta und der Versuch einer Jagd auf die Rebhühner aus — dann ging es munteren Trabes weiter, damit Zaghuan noch vor Sonnenuntergang erreicht werden konnte.

Etwa eine Stunde bevor der Gebetsrufer der Moschee von Zaghuan die Gläubigen zur Verrichtung der Abendandacht einlud, war das liebliche, im Schmuck von Oliven-, Orangen- und Kirschbäumen prangende Tal erreicht, auf welches der Mons Zagitanus in majestätischem Ernst herabblickt. Allelah wurde in das Haus des Kalifa (Bürgermeisters) gesendet, an den ein Schreiben des Residenten uns empfohlen hatte, — wir aber setzten den Weg bis zu dem außerhalb des Städtchens belegenen Tempel fort, um uns der Reize desselben im Abendlichte zu erfreuen und uns sodann dem Tor zuzuwenden, das aus den Tagen der „Rumi" erhalten geblieben war.

Erst bei Einbruch der Dunkelheit suchten wir das Haus des Kalifa auf, das zu unserem Empfang hergerichtet worden war. An der Schwelle des einstöckigen, weißgetünchten Baus mit dem flachen Dach und den niedrigen, zugleich zur Einlassung des Lichts bestimmten Türen empfing uns der Herr desselben, ein stattlicher, vollbärtiger Mann von etwa vierzig Jahren, der es an den landes-

Digitized by Google

üblichen Reden von dem unbeschränkten Verfügungsrecht seiner Gäste nicht fehlen ließ. Die Damen des Hauses hatten ihren Harem — ein bescheidenes, für drei Schlafstellen eingerichtetes Gemach — räumen und sich in einem Nebengebäude einquartieren müssen: der gewöhnliche Schmuck tunesischer wohlhabender Häuser, eine leicht vergoldete Etagere mit ausrangierten Pariser Nippes und ein Viertelduzend nebeneinander aufgepflanzter, natürlich stillestehender, geschmacklos ausgezierter Stehuhren, fehlte auch hier nicht. Nach Auswechselung der herkömmlichen Redensarten ließ der Kalifa ein Abendessen auftragen, das aus dem für Europäer wenig schmackhaften Nationalgerichte Kußkuß bestand und bei dem Öl und scharfe Gewürze nicht gespart worden waren. Der Hausherr, der sein bester Gast gewesen, entfernte sich wenig später, „um nach seinem Hause zu sehen", wir ließen die mitgebrachten europäischen Nahrungsmittel und eine Flasche Wein auftragen, um sodann das saubere, aber steinharte Lager aufzusuchen, das die Diener des Hauses aufgebaut hatten. Andern Morgens sollte früh aufgebrochen, der Tempel nochmals besucht und sodann zu der Höhe des Jupiter Ammon emporgeklettert werden. Die Aussicht, die diese von einer militärischen Beobachtungsstation gekrönte Bergkuppe darbietet, war nach dem übereinstimmenden Zeugnis älterer und neuerer Schriftsteller von ausgezeichneter Schönheit. Bei günstigem Wetter konnte man im Osten Susa und die Syrte, im Westen Tunis und den Golf von Karthago wahrnehmen, nach Süden gewendet über die grüne Ebene hinweg zu der Kette des Atlas hinübersehen. Schon bevor der Gebetsrufer den Anbruch des Tages verkündet hatte, waren wir auf den Beinen. Aber noch ehe wir die Türen geöffnet und nach dem Himmel gesehen hatten, trat Allelah mit der Trauerkunde ein, daß über Nacht der Wind umgeschlagen, Regen und Nebel gebracht und dadurch den Einbruch des Winters bezeichnet habe. Wir würden — so fügte er hinzu — gut tun, ohne jeden Verzug nach Tunis zurückzukehren, da ein einziger Regentag ausreiche, um die zwischen Zaghuan und der Landeshauptstadt liegende Ebene in ein Sumpf- und Kotmeer zu verwandeln, das kein Gefährt zu durchschiffen vermöge. Ein Blick in die Landschaft bestätigte die Richtigkeit dieser Prognose. Grau und wochentäglich lag das liebliche Tal vor uns, an dessen Farbenreichtum wir uns

Digitized by Google

noch wenige Stunden zuvor erfreut hatten, der Zughuan hatte seinen Gipfel mit Nebeln verhüllt, entgöttert und griesgrämig, einem geöffneten Sack vergleichbar, hing der Himmel zur Erde herab, indessen unaufhaltsam anwachsende Rinnsale an die Stelle der malerischen Dorfstraßen getreten waren und eisige Winde daran erinnerten, daß der Winter auch unter dem 37° n. Br. sein Recht in Anspruch nehmen könne. Als wir vor die Haustür traten, stand der zur Heimreise gerüstete Wagen bereits wartend vor derselben; die Pferde schüttelten sich vor Kälte, der Kutscher hatte einen Futtersack über Kopf und Nacken gestülpt, Allelah eine Pferdedecke über seinen Burnus gebreitet, — auf einen so jähen und so frühzeitigen Einbruch der kalten Jahreszeit hatte keines dieser Landeskinder Bedacht genommen. Da auch unsere Ausrüstung unzureichend war, und da der Regen trotz der aus Wagenkissen zusammengefügten Schutzwehren in das Innere unseres Gefährts drang, begann eine Retirade traurigster Art. Nahezu neun Stunden lang saßen wir frierend da; indessen der Kutscher die Pferde vergeblich zur Beschleunigung ihrer trägen Gangart anspornte, gruben sich die Räder des Wagens von Meile zu Meile tiefer in den aufgeweichten Boden der weglosen Einöde. Auf die Schrecken des Winters schienen Menschen, Tiere und Landschaft gleich wenig eingerichtet zu sein; war in dieser Erdgegend doch seit unvordenklicher Zeit herkömmlich, die rauhe Jahreszeit als nicht vorhanden anzusehen und an bösen Tagen bewegungslos zusammengekauert die Wiederkehr der Sonne abzuwarten. Länger als eine halbe Woche ließ dieselbe nur selten auf sich warten, und dann begann die Zeit der kalten Morgen- und Abendstunden, zwischen denen köstliche, von Sonnenschein und stärkster Sonnenwärme erhellte, wegen ihrer Kürze doppelt genußreiche Tage lagen — wenn es nicht Nordwind und Regen gab.

Obgleich die gute Laune meiner österreichischen Reisegefährten den Prüfungen dieser leidigen Winterreise durchaus gewachsen war, schien die neunstündige Fahrt durch die Wildnis eine endlose zu sein und glaubten wir eine förmliche Prüfung überstanden zu haben, als der Wagen endlich durch das Tor Bab el Fellah rollte. Der Kontrast zwischen den Reizen des ersten Reisetages und dieser an die Inkonvenienzen litauischer und galizischer Spätherbstfahrten er-

Digitized by Google

innernden Rückreise mutete uns, die wir allesamt den tunesischen Winter noch nicht kannten, allzu überraschend an. Auf diesen ersten Winter- und Regentag aber folgte eine ganze Reihe ähnlich gearteter Wochen. Kot und Feuchtigkeit machten jede Bewegung im Freien unmöglich, in den Häusern war es kalt und unbehaglich, das Thermometer sank von Tag zu Tage und sollte — incredibile dictu — in einer besonders schaurigen Nacht den Nullpunkt berührt haben. Die Landeskinder behaupteten, qu'il faisait un temps inoui und daß seit Menschengedenken kein ähnlicher Dezember erlebt worden sei — eine Formel, die man in jedem der folgenden Winter gelegentlich zu hören bekam und die uns als ausgemacht erscheinen ließ, daß das Gedächtnis dieser südlichen Menschen kürzer als dasjenige anderer Sterblicher sei, sobald es sich um unliebsame, außerhalb des Rahmens der Gewohnheit liegende Eindrücke handelt. Mit dem nämlichen Eigensinn, mit welchem man in England keine andern als auf südliche Breiten berechnete Wintereinrichtungen trifft und dadurch die Fiktion eines milden Klimas aufrecht zu erhalten sucht, tut man in Unteritalien und an der benachbarten afrikanischen Küste, als seien kalte und regnerische Wintertage hier ebenso unerhört wie in Ägypten.

Für mich und mein Haus begann mit dem Einbruch der Regenzeit ein neuer Lebensabschnitt. Aus Zaghuan zurückgekehrt, fand ich eine meiner Töchter erkrankt vor. Sie war von einem Fieber befallen worden, dessen Heftigkeit uns tödlich erschreckte, das nach Meinung der Ärzte aber ohne ernstliche Folgen bleiben sollte, — wenn es nicht allzu lange andauerte. Und wer waren diese Ärzte? Unwissende Italiener, die an den kleinen Universitäten Siziliens und des ehemaligen Königreichs Neapel Studien gemacht hatten, deren sie sich nur undeutlich erinnerten und von deren Vervollständigung niemals die Rede gewesen war, Geldmacher, die es für ihren Beruf ansahen, möglichst viele Krankenbesuche zu machen und sich dieselben möglichst hoch bezahlen zu lassen. So kläglich war die Bildung dieser Heilkünstler, daß dieselben (wie ich in der Folge erfuhr) einen seiner Gesundheit wegen in Tunis weilenden Dorpater Studenten der Medizin aufsuchten, um sich bei demselben Auskunft über neuere Behandlungsmethoden zu

Digitized by Google

holen. Deutsche Lehrbücher waren für sie unzugänglich, französische hatten sie niemals zur Hand genommen, weil sie als „gute Italiener" alles Französische verabscheuten und die bei der Okkupationsarmee tätigen Militärärzte mit ebenso grimmigem wie ohnmächtigem Hasse verfolgten.

Drei Monate lang, von Mitte Dezember 1885 bis zur Mitte des März 1886, schwebten unsere beiden jüngsten, im Alter von 14 und 13 Jahren stehenden Töchter zwischen Leben und Tod und ließen gelegentliche Fiebererkrankungen der übrigen Kinder den Ausbruch einer förmlichen Epidemie fürchten. Nach einer Zeit namenloser Sorge und Qual und als es zu wirksamer Hilfe zu spät war, führte ein Bekannter den französischen Militärarzt Dr. Lallemand, einen gebildeten und ehrenhaften Mann, an das Bett unseres jüngsten Kindes: uns rechtzeitig mit der Möglichkeit einer solchen Zuziehung und mit den Vorzügen Lallemands bekannt zu machen, war keinem der Mitglieder unseres sogenannten Umgangskreises in den Sinn gekommen. Das bloße Erscheinen des Franzosen genügte, damit die italienischen Ärzte in tumultuarischer Weise das Krankenzimmer verließen und jedes Zusammenwirken mit dem herbeigerufenen Kollegen, ja jede genauere Auskunftserteilung über die bisherige Behandlung verweigerten. Dr. Lallemand war zu einer Sterbenden gekommen: wenige Stunden nach seinem ersten Besuch, am Abende des 14. März, entschlief das jüngste, schönste und gesundeste unserer Kinder, — die sehr viel schwächlichere ältere Schwester genas nach einem Siechtum, dessen Folgen noch viele Monate auf ihr lasteten.

Inzwischen war der Frühling — zunächst im Geleite zahlreicher Regentage und rauher Winde — ins Land gezogen. Um uns einen beschleunigten Landaufenthalt und meiner bis aufs Mark erschöpften Frau die Gelegenheit zu möglichster Erholung zu bieten, schlug mein englischer Kollege Mr. Sandwith mir vor, gleichzeitig mit ihm und seiner aus zwei Töchtern bestehenden Familie (Frau Sandwith weilte in England) in die englische Konsulatsvilla zu ziehen: in dem aus 27 großen, saalartigen Gemächern bestehenden Gebäude allein zu hausen, verspürte der gleich mir landfremde Mann keine Neigung. Mit der palastartigen englischen Konsulatsvilla und dem dieselbe umgebenden Garten hatte es eine eigentümliche

Digitized by Google

Bewandtnis. Das Gebäude gehörte dem britischen Staate, der dasselbe dem jedesmaligen Konsul kostenlos überließ, dafür aber die Verpflichtung zur Erhaltung auferlegte. Diese letztere war bei dem verwahrlosten Zustande und dem mächtigen Umfange des Baus mit so beträchtlichen Aufwendungen verbunden, daß Sandwith dieselben über mehrere Jahre verteilen mußte, und daß manche Gelasse des uns überlassenen Flügels nur schwer bewohnbar waren. Einigen Ersatz dafür boten das mächtige flache Dach des Hauses, von welchem aus die weite, einsame Landschaft mit den im Hintergrunde emporragenden Höhen übersehen werden konnte, und der geräumige, mit hochragenden Palmen, feinblättrigen Pfefferbäumen und stacheligen Yukas bepflanzte Garten, dessen Wiederherstellung ein früher als Räuber berüchtigt gewesener alter Araber übernommen hatte. Der poetische Reiz dieser Villegiatur wurde allein durch ihre Melancholie übertroffen. Die nächste Umgebung machte den Eindruck einer Wildnis, deren Einförmigkeit nur hie und da durch Buschwerk und magere Olivenhaine unterbrochen wurde. Obgleich es bis zu dem benachbarten Dorfe El Marsa nur eine halbe Stunde war, und obgleich das auf den Trümmern der alten Byrsa erbaute Missionshaus der frères blancs von unserem Dache aus gesehen werden konnte, hatte man den Eindruck einer Einöde, in welche Menschen nur ausnahmsweise drangen. Es konnten Tage vergehen, an denen lediglich vereinzelte Karren und lautlos vorüberschleichende arabische Wanderer die anstoßende Landstraße belebten und die Töne des Glöckleins auf dem Missionshause die einzigen zu uns dringenden Laute waren. „Als wäre zwischen Bimm und Baum das Leben ein verschollner Traum" — zogen die Tage schattenhaft an uns vorüber. Abends, wenn ich vom Dache der Villa oder von dem Trümmerhaufen eines im Busch belegenen antiken Hauses der sinkenden Sonne nachsah und dem leisen Ton der Vesperglocke lauschte, war mir zumute, als sei die Welt, der wir sonst angehört hatten, für immer hinter uns versunken. Spaziergänge und Aufenthalt im Freien waren nur ausnahmsweise tunlich. Rauschte der Regen auf die Landschaft nieder, so wurde dieselbe für Stunden und halbe Tage in einen Sumpf verwandelt, brach die Sonne siegreich durch, so waren die Tagesstunden von einer Glut erfüllt, die erst durch die von der

Digitized by Google

See herüberwehende Abendbrise gedämpft wurde. Machte man sich dann auf den Weg an die Küste, so ging es durch Einöden oder an Trümmerstätten, antiken oder modernen Ruinen vorüber. Allenthalben ragten Überbleibsel der großen Vergangenheit des Landes in die wüste Lotterwirtschaft des modernen Arabertums hinein. Auf den ersten Blick ließ sich unterscheiden, ob man an dem Fundament eines längst verschwundenen Römerhauses oder an den Trümmern einer erst vor wenigen Jahren erbauten und von dem bankerott gewordenen Eigentümer alsbald wieder aufgegebenen Villa vorüberging. Ebenso verriet die Beschaffenheit der Straßen, von wem sie ursprünglich angelegt und ihrerzeit unterhalten worden waren: hier zeugte alles von Planmäßigkeit und Solidität, dort verrieten sich Gedankenlosigkeit und die Unfähigkeit, das Begonnene weiterzuführen und durch rechtzeitige Ausbesserung in Stand zu halten. Noch lebte der Herr und Erbauer des rings von Palmen umgebenen, jenseit Sidi bu Said belegenen Palais, von dessen 200 Gelassen im Jahre 1888 nur noch zwei bewohnbar geblieben waren. Unwillkürlich wandte der Blick sich von diesen ephemeren Schöpfungen des modernen Islam immer wieder den Vermächtnissen des Altertums zu. An die punische Zeit erinnerten die Überbleibsel des frevelhaft zerstörten Aquädukts, der zu den Zisternen des alten, vorrömischen Karthagos geführt hatte, — diese Zisternen selbst (13 erhalten gebliebene Tonnengewölbe von riesenhaften Dimensionen), — die gewaltigen Trümmer des Kais, die Fundamente der beiden angeblich zur Zeit Didos gegrabenen Häfen unterhalb der Byrsa, endlich der Unterbau der majestätischen Freitreppe, auf deren Stufen die punische Aristokratie sich abends versammelt hatte, um auf das Meer hinauszuschauen und die erfrischende Seeluft einzuatmen. — Ungleich zahlreicher und mannigfaltiger noch waren die Verlassenschaften aus römischer Zeit Karthagos. Als Behälter zur Aufnahme des von dem Dach der englischen Villa hinabgeleiteten Regenwassers diente ein reich ornamentierter Sarkophag, dessen Inschrift den Namen der Frau nannte, welcher derselbe bestimmt gewesen, — in einem nicht allzu fern belegenen arabischen Landhause war der geräumige Hof mit Trümmern einer Hautrelief-Skulptur gepflastert, — von jedem Spaziergange brachten meine Kinder mit

Digitized by Google

Inschrift-Fragmenten oder Arabesken geschmückte Marmorstücke, Scherben antiker Lampen und Flaschen, zuweilen auch Pfeilspitzen und kleine Metallarbeiten mit. Hatte anhaltender Regen den Boden gelockert, so konnte mit Sicherheit auf Münzfunde aus der Kaiserzeit (zumeist eines und desselben Gepräges) gerechnet werden. Rings um das auf weitragender Höhe belegene Missionshaus waren Fundamente römischer Tempel sichtbar, im Hof desselben wurden die wohlerhalten gebliebenen Mauern eines Unterbaus gezeigt, der das Prätorium getragen hatte. Der benachbarte Djebel Kaui war mit den Überresten von Hunderten antiker Grabstätten bedeckt, — an die großen Zeiten der nordafrikanischen Kirche erinnerten die Kreuze, die seit uralter Zeit die Stätten bezeichneten, an denen Kirchenvater Cyprian und die sog. dreizehn Märtyrer ihre Glaubenstreue mit dem Tode besiegelt hatten. Ja noch mehr — gewisse Traditionen aus der Zeit der „Rumi" ragten trotz des seitdem vergangenen Jahrtausends in das arabische Volksleben hinein. Nach Vorschriften des — im übrigen vollständig vergessenen — römischen Kalenders richten sich die Termine, zu denen mit dem Schnitt von Weizen und Gerste begonnen und die Aussaat vorgenommen wird, und auf uralten lateinischen Brauch ist die Sitte zurückzuführen, an einem bestimmten Augusttage blumengeschmückte Pferde, Rinder und Esel in feierlichem Zuge an das Meer zu geleiten und diesen sonst schmählich mißhandelten Tieren ein Bad in den Fluten desselben zu gönnen. Dicht an einem der entlang der Küste eingerichteten Badeplätze sind die Mosaiken sichtbar, die ihrer Zeit den Fußboden einer Therme gebildet haben. Das Gedächtnis dieser Anlage hat sich bis zur Stunde unter der arabischen Bezeichnung „dermesch" erhalten. An die Zeiten der Vandalenherrschaft gemahnt das neuerdings ausgegrabene Fundament der von einem ihrer Könige erbauten Kathedrale, — an die Jahrhunderte nach der Zerstörung des zweiten Karthagos der Anblick von den Meereswellen umspülter Marmorsäulen, die zum Transport nach Italien oder zur Ausschmückung des Doms von Pisa bestimmt gewesen waren. Mehr als einmal haben wir auf dem Erdhügel gelagert, von dessen Spitze Scipio den Sturm auf die innere Stadt und die Byrsa leitete und ebenso häufig die unterhalb dieser Höhe belegene Stätte besucht, an welcher die römischen Truppen die Stadtmauer (genauer der Punkt,

Digitized by Google

an welchem die äußere und die innere Mauer zusammentrafen) zuerst überstiegen.

Auf Gräbern der Vergangenheit lassen sich Stunden und Tage unvergleichlicher Erbauung verbringen, — zu dauernden Wohnplätzen im Leben stehender Menschen sind dieselben aber nicht geeignet. Auch auf junge und unbefangene Gemüter senkt sich bleierne Schwermut nieder, wenn Wochen und Monate an ihnen vorüberziehen, die nichts darbieten als das Bild längst versunkener Herrlichkeit. Wenn kein erfrischendes Windeswehen die Oberfläche des Lebens kräuselnd bewegt, wird das „ermüdende Gleichmaß der Tage" doppelt schwer empfunden. Unsere Villegiatur hatte im März begonnen und dauerte bis in den November hinein. Drei Monate hindurch (vom Ausgang des Mai bis zum Beginn des September) lag unveränderlich tiefblauer, wolkenloser Himmel über der halbverschmachteten, in dunkle Bräune gekleideten Landschaft, — dann folgte eine kurze Periode vereinzelter Regengüsse und Gewitterschauer, und das nämliche Bild stellte sich für einige Wochen abermals her. Eigentümlich genug war es um diese Anläufe zur Abkühlung der Temperatur bestellt. Auch wenn den Regenschauern kein ausdörrender „Schile" (Schirokko) vorhergegangen war, ließen dieselben eine feuchte Schwüle zurück, die wegen fortdauernder Bewölkung des Himmels nicht abdampfen konnte, — unter den Gewittern aber kamen solche vor, die unaufhörlich zuckende Blitze, aber keinen einzigen Donnerschlag brachten und die Temperatur völlig unberührt ließen. Von unserem „Wetterleuchten" waren diese Erscheinungen durchaus verschieden, weil sie der Regel nach von einem kleinen, unbeweglich am Zenith des Himmels haftenden Wölkchen ausgingen. Brach ein wirklicher Gewittersturm aus, so konnte derselbe allerdings furchtbare Verheerungen anrichten. Ein einziges Unwetter dieser Art erschlug eine ganze, auf den Gefilden Marsas weidende Hammelherde! Die Körper der getöteten Tiere blieben — nachdem man ihnen die Vliese abgezogen hatte — an der Stelle der Katastrophe liegen und verpesteten die Umgebung derselben so entsetzlich, daß man sich vergiftet glauben konnte, wenn man an der Unglücksstätte vorüberritt oder im Eisenbahnwagen vorüberbrauste.

Auch für Europäer, denen Arbeit und Tätigkeit zur zweiten



Digitized by Google

Natur geworden sind, hielt es nicht leicht, „die Leere der Stunden und die lange, unendliche Zeit" auszufüllen. Da es nur zwei wöchentliche und einen sonntäglichen Posttag gab, und da Dinge von politischer Bedeutung während dieser Periode der Verödung der Stadt und der Beurlaubung fast sämtlicher höherer französischen Beamten kaum vorkamen, beschränkte ich meine Fahrten in das 16 km entfernte Tunis auf zwei in der Woche. Im Juli und August war die Hitze um 7 Uhr früh so unerträglich, daß es ratsam erschien, bereits abends zuvor die kleine Reise zu absolvieren. Die nicht allzu zahlreich einlaufenden amtlichen Erlasse und Korrespondenzen konnten der Regel nach in den Frühstunden beantwortet, die eingetroffenen Fremden während des Frühstücks empfangen und um ihre Wünsche befragt werden. Über die in der Stadt doppelt peinlichen Nachmittagsstunden hinwegzukommen, hielt nicht leicht; konnte sich doch selbst auf dem Lande während derselben die Hitze so unerträglich steigern, daß jede Beschäftigung, auch diejenige mit leichten Handarbeiten, zur Qual wurde. Und dabei bewohnten wir hohe, luftige Räume mit marmornen Fußböden und wohlgeschützten Fenstern! Wiederaufleben ließ sich erst, wenn die Stunde für die Rückkehr nach Marsa schlug und der Beginn der Brise einen Spaziergang an die See oder auf eine der benachbarten Höhen ermöglichte. Von anderem Verkehr als demjenigen mit den britischen Hausgenossen war keine Rede, und als diese einen Ausflug nach Susa und in die „heilige" Stadt Kairuan unternahmen, kam auch dieser in Wegfall. Die Zahl der in Marsa und Umgegend lebenden Europäer war eine verschwindend geringe. Aus der Zeit unseres sechsmonatlichen Aufenthalts in der britischen Villa sind mir nur zwei oder drei Besuche erinnerlich, die wir zu empfangen hatten. An einem glutheißen Juninachmittage fuhr der Kardinal Lavigerie bei mir vor, und einige Tage darauf erschien Herr Cambon, um sich vor dem Antritt seines Urlaubs zu verabschieden. Lavigeries Besuch ist mir wegen der Offenheit im Gedächtnis haften geblieben, mit welcher der Kardinal von dem zunehmenden Einfluß seines intimen Feindes, des einige Wochen zuvor zum Kriegsminister ernannten Generals Boulanger, und von den Gefahren sprach, die dieser homme funeste der Erhaltung des Friedens bereiten könne. Von Herrn Cambon nahm man bereits damals an, daß er auf

Digitized by Google

seinen Posten nicht mehr zurückkehren werde. Schon seit einiger Zeit war die sonst so rege gewesene Reform- und Verwaltungstätigkeit des Generalresidenten in Stillstand gebracht worden. In Paris arbeitete Boulanger gegen ihn, in Tunis erging ein neu begründetes boulangistisches Blatt sich in erbitterten Schmähungen gegen die französische Verwaltung Tunesiens, von Algerien aus wurde systematisch darauf hingearbeitet, an die Stelle des Protektorats die förmliche Annexion des Beylikats treten zu lassen und die vollständige Gleichstellung der beiden Gebiete mit möglichster Beschleunigung durchzusetzen. Direkt brauchte Cambon weder diese Widersacher noch die Umtriebe zu fürchten. An den Herren de Freycinet und Jules Ferry besaß er zuverlässige Stützen seiner Person, an den mit dem Protektorat erzielten Resultaten ein Belegstück für die Zweckmäßigkeit seines Systems. Die Unbeliebtheit, deren er sich bei der französischen Kolonie erfreute, und der passive Widerstand, den ein Teil seines Beamtentums seinen „autoritären", gegen die herkömmlichen Ressortrücksichten verstoßenden Anordnungen entgegensetzte, hatten ihn indessen müde und gegen Angriffe empfindlich gemacht, die an und für sich zu ertragen gewesen wären. Er hatte die Empfindung, für seine bisherige Stellung verbraucht zu sein und vor Schwierigkeiten zu stehen, deren Überwindung einem neuen Manne leichter fallen werde als ihm.

Einstweilen hatte der Generalresident einen dreimonatlichen Urlaub, während der Botschaftssekretär Bompard und, als auch dieser in die Ferien ging, der Generalkonsul Robin die Geschäfte leitete. Wochen hindurch ereignete sich nichts, was zu einem Berichte hätte Veranlassung geben können und beschränkte meine Tätigkeit sich auf die Erledigung laufender Angelegenheiten und auf den Empfang durchreisender deutscher Offiziere und Beamte, die dem Bey vorgestellt und bei dieser Gelegenheit dekoriert zu werden wünschten. Solange die Zahl militärischer Passanten eine mäßige gewesen war, hatte diese Unsitte sich allenfalls ertragen lassen, jetzt, wo die Vermehrung der Schiffsgelegenheiten und die Zunahme der Reiselust die Verhältnisse verändert hatten, mußte der (ausschließlich von Deutschen betriebenen) Ordensjagd ein Ende gemacht werden. Auf Grund eines Berichtes darüber, daß mir binnen 14 Tagen siebenmal die Befürwortung deutscher Ordenswünsche zu-



Digitized by Google

gemutet worden, verbot ein Erlaß des Reichskanzlers jede konsularische Intervention zugunsten derartiger Gesuche. Daß besonders dekorationsbedürftige Landsleute sich dadurch nicht abschrecken ließen und dem französischen Minister direkte Gesuche zugehen ließen, konnte freilich nicht verhindert werden. Wiederholt ist mir von diesen Notleidenden versichert worden, sie dürften sich in ihren Garnisonen nicht ohne tunesische Orden sehen lassen, wenn sie aus Afrika zurückkehrten.

So vergingen Wochen über Wochen in lautloser, durch keine in Betracht kommende Tätigkeit unterbrochener Stille. Winkte der neuigkeitslustige Bruder des Beys, Prinz Tajeb, mich einmal zu sich heran, wenn ich morgens vor seinem Palais vorüberritt, oder bat der „jüngere Sohn eines jüngeren Bruders" des früheren Beys um einen „starken Paß", der ihn von seinem Herrn Vetter unabhängig machen sollte, so mußten dergleichen Zwischenfälle für den Mangel anderweiter Erlebnisse Ersatz leisten. Meine Töchter hatten in einer benachbarten Hütte eine arme, von ihrem trunksüchtigen Manne verlassene Malteserin entdeckt, deren Kinder durch kleine Geschenke, abendliche Märchenerzählungen und Leseübungen beglückt werden konnten, — meine Frau wurde zu einem Besuch im Harem der Mad. Beyesse (der älteren der beiden Frauen Sidi Ali-Beys) veranlaßt und bei Gelegenheit abendlicher Spaziergänge um ihr Erscheinen in den Gemächern anderer vornehmer Damen ersucht: das war alles, was sich ereignete und ereignen konnte. Den Abschluß des Sommers bildeten der in jenem Jahre in die Herbstzeit fallende Fastenmonat Ramadan und das auf denselben folgende „Fest des Lammes". Vier Wochen lang durfte kein rechtgläubiger Muselman während der Tagesstunden essen, trinken oder rauchen, ein Verbot, das so strenge eingehalten wurde, daß unsere arabischen Dienstboten zuweilen dem Verschmachten nahe gekommen zu sein schienen, bevor der sehnlich erwartete Kanonenschuß das Versinken des Tagesgestirns und das Ende der ihnen auferlegten Prüfung ankündigte. Daß die Nächte durchschmaust und durchjubelt wurden, verstand sich ebenso von selbst wie daß das „Fest des Lammes" als Tag der Freude festlich begangen wurde. Vormittags empfing der Bey die Glückwünsche der hohen Beamten und der Konsuln, die ihn mit den herkömmlichen „Haranguen" in dem einzigen

Digitized by Google

bewohnbar gebliebenen Saale des ungeheuren Bardopalais begrüßen mußten, abends waren Stadt und Vororte glänzend beleuchtet und wogten Tausende bunt geschmückter Menschen durch die sonst so stillen, nach Sonnenuntergang ausgestorbenen Gassen, Plätze und Basare. Um die nämliche Jahreszeit pflegten die Orden und geistlichen Bruderschaften des Landes ihre Pilgerzüge zum Sommersitz des Landesherrn zu veranstalten und demselben ihre Huldigungen darzubringen. Stattlich genug nahm es sich aus, wenn die langen Züge, zu denen die Gläubigen sich zusammengefunden hatten, in feierlichem Marsch, unter dem Vortritt von Banner- und Fahnenträgern und Musikern die Landstraße herabkamen und im Hof des beylikalen Palais verschwanden. Gehörten die Pilger dem Orden der Essauia an, so wurden die Tore sofort geschlossen und sämtliche Ausgänge aus dem Hof militärisch besetzt. Durch Tänze und unaufhörlich wiederholte rhythmische Bewegungen in eine an Wahnsinn grenzende Ekstase versetzt, ergehen die Gläubigen der genannten Sekten sich an gewissen Festtagen in Spielen der merkwürdigsten und schauerlichsten Art. Jeder Mitspieler stellt ein wildes oder halbwildes Tier vor und gebärdet sich als solches. Die Darsteller des Löwen laufen brüllend und rasend umher, um jedes ihnen in den Weg kommende lebende Wesen zu zerreißen und einzelne Teile desselben blutgierig zu verschlingen, die Repräsentanten des Kamels verschlingen stachelbedeckte Kaktusblätter, deren Genuß für normale Menschen tödlich werden kann, — andere Tollhäusler Glasscherben und glühende Kohlen, wieder andere durchstechen die entblößten Leiber mit Schwertern und Dolchen, und das alles beim Klange einer wilden, berauschenden Musik, unter ohrenzerreißendem Geschrei. Der Bey und seine Hofleute sehen diesen seltsamen, bis zur völligen Erschöpfung der Teilnehmer fortgesetzten Ausbrüchen religiösen Wahneifers von einem Balkon aus zu. Zu nahe Berührungen mit den Rasenden können unter Umständen lebensgefährlich werden. Mit gutem Grunde wurden die Ausgänge dieses „Löwengartens" von Soldaten des Bey bewacht, die geladene Gewehre bei sich führten. Wiederholt war es vorgekommen, daß ins Freie entwichene Mitspieler der grausigen Komödie Kinder und Tiere zerrissen und anderweiten bösen Unfug angerichtet hatten,

Digitized by Google

ohne daß man die „Gotterfüllten" dafür hätte zur Rechenschaft ziehen dürfen. — Den berühmtesten der Löwendarsteller habe ich als stillen, schüchternen Mann häufig in mein Haus treten sehen. Er war Berufsgenosse und naher Freund unseres Kochs, des schwarzen Salem, den er zu gemeinsamen Marktgängen und ins Kaffeehaus abholte und von dem er mit der Ehrfurcht behandelt wurde, die der rechtgläubige Muselman geistig abnormen Menschen zuwendet. „Er hat einen Geist," erzählte Salem von dem merkwürdigen Freunde, „und heute (fügte er einmal hinzu) ist der Geist bei ihm gewesen." Dieser „Geist" war derjenige einer dem Wahnsinn verwandten Schwermut, und wiederholt habe ich bei dem Anblick des blassen, scheu um sich sehenden herkulisch gebauten Mannes an den König Saul und dessen dunkle Stunden denken müssen.

Als die Kürze des Tages abendliche Spaziergänge unmöglich zu machen begann, kehrten wir in die Stadt zurück. Die beurlaubt gewesenen Franzosen und die Kollegen waren bereits in ihren Winterquartieren eingetroffen und das Winterleben hatte den gewohnten Lauf begonnen. Sein Anfang wurde dieses Mal von einem wirklichen Ereignis begleitet. Seinem Wunsche gemäß war Herr Cambon zum Botschafter in Madrid ernannt worden und nach Tunis gekommen, um sich zu verabschieden. Zu seinem schweren Mißvergnügen mußte unser Doyen, der spanische Geschäftsträger, den bei dem Hofe seines Souveräns akkreditierten neuen „Ambassadeur" mit einem „kostspieligen" Diner und einer wohlfeilen Abschiedsrede feiern, dann folgten die herkömmlichen Besuche und Gegenbesuche und wenige Tage später hatte Herr Cambon die Stätte seiner mehrjährigen Tätigkeit (1882—1886) für immer verlassen. Zunächst griff ein mehrwöchiges Interim Platz. Über den Nachfolger Cambons war man in Paris noch nicht schlüssig geworden, die beiden vertrautesten Beamten des bisherigen Generalresidenten, der Botschaftssekretär Bompard und der Militärattaché Coïn, hatten sich versetzen lassen, und von dem einstweilen mit der Geschäftsführung betrauten Generalkonsul Robin wußte man, daß er sofort nach dem Eintreffen des neuen titulaire den Abschied nehmen werde. „Neu Regiment bringt neue Menschen auf", und nach französisch-republikanischer Anschauung galt für

Digitized by Google

selbstverständlich, daß der neue Machthaber sich mit Männern seines Vertrauens und seiner Clique umgeben werde. Herrn Cambons Verlassenschaft war, wie man dem Bey vertraulich mitgeteilt hatte, einem in China tätig gewesenen Diplomaten Bihourd zugedacht. In elfter Stunde besann man sich indessen darauf, daß der bisherige Gesandte in Peking Jude sei und daß dieser Umstand bei der moslemitischen Bevölkerung Tunesiens Anstoß erregen könne. So entschloß Herr de Freycinet sich, dem im Jahre 1882 von Jules Ferry gegebenen Beispiel zu folgen[1]) und statt eines Diplomaten einen Verwaltungsmann nach Tunis zu senden. Seine Wahl fiel auf einen durch die Freundschaft Gambettas emporgekommenen radikalen Politiker, der die für unlösbar angesehene Aufgabe gelöst hatte, sich sechs Jahre auf dem Posten des Präfekten des Rhone-Departements (Lyon) zu behaupten und das halbe Dutzend während dieses Zeitraums abgewirtschafteter Minister des Innern zu überdauern.

Dieser Wundermann hieß Massicault. Er mochte fünf- oder sechsundvierzig Jahre zählen, war als Sohn eines Sekundarlehrers geboren und ursprünglich für die Laufbahn seines Vaters bestimmt worden. Nach dem Sturz des Kaisertums hatte Gambetta den zu seinen ergebensten Anhängern zählenden jungen Schulmann in die Politik gezogen und während des Krieges mit einem Verwaltungsamte betraut. Als der „grand Français" sich durch das Dekret vom 31. Januar 1871 um seine Minister- und Regentenstellung gebracht hatte, hatte Massicault den Abschied genommen. Eine Weile in der Presse tätig, kehrte er nach den Wahlen vom 20. Februar 1876 in die Beamtenlaufbahn zurück, um von seinem zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewordenen Beschützer von Stufe zu Stufe gehoben und im Jahre 1879 in die zweite Stadt Frankreichs gesendet und mit einer der wichtigsten Präfekturen des Landes betraut zu werden. Massicault besaß eine große Portion gesunden Menschenverstandes, eine ebenso große Portion Schlauheit und die Eigenschaften eines fleißigen und geschickten Arbeiters. Im Grunde gutartig, bei richtiger Behandlung gefällig und nicht ohne Verständnis für Humor, gab er allerdings

[1]) Cambon war bis zu seiner Entsendung nach Tunesien Präfekt in Lille, Herr Bompard sein Generalsekretär gewesen.

Digitized by Google

zu Beginn seiner neuen Tätigkeit einigen Anstoß. Zum Entsetzen unseres ausschließlich mit Etikettefragen beschäftigten Doyens, des Spaniers, empfing Herr Massicault das Konsularkorps stehenden Fußes und schob die uns schuldigen Gegenbesuche so lange hinaus, daß ihm schließlich zu verstehen gegeben werden mußte, bis auf weiteres werde kein Konsul den Fuß über seine Schwelle setzen. Einen ungünstigen und zugleich lächerlichen Eindruck machte es ferner, daß er sich bei dem ersten amtlichen Gegenbesuche mit einem Gefolge von 10, sage zehn Beamten und Offizieren umgab und daß Monate vergingen, bevor seine Gemahlin mit unseren Damen in regelmäßige Beziehung trat. Ein Teil der Kollegenschaft war kindlich genug, diese kleinen Verstöße tragisch zu nehmen und den Mann, der sich derselben schuldig gemacht hatte, für einen unmöglichen Menschen zu erklären. Bedauerlicherweise nahm mein sonst verständiger und versöhnlicher Freund Malmusi an dem Vorgefallenen Veranlassung, die Ansprüche Italiens und seiner Kolonie schärfer, als er jemals früher getan, zu akzentuieren und dem Nachfolger Cambons Schwierigkeiten zu bereiten, die besser gespart geblieben wären. Gute Laune und unbefangenes Urteil wußte sich allein unser vielerfahrener alter österreichischer Kollege Soretic zu erhalten, der in aller Gemütlichkeit zum Abwarten mahnte und Herrn Massicault mit einer jovialen Unbefangenheit gegenübertrat, die ihren Eindruck um so weniger verfehlte, als der Expräfekt, nachdem er sich in seiner neuen Stellung orientiert hatte, einfachere und liebenswürdigere Saiten aufzuziehen begann. Mir war es, ohne daß ich ein Verdienst hätte ansprechen können, schon nach kurzer Frist gelungen, mit dem neuen Herrn der résidence française auf guten Fuß zu kommen. Als Massicault mich bei einer Begegnung auf der Straße anredete und sein Bedauern darüber aussprach, durch geschäftliche Überbürdung an Besuchen bei mir und meinen Kollegen verhindert worden zu sein, gab ich zur Antwort: „Eh bien, — vous êtes comme l'axe de la terre. Tout le monde parle de vous, mais personne ne vous a jamais vu.“ Dieses — übrigens nicht von mir erfundene — Scherzwort nahm er für ein Kompliment. Er ließ sich dasselbe wiederholen, schüttelte mir freundschaftlich die Hand und schied mit dem Wunsche, mir in Bälde wieder zu begegnen.

Digitized by Google

Damit sollte es einstweilen gute Wege haben. Cambon hatte seinem Nachfolger eine große Zahl fertiger und halbfertiger Reorganisationsentwürfe hinterlassen, deren Studium den neuen Residenten und dessen frisch importierte Gehilfen wochenlang in Anspruch nahm, dann aber trat ein Ereignis ein, das alle übrigen Interessen für eine Weile in den Hintergrund drängte.

Dieses Ereignis war die auf die zweite Hälfte des April (1887) anberaumte Eröffnung der Eisenbahnlinie Algier—Tunis. Das kurz zuvor in das Amt getretene Ministerium Flourens hatte die allendliche Fertigstellung dieses Schienenweges — dessen einzelne Teilstrecken bereits seit Jahr und Tag in Betrieb genommen waren — zu einem großen parlamentarisch-politischen Fischzug auszunutzen beschlossen. An die sämtlichen Mitglieder der beiden gesetzgeberischen Körperschaften Frankreichs war eine Einladung zur Teilnahme an den Feierlichkeiten der neuen großen Verkehrsader ergangen. Für Staatsrechnung sollten die Teilnehmer dieser „caravane parlementaire" von Paris nach Marseille und von dort nach Algier befördert werden, um unter Führung des Ministerresidenten und mehrerer seiner Kollegen an der mehrtägigen Probefahrt teilzunehmen, in den an der Linie belegenen Städten Halt zu machen und sich von den beglückten Bewohnern derselben nach Gebühr feiern zu lassen. Die Aussicht auf eine kostenfreie Reise durch Nordafrika und auf glänzende, in majorem gloriam rei publicae veranstaltete Festlichkeiten hatte bei Senatoren und Deputierten der verschiedensten Richtungen gezündet und eine große Zahl derselben über das Meer geführt. Die Sache wurde außerordentlich wichtig genommen und mit der Aufwendung so ansehnlicher Geldmittel ins Werk gerichtet, daß die hohen Reisenden einen förmlichen Triumphzug erlebten. Allenthalben wo die „Karawane" erschien, gab es Ehrenpforten, Illuminationen, prunkende Aufzüge zusammengetrommelter Landaraber, Reiterfeste und üppige Mahlzeiten, bei denen der Champagner in Strömen floß. An die Straßenecken der tunesischen Hauptstadt wurden telegraphische Meldungen geheftet, die über die Herrlichkeiten jedes Reisetages ausführlich berichteten und von den Ausbrüchen des Enthusiasmus, der die Landesbewohner aller Bekenntnisse und Zungen ergriffen haben sollte, nicht genug Rühmens machen

Digitized by Google

konnten. Den Beschluß der gesamten Veranstaltung sollte ein mehrtägiger Aufenthalt in Tunis bilden, das so hohen und so zahlreichen Besuchs noch niemals teilhaftig geworden war. Entsprechend der Wichtigkeit der Sache hatte man ein umfassendes Festprogramm ausgearbeitet, das Besichtigung aller Merkwürdigkeiten der Stadt, Ausflüge auf die Stätten Karthagos, Empfänge zahlreicher mohammedanischer und christlicher Notabilitäten und Körperschaften und eine lange Reihe kopiöser Diners, Frühstückstafeln usw. umfaßte. Was noch nie vorgekommen und in den Annalen der Barbareskenstaaten unerhört geblieben war, — der Bey hatte sich entschlossen, ein großes Bankett zu veranstalten, an welchem außer den Ehrengästen, höheren Beamten auch die Vertreter des Auslandes teilnehmen sollten. Um die Hauptstadt des Protektoratlandes in möglichst günstigem Lichte zu zeigen, wurden die Mauern und Zinnen derselben beflaggt, die öffentlichen Gebäude herausgeputzt und Pflasterungsarbeiten vorgenommen, die eine Woche hindurch nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte in Anspruch nahmen.

Just als diese Vorbereitungen dem Abschluß entgegengingen und die Stunden bis zum Eintreffen der Pariser Gäste bereits gezählt werden konnten, traf eine Nachricht ein, welche dem Triumphzuge der caravane parlementaire ein Ende mit Schrecken ankündigte. Aus den Zeitungen, die damals nur zweimal in der Woche eintrafen, wußte man, daß an der deutsch-französischen Grenze ein peinlicher Zwischenfall, die Verhaftung des angeblich auf deutsches Gebiet gelockten Polizeibeamten Schnäbele, vorgekommen war: besonderes Aufheben war von der Sache indessen nicht gemacht, sondern allgemein angenommen worden, dieselbe werde sich anstandslos erledigen lassen. — Jetzt, d. h. sechzig Stunden vor dem für das Eintreffen der Ehrengäste anberaumten Termin, traf die Schreckensnachricht ein, daß die Freilassung Schnäbeles von den elsässischen Behörden verweigert, diese Weigerung mit dem Erlaß eines französischen Ultimatums beantwortet und dadurch die Gefahr einer plötzlichen und sofortigen Friedensstörung heraufbeschworen worden sei. Den in Constantine weilenden Ministern war die Order zugegangen, behufs Teilnahme an einem abzuhaltenden Ministerrat unaufhältlich nach Paris zurückzukehren und sämtliche in der Vorbereitung begriffene Festlichkeiten abzusagen.

Digitized by Google

Diese Kunde war zugleich mit der Nachricht eingetroffen, daß die Mehrzahl der Minister Constantine bereits verlassen und sich nach Philippeville begeben hätten, um sich in einem ihnen zur Verfügung gestellten Dampfer nach Marseille einzuschiffen; die Zurückgebliebenen sollten ihnen folgen, sobald die erforderlichen Schiffsgelegenheiten in Philippeville nachgewiesen worden.

Irre ich nicht, so schlug diese Bombe an einem Mittwoch Vormittag in die tunesische Festveranstaltung hinein und trafen einige Stunden später Zeitungsnachrichten ein, die trotz ihrer Veraltung die Richtigkeit der aus Constantine eingegangenen Meldung der Hauptsache nach bestätigten. Dem größeren Publikum kündeten an die Straßenecken des europäischen Stadtteils geheftete Plakate in Kürze die Abbestellung der geplanten Feste und die durch unvorhergesehene Umstände herbeigeführte Abreise der Minister an: Einzelnes und Genaues ließ sich nicht ermitteln, weil der Generalresident nicht zu sprechen war. Der Eindruck, den diese Kunde machte, spottet jeder Beschreibung — im buchstäblichen Sinne des Worts hatte alle Welt für einen Augenblick den Kopf verloren. Während alles, was den französischen Namen trug, förmliche Verstörung verriet, die „dehors" nur mit Anstrengung wahrte und hier ängstliche, dort zornerfüllte Mienen zeigte, hatten die Italiener Mühe, ihre hohe Befriedigung über die ihren Rivalen angedrohte Gefahr und die Möglichkeit einer Wendung der Geschicke zu verbergen. In der äußeren Haltung der einheimischen Bevölkerung war anscheinend kein Wandel eingetreten, — wie ein großer, vielleicht der größere Teil derselben in der Stille dachte, sollte ich indessen erfahren, bevor der ereignisreiche Tag zu Ende gegangen war. Immer wieder waren Freunde unserer Kawassen und der beiden Köche in den Vorzimmern des Konsulats erschienen, um nach neuen Nachrichten zu fragen und dem „Konsor prussian" sagen zu lassen, sie hätten ihren Heiligen auf den Fall deutscher Siege Kerzen gelobt und sich vorgesetzt, gegebenenfalls auf unsere Seite zu treten.

Ob es 48, 36 oder 24 Stunden waren, die in peinlicher Erwartung der kommenden Dinge und unter Eindrücken nicht eben wohltuender Art vergingen, weiß ich heute nicht mehr. Um so erinnerlicher ist mir, daß die Peinlichkeit dieser Wartezeit von Stunde

Digitized by Google

zu Stunde zunahm. Kam es zum Kriege, so mußten unsere drei Söhne und der Verlobte unserer ältesten Tochter in denselben ziehen — nach Krieg aber sah es allen Ernstes aus. Von den französischen Bekannten wurden wir mit einer Geflissentlichkeit gemieden, die von Feindseligkeit kaum zu unterscheiden war, — die Italiener nickten uns bei Gelegenheit verständnisinnig zu, hielten indessen für geboten, sich vorsichtig zurückzuhalten, — von den Kollegen aber zeigte sich — allein den Österreicher ausgenommen — seit Eingang der Schreckenskunde keiner unter unserem Dache. Die auf und nieder gehenden allarmierenden Gerüchte trugen der Mehrzahl nach den Stempel der Übertreibung an der Stirn, verfehlten eines gewissen Eindrucks indessen nicht. Mehr als alles übrige kam für mich in Betracht, daß der einzige bedeutende Franzose, den ich gesprochen und von dem ich wußte, daß er als Gegner Boulangers die Erhaltung des Friedens dringend wünsche, aus seiner Besorgnis vor einer folgenschweren Verwicklung kein Hehl gemacht hatte. Seit einigen Tagen weilte der ehemalige Minister Jules Ferry als Gast im Hause des Staatssekretärs Mohamed Dshalluli in Tunis, und mit ihm (einem langen, starkknochigen Manne mit großem, unschönem, dunkelfarbigem Gesicht und englisch zugeschnittenem Backenbart) hatte ich eine längere Unterredung gehabt. Wir waren mit dem Wunsche geschieden, daß die drohende Gefahr sich werde beschwören lassen. Ferrys Züge hatten indessen verraten, daß seine Friedenshoffnungen auf schwachen Füßen ständen. Er war im Begriff, auf einige Tage nach Zaghuan zu reisen und versprach, mich auf der Rückreise zu besuchen.

Am Abende des nämlichen Tages (es war ein Freitag) erreichte die Spannung, in welcher wir uns befunden hatten, unerwarteter Weise ihr Ende. Zu später Stunde erschien der besuchsweise in Tunis anwesende schwedisch-norwegische Konsul für Algier, Nordstroem, um mir mitzuteilen „que l'affaire était replâtrée". Nach ihm zugegangenen zuverlässigen Meldungen war der verhaftete Schnäbele freigelassen und die drohende Kriegsgefahr dadurch beseitigt worden. Anderen Tags erhielt ich die Bestätigung dieser willkommenen Botschaft, und zwar unter Umständen höchst eigentümlicher Art. Morgens um 7 Uhr wurde ich mit der Meldung aus dem Bette geholt, daß einer der Herren von der französischen Gesandtschaft

Digitized by Google

mich dringend zu sprechen wünsche. Der erschienene Sendbote Herr Drammond teilte mir mit unverhohlener Befangenheit mit, frühmorgens um 5 Uhr seien zwei der Herren Minister unerwarteter Weise aus Constantine eingetroffen, um Tunis einen kurzen Besuch abzustatten und während dieses Aufenthalts den Bey und die „Autoritäten" der Stadt kennen zu lernen. Mit Mühe und Not habe man einige höhere Beamte und Offiziere und die Mitglieder der französischen Handelskammer zusammengetrommelt, wegen der Kürze der Zeit indessen eine nur unvollständige Vertretung der Stadt zustande gebracht. Herr Massicault, dem dringend daran gelegen sei, seinen Gästen die Vertreter des Auslandes vorzustellen, lasse mich, den er als Freund ansehe, beschwören, auf die Residenz zu kommen und an der Empfangszeremonie teilzunehmen; der englische Konsul habe sein Erscheinen bereits zugesagt, — an mir aber sei Herrn Massicault um so dringender gelegen, als meine Kollegen von Spanien und Italien nicht hätten eingeladen werden können: beide Herren seien frühmorgens um 6 Uhr über Land geritten und würden voraussichtlich erst am Nachmittage zurückkehren. Nach kurzer Überlegung erteilte ich die gewünschte Zusage, indem ich hinzufügte, daß ich den britischen Kollegen seinem Wunsche gemäß abholen und spätestens um $8^1/_2$ Uhr zur Stelle sein würde. Bei Mr. Sandwith traf ich den russischen Vizekonsul Nissen (einen geborenen Tunesier) an, der uns über den Gang der Sache das Nachstehende mitteilte:

Inmitten der allgemeinen Verwirrung der Köpfe und Gemüter hatte nur *eines* der Mitglieder der französischen Kolonie, der Präses der Handelskammer, Henri Ventre, kaltes Blut zu wahren gewußt. Noch vor Eingang der entscheidenden Nachricht und ohne sich mit irgend jemandem zu beraten, hatte dieser energische Mann dem in Constantine zurückgebliebenen Handelsminister telegraphiert, daß für die Stellung Frankreichs in Tunesien nicht weniger als alles auf dem Spiele stehe, wenn die Vertreter desselben sich nicht zu einem Entschluß aufrafften. Bleibe es dabei, daß kein Minister und kein Teilnehmer der caravane parlementaire nach Tunis komme, so würden Italiener wie Araber darin das direkte Eingeständnis sehen, daß die Republik die Deutschen fürchte und daß ihre Lenker sich auf tunesischer Erde nicht mehr sicher fühlten. Wolle man das französische Prestige aufrecht erhalten, so sei un-

Digitized by Google

bedingt geboten, daß mindestens ein Teil der in Constantine weilenden Staatsmänner nach Tunis komme und dem Bey wie der Bevölkerung durch die Tat beweise, daß die Stellung Frankreichs eine unveränderte und unveränderliche sei. Dieser Appell an das nationale Selbstgefühl hatte seine Wirkung nicht verfehlt und zwei der zurückgebliebenen Minister bestimmt, sofort und ohne vorgängige Ankündigung ihres Vorhabens nach Tunis aufzubrechen. Ihrem Beispiel sollte anderen Tages eine Anzahl von Deputierten folgen.

Noch bevor Herr Nissen seine Erzählung beendet hatte, waren wir in der Residentur angelangt. In der Türe des Empfangssaales derselben begegneten uns mehrere Beamte, die sich den beiden Ministern bereits vorgestellt hatten. Durch einen derselben, den mir näher bekannten directeur des beaux arts, Herrn de la Blanchère, erfuhr ich, daß nur ein Teil der Geladenen rechtzeitig hatte aufgefunden werden können, und daß der Empfang demgemäß ziemlich mager ausgefallen sei. Dem Bey hatten sich die beiden aus Constantine eingetroffenen Herren (wie de la Blanchère hinzufügte, die Minister des Handels und des Unterrichts) bereits vorgestellt und die in dergleichen Fällen unvermeidlichen Großkreuze des Nischan-Iftikar-Ordens davongetragen. Auf meine Frage nach dem Namen des Unterrichtsministers gab der Direktor mit lächelnder Miene zur Antwort, daß er nicht für notwendig gehalten habe, nach der Person dieses seines Chefs zu fragen: „Den Namen meines nächsten Vorgesetzten, des Abteilungsvorstandes, kenne ich nur allzu genau, — auf den Minister kommt nichts an. Ça va et vient, comme vous savez.“ Wenig später wurden wir in den Empfangssaal geführt. Vor uns standen zwei dicke, herzlich unbedeutend und unbehilflich aussehende alte Herren, die ihre neu empfangenen Dekorationen feierlich über den Frack gehängt hatten uns mit den herkömmlichen Begrüßungsformeln empfingen und ziemlich befangen dreinschauten: dem russischen Honorar-Vizekonsul wurde die Ehre zuteil, als Repräsentant einer befreundeten Macht bewillkommnet zu werden, — dem Engländer und mir sprach Herr Massicault seinen besonderen Dank für unser Erscheinen aus.

Am Abende desselben Tages schifften die beiden Minister sich nach Marseille ein, nachdem sie die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen und ihre Gegenbesuche abgestattet hatten.

Digitized by Google

Inzwischen waren etwa dreißig Mitglieder der caravane parlementaire eingetroffen, und diesen zu Ehren fand am Sonntage ein Fest statt, — das einzige Überbleibsel des weitläufigen Programms, das von den französischen und beylikalen Beamten zustande gebracht worden war. Festgeber war ein bankerott gewordener tunesischer Exwürdenträger namens Ben-Ayed, der seit Jahr und Tag einen den Pariser Gerichten vorliegenden Millionenprozeß führte und mit der Naivität des Orientalen annahm, eine den anwesenden Volksvertretern dargebrachte Huldigung werde ihm zu siegreicher Durchführung seiner Ansprüche verhelfen. Ein jüdischer Geldverleiher hatte Herrn Ben-Ayed einige tausend Franken vorgestreckt, die der unverbesserliche Verschwender auf die Instandsetzung seines großen, halb verfallenen städtischen Hotels und die Veranstaltung eines Ballfestes gewendet hatte, zu welchem die halbe Stadt in majorem gloriam der Pariser Gäste geladen worden war. Als ich zu ziemlich vorgerückter Stunde mit zweien meiner Töchter eintraf, strahlte das Ben-Ayedsche Haus im Glanze ungezählter bunter Lichter und Lampen. Treppen, Korridore und Säle waren mit Teppichen, Flaggen, Fahnen und Blumengirlanden so reich ausgeschmückt, daß man das baufällige alte Hotel für einen Feenpalast hätte halten können. In den zahlreichen, von einstiger Herrlichkeit zeugenden Gelassen des mächtigen Baus wogte eine nach Hunderten zählende, aus europäischen und arabischen Elementen bunt zusammengewürfelte Gesellschaft beim Klange rauschender Musik auf und nieder. Offiziere und Beamte hatten Uniformen und bunte Bänder, die Damen große Toilette angelegt, die Herren Deputierten trugen ihre dreifarbigen Schärpen so kunstreich über Brust und Schultern, als ob dieselben Großkordons seien. Daß der Champagner in Strömen floß, und daß die zahlreiche Dienerschaft Erfrischungen aller Gattungen und Arten verteilte, verstand sich ebenso von selbst, wie daß der beglückte Gastgeber seine Gäste mit der Miene des Siegers bewillkommnete.

In dem ersten der überfüllten Festsäle begegneten wir Herrn Massicault, der zusamt seiner Gefolgschaft den Heimweg anzutreten im Begriff stand: zwei Tage lang durch die Pariser Gäste in Anspruch genommen, sehnte er sich nach Ruhe und Erholung. Nach Verabschiedung von ihm und seinen Begleitern setzten wir unsern

Digitized by Google

Weg fort, um alsbald in den Tanzsaal zu gelangen. An bekannten Gestalten, militärischen wie bureaukratischen, fehlte es nicht, die Mehrzahl derselben aber zeigte so feindliche Mienen, daß wir von einer Begrüßung Abstand nahmen. Offenbar wollte man uns dafür strafen, daß wir während der vorhergegangenen Tage Zeugen des panischen Schreckens gewesen waren, der die französische Gesellschaft ergriffen hatte, und dem nach Beseitigung der Kriegsgefahr ein Aufflammen des Nationalgefühls gefolgt war. Keiner der anwesenden Herren begrüßte meine Töchter, keiner lud sie zum Tanz ein, — die Damen aber zeigten sich beflissen, dem von den Vertretern des starken Geschlechts gegebenen Beispiel nachzueifern. Das Feld sofort zu räumen und Empfindlichkeit zu verraten, war ich nicht gewillt, auf direkte Zusammenstöße aber durfte ich es nicht ankommen lassen, wenn ich meine Stellung wahren wollte. Zwei Engländer unserer Bekanntschaft nahmen sich meiner Töchter so liebenswürdig an, daß jedes Aufsehen vermieden wurde, ich selbst knüpfte mit einem anwesenden Kollegen eine Unterhaltung an und setzte dieselbe bis zum Eintreffen unseres Wagens fort, um sodann gleichzeitig mit anderen Gästen das Ben-Ayedsche Haus zu verlassen. Herrn und Frau Massicault, die uns einige Tage später besuchten, konnte nicht erspart bleiben, daß wir die Absicht aussprachen, es auf Unhöflichkeiten ihrer Landsleute nicht ankommen zu lassen und die französische Gesellschaft bis auf weiteres zu meiden. Obgleich wir uns nicht auf weitere Auseinandersetzungen einließen und eine Weile darauf beharrten, uns zugedachte französische Besuche nicht anzunehmen, wurde die Sache alsbald wieder ausgeglichen. Die nicht empfangenen Besucher kamen wieder, der Generalresident und seine Gemahlin erwiesen uns bei jeder Gelegenheit besondere Liebenswürdigkeit, und von der Mehrzahl der Personen, über die wir uns zu beklagen gehabt, erfuhren wir, daß sie nicht sowohl aus Bosheit als aus Schwachheit und Menschenfurcht gesündigt hatten. Gehört Mangel an „Zivilcourage" doch von alters her zu den Schwächen dieser Nation, die es auf dem Schlachtfelde niemals an sich fehlen läßt. Während der zwei Jahre, die auf den Zwischenfall vom April 1887 folgten, haben wir nie wieder über Unhöflichkeiten zu klagen gehabt, von vielen Franzosen Beweise wahrhaft freundschaftlicher Gesinnung empfangen und an den wöchentlichen

Digitized by Google

Gesellschaftsabenden, die wir in den Wintern 1887/1888 und 1888/1889 veranstalteten, vornehmlich französische Gäste bei uns gesehen. Daß Herr und Frau Massicault zum Stamm derselben gehörten, mag dazu beigetragen haben, die Anziehungskraft unseres Hauses für gewisse Leute zu erhöhen, herzliche Beziehungen haben wir vielfach auch zu Personen unterhalten, die Rücksichten auf den obersten Repräsentanten der Republik nicht zu nehmen brauchten. Eine Sonderstellung nahmen dabei die Militärs ein. Mit dem kommandierenden General, dem Generalstabschef, dem Stadtkommandanten, den Militärattachés des Residenten und den Intendanturbeamten standen wir in regelmäßiger Verbindung, während die Regimentskommandeure und die denselben unterstellten Offiziere direkte Beziehungen zu uns vermieden. Darüber, daß das auf erhaltene Order geschah, konnte kein Zweifel bestehen. Traf man sich am dritten Ort, so waren Offiziere, die sich niemals bei uns hatten einführen lassen, die eifrigsten Tänzer unserer Töchter. Warum den Militärärzten der Besuch des deutschen Konsulats freigegeben war, weiß ich nicht. Mehrere derselben gehörten zu den häufigsten Gästen und besten Bekannten unseres Hauses: daß sie ihre Damen mitbrachten, verstand sich von selbst. — Was es mit der Liebenswürdigkeit der französischen Geselligkeit auf sich hat, haben wir dem vollen Umfang nach erfahren. Anspruchslosere und heiterere Gäste als es diese Damen und Herren waren, lassen sich nicht wohl denken. Zufrieden mit dem, was man ihnen bot, taten sie das Mögliche, um Tanz und Unterhaltung in Zug zu bringen und eine Atmosphäre von Behagen und guter Laune um sich zu verbreiten, die man in deutschen, zumal offiziellen Gesellschaftsveranstaltungen nur allzu häufig vermißt. Nicht minder wohltuend wirkte, daß Einfachheit des Zuschnitts in den Häusern auch der Wohlhabenden unter den französischen Beamten herkömmlich war, die zu der in Berlin modisch gewordenen Vornehmtuerei und Pseudoeleganz in ausgesprochenem Gegensatz stand. Von Natur gesellig und heiter, bedarf es für den Franzosen nicht erst der Entfaltung eines Apparates, damit er es sich selber und anderen wohl sein läßt. Gewisse Grundformen des geselligen Verkehrs stehen ein- für allemal fest — im übrigen aber bleibt es jedermann überlassen, das seinen Verhältnissen entsprechende Maß von Aufwendungen festzustellen. Das



Digitized by Google

Beste bringen die Gäste selbst mit und teilen es bereitwillig aus, sobald sie die Empfindung haben, sich frei bewegen zu dürfen. Auf Buchführungen zwischen dem empfangenen und dem gebotenen Maß von Gastfreiheit lassen diese lebenslustigen und im Grunde harmlosen Menschen sich ebensowenig ein, wie auf geschraubte Dankes- und Anerkennungsreden. Hat man sich gut unterhalten, so kommt man bald wieder und sucht man das einmal gewonnene Behagen über eine möglichst große Zahl von Stunden auszudehnen. Während die älteren Personen sich nach Beendigung des auf 12 Uhr angesetzten bescheidenen Abendessens zurückzuziehen pflegten, blieb die Jugend nicht selten bis zum lichten Morgen beisammen.

Störend wirkte allein der niemals verleugnete, seit dem Sommer 1887 in beständiger Zunahme begriffene Gegensatz zwischen Franzosen und Italienern. Daß die Hauptschuld an den letzteren lag, konnte für niemand zweifelhaft sein. Im April 1887 war Crispi in das Ministerium, im Juli desselben Jahres als Nachfolger Depretis' in die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurückgekehrt, um von Stunde an gegen Frankreich die rauhe Seite herauszukehren.

Zunächst brach mit dem Beginn der heißen Jahreszeit eine mehrmonatliche Periode der Ruhe an. Unsern Landaufenthalt nahmen wir dieses Mal in der unvergleichlich schön belegenen Villa des Generals Bakusik, eines französisch redenden Tunesiers, der zur italienischen Partei gehörte und nach der Niederlage derselben den Abschied erhalten hatte. Wenn es an einsamen Tagen und Stunden auch dieses Mal nicht fehlte, so bot die Nachbarschaft des romantischen Dorfes Sidi-bu-Said und der Landhäuser Massicaults und des Kardinals Lavigerie doch einige Gelegenheit zu menschlichen Berührungen. Da der Generalresident seinen Urlaub erst im August antrat und zwanglose Nachmittagsbesuche seinen Neigungen entsprachen, sahen wir ihn und seine Gemahlin wiederholt unter unserem Dache. Bei einer dieser Gelegenheiten (ein schweres, von heftigem Regen begleitetes Gewitter hielt ihn mehrere Stunden lang bei uns zurück) knüpfte Massicault unerwarteterweise ein politisches Gespräch an. Mit den „Trakasserien" der Italiener (so fuhr er heraus) müsse es einmal ein Ende nehmen! Er habe den Entschluß gefaßt, mindestens dem „Unwesen" der auf „unserem" Gebiete be-

Digitized by Google

stehenden italienischen Postverwaltung ein Ende zu machen. Gewalt dabei anzuwenden, sei weder tunlich noch notwendig. — Er gedenke den immerdar geldbedürftigen Italienern ihre Post abzukaufen. „Ich denke," fuhr er fort, „daß das keine Schwierigkeiten machen wird, und daß man weder von Ihrer noch von englischer Seite auf die Fortdauer eines Instituts Wert legen wird, dessen Mängel bekannt sind und das überdies wenig benutzt wird." Ich sprach zunächst Zweifel daran aus, daß Italien zu einem Verkaufsgeschäft die Hand bieten werde, das ihm den Verzicht auf ein nationales Institut und den durch dieses bedingten Einfluß zumute. Mindestens so lange es in Tunesien eine französische Post gebe, werde man die italienische nicht aufgeben. „Wie meine Regierung sich zu der Sache stellen wird, weiß ich nicht, — persönlich würde ich es bedauern, wenn Ihre Post die einzige wäre, die ich benutzen könnte." „Und warum?" fragte Massicault, indem er hinzufügte, daß die französische Post demnächst in eine tunesische verwandelt werden und den Fortbestand nationaler Verkehrsanstalten überflüssig machen werde. „Die tunesische Post," gab ich zur Antwort, „würde nur dem Namen nach von der französischen verschieden sein und an dem bestehenden Verhältnis nichts ändern. Sie wissen, daß das Chiffrieren längerer Berichte eine mühsame und zeitraubende Arbeit ist. Diese Arbeit würde eine regelmäßig wiederkehrende, wenn ouvert erstattete politische Berichte nicht mehr anders als durch französische Vermittlung abgesendet werden könnten." „Sie werden doch nicht meinen," wendete der Generalresident ein, „daß auf unserer Post Briefe geöffnet werden?" „Ich habe bezügliche Erfahrungen nicht machen können," lautete meine Replik, „weil ich es auf dieselben nicht habe ankommen lassen, wie mein Vorgänger Nachtigal es getan hatte. In unsern Archiven liegen Kuverts von ihm abgesendeter Briefe, die geöffnet und unter Benutzung von Sousstücken wieder zugesiegelt worden sind. Und Sie wissen doch, daß Dr. Nachtigal der nahe Freund Ihres Vorgängers Cambon war." Auf weitere Erörterungen dieser Seite der Sache ließ mein Interlokutor sich nicht ein. Dafür gab er seiner Unzufriedenheit mit dem Verhalten der Italiener und ihres gegenwärtigen Vertreters wiederholt und lebhaft Ausdruck. Da das Gespräch einen freundschaftlich-vertraulichen Charakter angenommen hatte, brauchte ich mit der



Digitized by Google

Meinung nicht zurückzuhalten, daß ein etwaiger Angriff auf die italienische Post die gegenseitigen Beziehungen nur verschlechtern könne, und daß mindestens für die Dauer des Crispischen Regiments auf die Einsetzung eines Konsuls nach dem Herzen Frankreichs nicht zu rechnen sei. Da förmliche Konflikte bisher vermieden worden, erscheine zweckmäßig, sich an das alte quieta non movere zu halten. Zu einem freiwilligen Verzicht auf ihr Postregal oder zu einem Verkauf desselben werde die Crispische Regierung sich schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht entschließen.

Massicault erklärte, indem er sich gleichzeitig empfahl, die Postangelegenheit werde erneuter Prüfung unterzogen werden: daß er an seiner Absicht festhalte, war mir indessen keinen Augenblick zweifelhaft. Unter der Hand erfuhr ich denn auch nach einiger Zeit, daß eine vertrauliche Anfrage nach Rom gerichtet und von Herrn Crispi mit der Forderung einer Summe von jährlich 40000 Franken beantwortet worden sei. Da die italienischen Postanstalten nicht nur keinen Gewinn abwarfen, sondern erhebliche, der Schiffahrtsgesellschaft Florio-Rubattino zu zahlende Subventionen bedingten, kam dieser Bescheid einer Abweisung gleich. Als solche wurde derselbe auch auf französischer Seite aufgefaßt, von weiteren Verhandlungen abgesehen und in aller Stille die Verwandlung der französischen Post in eine tunesische vorbereitet.

Ungleich wichtiger war ein anderes, um dieselbe Zeit wieder aufgenommenes, aber erst im Jahre 1890 zum Abschluß gebrachtes handelspolitisches Reformprojekt. Auch nach der tatsächlichen Besitznahme des Landes war Tunesien für Frankreich Zollausland geblieben. In Gemäßheit des bis zum Jahre 1897 laufenden Handelsvertrages trugen die französischen Einfuhren die nämlichen Zollsätze wie diejenigen der übrigen Länder. Danach verstand sich von selbst, daß der französische Tarif unverändert auf tunesische Provenienzen angewendet wurde und daß einzelne derselben schwerer belastet waren, als z. B. die entsprechenden Importe aus Spanien. Ein erst nach dem Jahre 1881 fühlbar gewordener Umstand hatte dieses für den tunesisch-französischen Güteraustausch an und für sich ungünstige Verhältnis besonders peinlich gemacht. An der algerisch-französischen Landgrenze war wegen Mangels an Zollanstalten der Güterverkehr von altersher zollfrei gewesen und

Digitized by Google

zollfrei geblieben. Solange es keine Eisenbahnverbindung zwischen Tunis und Constantine gab, war das wegen der hohen Kosten des Karawanentransports kaum in Betracht gekommen. Seit dem Jahre 1886 war es damit indessen anders geworden und ein erheblicher Teil der reichen osttunesischen Bodenerzeugnisse (Vieh, Getreide, Bohnen, Ölfrüchte) statt in die Landeshauptstadt per Bahn nach Constantine geführt und von dort via Philippeville nach Marseille verschifft worden, um als algerisches Produkt die Zollgrenze zu passieren. Der Ausfuhrhandel Tunesiens erfuhr dadurch Einbußen, die zu heftigen Beschwerden und dringenden Abhilfegesuchen der Kaufleute Veranlassung gaben. Mit solcher Abhilfe aber hatte es außerordentliche Schwierigkeiten. Weder ließ sich an den zwischen Frankreich und Tunesien aufgerichteten Zollschranken rütteln, noch war irgendwelche Aussicht auf französische Zollzugeständnisse an die tunesischen Einführer vorhanden. Von allem übrigen abgesehen, widersetzten sich die dem Protektoratslande feindlichen Behörden und Volksvertreter jeder Abänderung eines Zustandes, der ihrer Kolonie und insbesondere dem Handelsstande der Stadt Philippeville greifbare Vorteile brachte und von dem sich außerdem erwarten ließ, daß er den sehnlich gehegten Wünschen für eine Annexion Tunesiens Vorschub leisten werde. Verwandte Rücksichten lagen dem Widerstreben der Pariser Gesetzgeber und der dortigen Zollverwaltung zugrunde. Italienischerseits wurde auf die Unüberwindlichkeit dieser Hindernisse so fest gerechnet, daß man den von Cambon begonnenen, von Massicault weitergeführten Verhandlungen wegen Abschlusses eines tunesisch-französischen Separatvertrages über die Behandlung landwirtschaftlicher Produkte nur beiläufig Aufmerksamkeit zuwendete. Daß ein Abkommen, welches Frankreich sozusagen *mit sich selbst* zu schließen hatte, interner Schwierigkeiten wegen nicht von der Stelle kam, reichte nach italienischer Auffassung dazu aus, diese Angelegenheit ihren Gang gehen zu lassen. Ließ man sich im italienischen Generalkonsulat doch sehr viel lieber auf politische und staatsrechtliche Kontroversen ein, als auf wirtschaftliche und kommerzielle Dinge, für die es keine fertigen Formeln gab und deren Ausarbeitung mühsame und nicht immer ergötzliche Tätigkeit bedingte. Noch lagen die Verhältnisse so, daß die Ausfuhr nach

Digitized by Google

Italien diejenige nach Frankreich um ein Erkleckliches übertraf und daß die höheren Zahlen der französischen Einfuhr von dem Massenimport außerhalb Frankreichs oder in Belgien hergestellter Waren herrührten, die auf französischen Schiffen in Tunesien eintrafen. Von der Zähigkeit und der Energie, mit welcher die Franzosen an der Weiterentwickelung ihres Einflusses arbeiteten, hatte man in Italien offenbar keine Vorstellung. Was den Massicault und Genossen bei Durchführung ihrer Pläne an Geschicklichkeit fehlte, wurde durch unermüdliche Arbeit ersetzt. Während derselben Tage, die Zeugen des vorläufigen Scheiterns der Post- und der Zollangelegenheit waren, wurde eine Reformmaßregel durchgeführt, die durchsehen ließ, daß die Franzosen überall hin die Augen aufgetan hatten. Um dem Unfug ein Ende zu machen, den die zahlreichen ungeprüften und unkontrollierten europäischen Apotheker und Ärzte trieben, wurde ein Dekret erlassen, das insbesondere den Italienern höchst unerwünscht erschien, gegen welches sich aber nichts einwenden ließ. Die Vertreter dieser Berufe sollten Nachweise dafür beibringen, daß sie die in ihren Heimatstaaten geltenden Bedingungen für die Zulassung zur Praxis erfüllt hätten. Den übrigen Ärzten und Apothekern wurde die Fortsetzung ihrer Beschäftigung *nicht* untersagt, dafür aber eine offizielle Liste der „diplomés" veröffentlicht und für die Zukunft die Niederlassung ungeprüfter Heilkünstler und Pharmazeuten untersagt. Daß von drei Dutzend in Tunis etablierter Apotheken nur zwei, — von den „Doktoren" nur die Hälfte die geforderten Zeugnisse beizubringen vermochten, bewies, daß mit dem viel kritisierten Dekret ein wunder Punkt getroffen worden war.

Der Sommer 1887 schien uns noch heißer als sein Vorgänger zu sein. Obgleich wir es an den landesüblichen Vorsichtsmaßregeln nicht fehlen ließen, fehlte doch noch viel, damit wir uns für akklimatisiert ansehen durften. Periodisch wiederkehrende Fieber belehrten meine Frau und meine Töchter darüber, daß unter dem 37. Breitengrade lebende Europäer wohl daran täten, dem Beispiel der Eingeborenen Folge zu leisten und nicht nur die Mittagszeit, sondern, soweit irgend möglich, auch die Sonnenuntergangsstunde nicht im Freien zuzubringen. Was es mit der verzehrenden Glut der südlichen Sonne auf sich haben könne, sollte ich selbst

Digitized by Google

erst in diesem dritten an der afrikanischen Nordküste verbrachten Sommer erfahren.

Wie alljährlich, wurde auch dieses Mal der Jahrestag des Sturmes auf die Bastille (14. Juli), das „Fest der Republik", gefeiert. Frühmorgens fand eine Parade der in der Landeshauptstadt stehenden Truppen statt, der der Bey, die höheren Beamten und die Vertreter des Auslands von einem festlich geschmückten Zelte aus zusahen. In engem Uniformfrack und dreieckigem Hut anderthalb Stunden lang in einem halbgeschlossenen glutheißen Raum dazusitzen, bedeutete an und für sich eine Pönitenz. Für mich wurde sie dadurch erhöht, daß das über uns gespannte Zeltdach einen Riß bekommen hatte, durch welchen ein Sonnenstrahl auf meinen Platz fiel. Ich hatte das nicht gleich bemerkt und, dem Beispiel meiner Nachbarn folgend, den unbequemen Dreimaster wiederholt abgenommen, um mir mit demselben frische Luft zuzufächeln, als der städtische Polizeivorsteher auf mich zutrat und mir einen anderen Platz anwies. „Wenn Sie entblößten Hauptes nur noch einige Minuten der Sonne ausgesetzt bleiben, so setzen Sie sich einer Gehirnentzündung oder einem Schlaganfall aus, der Ihnen das Leben kosten kann." Ich folgte dem mir erteilten Rat und hatte Grund, dafür zu danken. Als ich nach Beendigung der Zeremonie um 9 Uhr in meine Wohnung zurückkehrte, wurde ich von einem zwölf Stunden lang andauernden Kopfweh befallen, wie ich es nie früher und nie später durchzumachen gehabt habe. Gleichzeitig mit mir war ein seit fünfzehn Jahren in Tunis lebender Krämer erkrankt, der um dieselbe Stunde barhäuptig seinen an der sonnigen kleinen Piazza belegenen Laden verlassen hatte, auf dem Wege zu einem nahen Nachbarn ohnmächtig niedergestürzt war und erst nach längerem Leiden mit dem Leben davon kam.

Nach Beendigung der von aller Welt als schwere Last empfundenen Feier des 14. Juli (der zweite Teil derselben, das Abendfest in der Residenz, war mir meines Unwohlseins wegen erspart geblieben) trat die Mehrzahl der höheren Beamten den Urlaub an, den kein richtiger Franzose anders wo als in seiner Heimat zubrachte. Zu Ende des August nahm auch Kardinal Lavigerie Abschied, um seine in der Oase von Biskra belegene Herbst- und Winterresidenz zu beziehen. Der Besuch, den ich dem für mehrere Monate

Digitized by Google

scheidenden Kirchenfürsten machte, ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. „Ich halte es für Pflicht," sagte der Kardinal beim Abschiede, „Ihnen als einem homme de bien ein Wort vertraulicher Warnung mitzugeben. Von einem Mann, den ich nicht erst zu nennen brauche und der in Paris einen nur allzu bedenklichen Einfluß besitzt, wird auf einen Friedensbruch hingearbeitet, der uns ebenso gefährlich werden kann wie Ihnen. Es handelt sich um eine in der Stille vorbereitete Konspiration, deren Absicht auf ein Bündnis mit Rußland gerichtet ist, dessen Spitze gegen Sie gewendet werden soll. Ich sehe mit schwerer Sorge in die Zukunft, obgleich ich dieselbe vielleicht nicht mehr erleben werde. Mein Haus habe ich bestellt, — wenn Sie mich begleiten wollen, werde ich Ihnen meine künftige Grabstätte zeigen." Mit diesen Worten führte mich der Kardinal in einen Raum des untersten Stockwerks seines Palais an ein frisch gemauertes, mit Wappen und Inschrift ausgestattetes Grab. „Hier werde ich meine letzte Ruhestätte finden!" „Sie wissen," fuhr er lateinisch fort, „was Hiob sagt: ‚Der Mensch lebt eine kurze Zeit mit großer Sorge.' Tenez vous pour averti, — vous êtes un homme de bien" wiederholte er beim Abschiede.

Der Gebrauch, den ich noch am nämlichen Tage von dieser Hinweisung auf die Pläne *Boulangers* machte, braucht nicht erst angegeben zu werden. In Tunis hatte die Agitation „für den Mann, der nicht näher bezeichnet zu werden braucht", längst begonnen, während von einer Wendung in der auswärtigen Politik Frankreichs nichts direktes verlautete. Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses standen während der folgenden Wochen und Monate unaufhörlich wiederkehrende Reibungen zwischen Italienern und Franzosen. Was die letzteren besonders verdroß, war die Neigung der italienischen Vereine, so oft wie möglich in corpore aufzutreten und wo immer sich Gelegenheit bot, ihre Fahnen öffentlich zu zeigen. Welches Aufheben wurde z. B. davon gemacht, daß ein von der französischen Presse angegriffener Vizekonsul bei seiner Rückkehr vom Urlaube von Hunderten seiner Landsleute auf dem Bahnhofe begrüßt und in feierlicher Prozession in das Konsulat begleitet worden war. Hinter all diesen mißliebigen Auftritten sollte Herr Malmusi stecken, während die Dinge notorisch

Digitized by Google

so lagen, daß dieser nicht schob, sondern geschoben wurde, und daß ihm im Grunde nur ein Vorwurf, derjenige der Abhängigkeit von seiner Kolonie, gemacht werden konnte. In diese Kolonie schien seit der Rehabilitierung Crispis der Teufel gefahren, — dem guten Malmusi aber fehlte die Entschlossenheit, diesen Teufel zu beschwören und es auf Beschwerden über Mangel an patriotischer Gesinnung ankommen zu lassen. Unter der Blume gab er uns zu verstehen, daß der neue Ministerpräsident sich mit Plänen für die Aufnahme einer aggressiven Politik trage und daß es für ihn schwer halte, gegen den Stachel zu löken. Daß Crispis Leiborgan, die „Tribuna", von einem kampflustigen Tunis-Korrespondenten bedient wurde und daß dieser Korrespondent kein anderer als der dem Generalkonsulat unterstellte Herausgeber des tunesisch-italienischen Lokalblatts „Unione" war, mußte Malmusi ebenso gut wissen, wie wir es wußten. Was es damit auf sich habe, diese Dinge ihren Gang nehmen zu lassen und hinter der Kolonie herzumarschieren, sollte er nur allzubald zu seinem eigenen Schaden erfahren.

Der Winter 1887/1888 war ein gesellschaftlich ungewöhnlich belebter. Bälle und Abendgesellschaften folgten einander in kaum unterbrochener Reihenfolge — seit meiner Dorpater Studentenzeit hatte ich an so zahlreichen Lustbarkeiten nicht mehr teilgenommen. Verstärkter Zug kam in dieselben, als ein deutscher Fürst aus regierendem Hause, Prinz Bernhard von Weimar, auf einige Wochen nach Tunis kam und sich auf dem deutschen Konsulat feiern ließ. Am 9. März 1888, einem strahlend schönen Tage, nach Erledigung der Post (die nichts von Bedeutung gebracht hatte) unternahm ich einen mehrstündigen Spaziergang, um einem Gaste die Umgebungen der Stadt und die vornehmlichsten Aussichtspunkte zu zeigen. Auf dem Heimwege, es mochte 4 oder $4^1/_2$ Uhr nachmittags sein, bemerkte ich, daß die auf dem Dache des Konsulatsgebäudes befindliche Flagge auf Halbmast gezogen war. Der Schrecken darüber beschleunigte unsere Schritte, aber noch bevor wir das Haus erreicht hatten, verkündigte der von einer vergeblichen Ausschau zurückkehrende Kawaß Allelah, daß unser geliebter greiser Herr sein ruhmvolles Leben beschlossen habe. Eine halbe Stunde, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, waren gleichzeitig ein Telegramm

Digitized by Google

des Reichskanzlers und eine Botschaft Massicaults eingetroffen, um mir das schmerzliche Ereignis mitzuteilen. Unmittelbar darauf war, wie der Kawaß berichtete, die „ganze Stadt" auf dem Konsulate erschienen, um ihr Beileid auszusprechen. Binnen weniger Stunden hatte meine Frau Hunderte von Menschen — darunter zahlreiche ihr unbekannte Personen — empfangen müssen. Einer der ersten war der Generalresident gewesen, der mir sagen ließ, er habe ein von ihm beabsichtigtes Fest um zwei Wochen hinausgeschoben und wünsche darüber Rücksprache zu nehmen. Der Anteil, den er und andere Franzosen unserer Bekanntschaft an dem Tode des ehrwürdigen Oberhauptes unserer Nation nahmen, war ein echter und wahrhaft menschlicher. Hinter die Empfindung, daß eine große geschichtliche Figur aus der Welt gegangen sei, traten der nationale Gegensatz und die Erinnerung an das Jahr 1870 mindestens für den Augenblick zurück: der Tod Kaiser Wilhelms stellte sich auch denen, die von ihm besiegt und niedergeworfen worden waren, als Erlebnis der gesamten Zeitgenossenschaft dar.

Bald darauf, in der zweiten Hälfte des Mai 1888, mußte ich auf einige Wochen nach Deutschland reisen, das ich vor nahezu drei Jahren verlassen hatte. Nachmittags um drei Uhr hatte der Dampfer, der mich nach Livorno bringen sollte, die Reede von Goletta verlassen, und bereits in der Frühe des nächsten Morgens war die Einfahrt in die Bucht von Cagliari erreicht. An wilder Großartigkeit übertrifft dieser Golf alles, was ich von Küstenbildungen gesehen habe. Steil aus der Meeresflut steigen dunkelfarbige, völlig vegetationslose Felsmassen empor, die trotz der Nähe der größten Stadt Sardiniens den Eindruck vollendeter Einöde machen und deren finsterer Trotz Menschen und menschliche Niederlassungen ablehnen zu wollen scheint. Den gleichen Eindruck eines Ernstes, der von Traurigkeit kaum zu unterscheiden ist, macht die im Fond des Meerbusens belegene Stadt. Schwermütig blicken große dunkle Häuser und hochragende Kirchen auf enge, nur mäßig belebte Gassen herab, die vom Hafen an einen 250 Fuß hohen Berg zu dem ehemaligen Kastell hinaufführen. Es war Markttag, zu welchem zahlreiche Bauern auf Eseln und in kleinen Karren zur Stadt gekommen waren, aber nichts von der Munterkeit zeigten, die italienischem Volkstreiben sonst eigentümlich zu sein scheint.

Digitized by Google

Männer wie Frauen waren schwarz oder doch dunkelfarbig gekleidet, viele von ihnen steckten in Ziegenpelzen, die mit der rauhen Seite nach außen getragen werden und als Schutzwehren gegen die in dieser Gegend heimischen bösen Fieber angesehen werden. Selbst die phrygisch zugeschnittenen Zipfelmützen der Fischer und Bootleute zeigten statt des munteren neapolitanischen Rot ein freudloses Schwarz, das zu den freudlosen und grämlichen Mienen dieser wegen ihrer Ärmlichkeit bekannten Bevölkerung zu stimmen schien. Eine Anzahl kommerzieller Zusammenbrüche und die Zahlungseinstellung einer der größten Banken der Stadt hatten — wie man mir sagte — die traurige wirtschaftliche Lage dieser weltvergessenen Erdgegend und ihrer Insassen noch unter das gewohnte Niveau herabgedrückt und eine zeitweilige Stockung der Geschäfte herbeigeführt. Die Sprache, die geredet wurde, blieb auch meinem an italienische Laute leidlich gewöhnten Ohr völlig unverständlich. Zu mehr als der Hälfte mit spanischen Elementen versetzt, klingt sie rauh und ungefällig; Scherzworte und Gesangsweisen, die auf italienischen Märkten sonst niemals fehlen, schienen hier unbekannt geblieben zu sein. Ärmlich und verkommen sahen auch die Läden und die auf die Straßen hinaussehenden Werkstätten aus; Bäume und Blumenschmuck fehlten in den von mir durchwanderten Teilen der Stadt so gut wie vollständig. Da der Dampfer eine zehnstündige Rast hielt, hatte ich Zeit, bis in die entfernteren Quartiere vorzudringen, auf der steil emporsteigenden Hauptstraße, dem Korso, den höchsten Punkt der Stadt zu gewinnen und unter den ziemlich kläglich dreinschauenden Pinien des Promenadenplatzes eine reichliche Stunde zu verbringen. Dem Auge bot sich hier eine in ihrer Weise großartige, aber nirgends erfreuliche Aussicht dar. So weit der Blick reichte, Felsen und Felsplatten, aus denen nur vereinzelt menschliche Behausungen und grotesk gestaltete Kaktus-(Opuntien-)Hecken emporragten, die zur Einfriedigung der hier und da sichtbar werdenden braunverbrannten Weideplätze und Felder dienten, — nirgend Spuren einer kräftigen, geschweige denn üppigen Vegetation, nirgend erfrischendes, die dunkle Färbung der Landschaft belebendes Grün. Da es seit Wochen nicht geregnet hatte, waren die spärlichen Rinnsale der weiten Hochebene versiegt, Wiesen und Felder verschmachtet,

Digitized by Google

die vor der unteren Stadt belegenen Lagunen halb ausgetrocknet. Und das in einer Jahreszeit, zu welcher selbst die karthagische Landschaft noch Überbleibsel der winterlichen Vegetation zu zeigen pflegt. Den gleichen Eindruck von Öde und Erstarrung hatte ich allein auf Malta empfangen, wo die hellere Färbung des Gesteins aber immer noch wohltuender wirkte als die einförmige Bräune dieses Inselllandes, das nicht mit Unrecht als der „mindest angerührte" Teil Europas bezeichnet worden ist.

Als die Sonne sich zum Sinken neigte, kehrte ich auf den Dampfer zurück, der sich wenig später in Bewegung setzte und bei Einbruch der Dunkelheit den Golf verlassen hatte. Daß das Kap Carbonara umschifft und die Westseite Sardiniens gewonnen sei, gewahrten wir erst, als zu unserer Linken die Leuchtfeuer sichtbar wurden, an denen vorüber die Fahrt nach Norden ging. Während des gesamten folgenden Tages bot sich das nämliche Bild dar. Steil aus dem Meere aufsteigende Felswände verwehren jeden Blick in das Innere des unwirtlichen Eilandes, dessen buchtenlose Ostküste nur an einzelnen Punkten für Leuchttürme, einsame, versprengte Dörfer, Klöster und Kirchen Raum läßt und sich festungsartig gegen die Außenwelt abzuschließen scheint. Man hat den Eindruck einer Küstenfahrt, die als eigentliche Seereise nicht anzusehen ist. Noch bevor die Einfahrt in die Straße von Bonifacio gewonnen ist, werden die steilen Höhen Korsikas sichtbar, das sich wie eine Fortsetzung der kaum dreiviertel Meilen südlich belegenen Nachbarinsel ausnimmt und derselben an düsterem Ernst nichts nachgibt. Stundenlang fortgesetzt, wirkte der Anblick dieses einförmigen Bildes abspannend und ermüdend. Die Aussicht darauf, binnen weniger Stunden wieder das eigentliche Europa zu betreten, wurde von Stunde zu Stunde verlockender und steigerte sich zu wahrhaftem Entzücken, als wir am andern Morgen Elbas und wenig später der italienischen Festlandsküste ansichtig wurden. Um 9 Uhr vormittags war Livorno endlich erreicht, und konnte der Blick sich wieder an grünen, von der Maisonne beschienenen Gärten, Wiesen und Bäumen freuen. An und für sich nicht eben malerisch, nahm die Umgebung Livornos sich jetzt wahrhaft paradiesisch aus. Mit gutem Grunde raten Kenner Italiens dem Reiselustigen, das Land jenseits der Alpen nicht im Herbst, sondern im

Digitized by Google

Frühling aufzusuchen, wo Italien wirklich Italien ist und dem Beschauer Reize darbietet, die sich während der Jahreszeit der abnehmenden Tage erraten, aber nicht voll genießen lassen. Derselbe Weg nach Florenz, der mir von der Augustfahrt des Jahres 1885 das Bild ersterbenden Lebens zurückgelassen hatte, machte mir jetzt, wo Berg und Tal, Wiese, Feld und Gehölz in frischem Grün prangten, einen wahrhaft berückenden Eindruck. Daß ich mich den Reizen der tunesisch-karthagischen Landschaft und der großartigen Stille der nordafrikanischen Halbwüste mit voller Seele hingegeben hatte, tat dem Entzücken keinen Eintrag, das das Wiedersehen mit dem langentbehrten europäischen Frühling weckte. Und wie anders nahm sich jetzt Florenz aus, das, rings von junger Lenzespracht umgeben, in die Fluten desselben Arno strahlend herabsah, der damals den Eindruck eines hoffnungslos dahinsiechenden, schmutzigen Rinnsals gemacht hatte. Auch die Menschen, denen man am Ufer des verjüngten Stromes begegnete, schienen heiterer und mutiger dreinzuschauen, als sie es unter der erbarmungslosen Glut der Augustsonne getan hatten. Art läßt nicht von Art. Wer die Wonne nordischer Frühlingsauferstehung kennen gelernt und in das Gemüt aufgenommen hat, wird im Süden nur schwer die Empfindung los, daß die Natur ihm abweisend zuruft, sie habe mit Menschen, menschlichem Hoffen und Fürchten nichts zu schaffen und sei allein um ihrer selbst da. Und was weiß der nordische Frühling nicht alles zu sagen? Nordisch aber ist der Eindruck, den Mittelitalien dem Wanderer macht, der nach mehrjährigem Aufenthalt in Afrika seinen Boden betritt.

Aus dem zweitägigen Aufenthalt in Florenz wurde ein fünftägiger. Neben dem eigenen Verlangen, die Gelegenheit zur genauen Bekanntschaft mit der herrlichen Stadt nicht zum zweiten Male unbenutzt zu lassen, war dafür der Wunsch Carl Eduard von Lipharts maßgebend, des seit zwanzig Jahren am Arno heimisch gewordenen Oheims meiner Frau, der der achtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages entgegensah. Der Name dieses merkwürdigen Mannes ist seinerzeit in den Kreisen deutscher und italienischer Kunstkenner und Gelehrter so häufig genannt worden, daß bei demselben einen Augenblick verweilt werden darf: als Repräsentant eines längst ausgestorbenen, seinem Wesen nach dem

Digitized by Google

18. Jahrhundert angehörigen Typus, war der alte Herr während der letzten Dezennien seines Lebens Gegenstand des höchsten Interesses aller gewesen, die ihn hatten kennen lernen dürfen.

C. E. v. Liphart war im Jahre 1808 als jüngerer Sohn eines der vornehmsten Majoratsherrn Livlands zu Dorpat geboren worden. Der Großvater hatte seinerzeit für den reichsten und den gebildetsten Edelmann des Landes gegolten, der Vater in der berühmten Colmarer Erziehungsanstalt („Kriegsschule") des alten Fabeldichters Pfeffel seine Bildung erhalten und nicht nur die Luft des alten vorrevolutionären Frankreich, sondern auch diejenige des Schreckensjahres 1793 zu atmen bekommen. Unter der Führung ihrer Lehrer hatten der fünfzehnjährige Livländer und seine Gefährten um den auf dem Colmarer Marktplatze aufgepflanzten Freiheitsbaum tanzen müssen, um ihrem Direktor den Ruf eines guten Patrioten zu sichern und den blinden alten Dichter der Verfolgungssucht Saint Justs und der übrigen Pariser, in den Elsaß entsendeten Konventskommissarien zu entziehen. Die jungen Leute hatten die Jakobinermütze tragen und in die Carmagnole einstimmen müssen, bevor es Pfeffel möglich wurde, die Erlaubnis zur Heimbeförderung seiner Zöglinge zu erlangen. „Der Wagen, in welchem wir den Rhein passierten," so hat der alte Herr häufig erzählt, „war für lange Zeit der letzte, den man über die Grenze ließ." Der „Philosophie" Voltaires und den liberalen Grundsätzen des Aufklärungszeitalters war der Zögling Pfeffels trotz dieser unliebsamen Jugendeindrücke treu geblieben. Auf seinem fürstlich ausgestatteten Herrensitze Rathshof bei Dorpat hatte er vornehmlich künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen gelebt, nebenher aber sein Vermögen zu vergrößern gewußt und als livländischer Landmarschall eine gewisse Rolle gespielt. Von den Führern der liberalen Landtagspartei der vierziger Jahre ist mir häufig erzählt worden, wie merkwürdig es sich ausgenommen habe, den hochbetagten, seinen Gewohnheiten nach dem ancien régime angehörigen Herrn mit den gebieterisch dreinschauenden großen blauen Augen im Kreise enthusiastischer, junger Reformer dasitzen und ihren Reden zuhören zu sehen. „Ich bin," hatte er bei solcher Gelegenheit einmal lächelnd gesagt, „ich bin mit allem einverstanden, was Sie zugunsten unserer Bauern tun wollen. Ein Amendement, meine Herren, müssen Sie

Digitized by Google

mir indessen gestatten: nicht selbst arbeiten zu müssen, um täglich eine Flasche Bordeaux zu haben." — Als Sohn dieses Vaters war Carl Eduard von Liphart geboren und erzogen und bei Lebzeiten seines gelehrten Großvaters von diesem besonders ausgezeichnet worden. Früh hatten seine Neigungen sich den Wissenschaften zugewendet, während das praktische Leben und die in seinem Stande herkömmliche Beschäftigung mit Landwirtschaft ihm so vollständig fern blieben, daß er es niemals dazu bringen konnte, sein Vermögen selbst zu verwalten. Mit einem staunenswürdigen Gedächtnis und der Fähigkeit zu eisernem Fleiß ausgestattet, hatte er sich zunächst den Naturwissenschaften und insbesondere der Anatomie zugewendet und auf diesen Gebieten sehr erhebliche Kenntnisse erworben. Der berühmte Chirurg Pirogow, der zu Ende der zwanziger Jahre der Dorpater Universität angehörte, hat in seinen „Aufzeichnungen eines alten Arztes" Liphart den kenntnisreichsten Menschen genannt, der ihm jemals vorgekommen sei. Den vornehmen, ausschließlich sich selbst lebenden Herrn konnte der eifrige Mediziner gleichwohl auch als Student nicht verleugnen. Weder damals noch später regte sich bei ihm der Trieb zu selbständiger Produktion, niemals kam ihm in den Sinn, seine Kenntnisse anderen nutzbar zu machen oder an einen Beruf zu denken. Gewöhnt, ausschließlich seinen Neigungen zu folgen, gab er die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien vor Abschluß des Kursus auf, als das Interesse für Literatur, Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte sich bei ihm zu regen begann. Da diese Disziplinen an der Dorpater Hochschule nur unzureichend vertreten waren, wandte Liphart sich nach Berlin, wo er mehrere Jahre lang seine Zeit zwischen Kollegienbesuch, fleißigem Privatstudium und gelegentlichem Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft teilte. In seinen Lebensgewohnheiten durchaus bescheiden, von stolzer Verachtung für Mode und Salontreiben erfüllt und weder gewillt noch gewöhnt, seinem heftigen Temperament Zügel anzulegen, verriet er gleichwohl durch die souveräne Sicherheit seines Auftretens den geborenen Aristokraten. Bescheiden, ja schüchtern, wenn er Männern von höherer wissenschaftlicher oder geistiger Bedeutung gegenübertrat, bewegte Liphart sich unter Fürsten und Grafen mit dem Selbstgefühl eines Mannes, dem (wie man in Kurland sagt) „niemand wagt". Grafen und Fürsten zählte er frei-

Digitized by Google

lich unter seinen nächsten Verwandten. Eine seiner Schwestern war an einen Fürsten Lieven (Sohn des russischen Kultusministers der Jahre 1828—1833), eine andere an ihren Vetter, den Grafen Stackelberg (Sohn des Kongreßbotschafters von 1814) verheiratet, — er selbst hatte eine Gräfin Bylandt zur Frau. Lieber als diese Damen und Herren — mit denen er stets auf freundlichstem Fuße verkehrte — war ihm indessen sein bürgerlicher Schwager Ferdinand David (mein Schwiegervater), mit dem er sich eng befreundet hatte, als der spätere Leipziger Konzertmeister noch dem Rathshofschen Hausquartett angehörte. In Berlin verkehrte Liphart je nach Gelegenheit und Zufall in der Hofgesellschaft, auf der russischen Botschaft, im Mendelssohnschen Hause und bei den Gelehrten, denen er durch Einführungsbriefe „von einflußreicher Seite", vornehmlich aber durch seine originelle Erscheinung (er wurde gewöhnlich für einen Engländer gehalten) und lebhafte Unterhaltung empfohlen war. — Von Berlin siedelte Liphart in den dreißiger Jahren nach Bonn über, um A. W. Schlegels Bekanntschaft zu machen und dessen Vorlesungen zu hören. „Diese Bekanntschaft," so erzählte er mir an dem ersten Abend, den ich in Florenz bei ihm zubrachte, „wurde mir in der Folge recht fatal. Der berühmte Mann, dem ich mit Ehrfurcht nahte, empfing mich mit einer Devotion, die mich in die peinlichste Verlegenheit versetzte, und der er während der ganzen Zeit meines Bonner Aufenthalts treu blieb. Den Grund davon habe ich erst später erfahren. Sie werden es nicht glauben wollen, aber es ist so — Herr von Schlegel fühlte damals ein dringendes Bedürfnis nach einem russischen Orden, und da er aus dem ihm übergebenen Einführungsbriefe ersehen hatte, daß ich mit den Lievens und Stackelbergs verwandt sei, glaubte er, ich könne ihm zur Erfüllung seines Wunsches behilflich sein. Daß er trotz seiner Eleganz und Vornehmtuerei von zweifelhaften Manieren war, hatte ich freilich schon bei meinem ersten Besuch wahrgenommen."

Auf den Aufenthalt in Deutschland folgte eine mehrjährige Reise nach Italien, auf welcher Liphart die ausgezeichnete Kunstkennerschaft erwarb, die ihm von den Sachkennern in aller Herren Länder nachgerühmt wurde. Vornehmlich für die ältere italienische Malerei interessiert, wendete er seine Aufmerksamkeit gleichzeitig der Kupferstecherei zu, indem er einen großen (wie seine Freunde meinten,

Digitized by Google

allzu großen) Teil seines Vermögens in eine Sammlung von Radierungen steckte, die in der Folge eine gewisse Berühmtheit erwarb.

Mit Kunstschätzen aller Art beladen, kehrte er sodann in die Heimat zurück, um sich der Erziehung seiner Söhne zu widmen. Sein Dorpater Wohnhaus wurde in ein Museum verwandelt, das neben sorgfältig ausgewählten Bildern und Statuen u. a. eine Anzahl in ihrer natürlichen Größe abgeformter Gipsabgüsse des Parthenon enthielt, wie sie in dem von Kunstinteressen wenig berührten alten Livland noch niemals gesehen worden waren. Das Liphartsche Haus „bei der hölzernen Brücke" galt für das merkwürdigste des ganzen Landes. So reiche Sammlungen hatte nicht einmal Winkelmanns Freund, der Landrat von Berg, aufzuweisen gehabt, als er in den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts aus Rom zurückgekehrt war, um eine von dem gefeiertsten Kunstkenner der Zeit ausgewählte Sammlung von geschnittenen Steinen, Gemmen usw. vor den Augen seiner verwunderten Landsleute auszubreiten. Unter Verzicht auf jede Berufstätigkeit und jeden Anteil am öffentlichen Leben verbrachte der „Doktor Faust" (wie die akademische Jugend den merkwürdigsten Mann der Universitätsstadt nannte) nahezu zwei Jahrzehnte in Dorpat. Vornehmlich mit der Ordnung seiner Erwerbungen und mit literarischen Studien beschäftigt, verkehrte er gleich lebhaft mit den allwinterlich in der Embachstadt versammelten Adelsfamilien und mit den Koryphäen der Universität, — von den einen wie von den anderen als Sonderling angestaunt, dem man seine absprechenden, in schroffster Form vorgetragenen Urteile ebensowenig übelnehmen durfte wie seine Gleichgültigkeit gegen die landesüblichen, professionellen und aristokratischen Verkehrsformen. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Interessen wurden allein durch widerspruchsvolle Eigentümlichkeit seines Wesens übertroffen. Der eifrige, der orthodox-konfessionellen Richtung ergebene Lutheraner war mit einer streng katholischen Frau verheiratet und erzog seine Kinder in der Kirche Roms, — der bis in die Fingerspitzen aristokratische Sohn des Rathshofschen Hauses sprach nicht selten Meinungen aus, die das Entsetzen der hochkonservativen Damen und Herren seiner Verwandtschaft und seines Umgangskreises bildeten, — der ausgezeichnete Kunstkenner und Kritiker ent-



Digitized by Google

behrte jeder Spur von Menschenkenntnis und konnte über Dinge, die außerhalb seiner Sphäre lagen, mit der Naivität eines Kindes, — unter Umständen mit der Befangenheit eines eingefleischten Junkers urteilen. Zu der unsträflichen Reinheit seines Privatlebens standen die Sentenzen, die er über sittliche Fragen abgab, nicht selten in greifbarem Gegensatz. Ohne es zu wissen und zu wollen, legte er an Personen, die ihm gewohnt und genehm waren, oder die er für seinesgleichen ansah, einen anderen Maßstab der Beurteilung als an gewöhnliche Sterbliche. Gegen Unterschiede des Ranges und der gesellschaftlichen Stellung war er keineswegs so gleichgültig, wie er selbst glaubte: dem Manne der alten Schule war ein Respekt gegen „hohe" und „höchste" Herrschaften anerzogen worden, den er niemals völlig verleugnete. Nicht der Verderbtheit Ludwigs XV. und seines Hofs (so hörte ich ihn einmal sagen), sondern der Ausdehnung der Korruption auf das Bürgertum sei der Verfall Frankreichs zuzuschreiben gewesen. — Gleiche oder doch ähnliche Nachsicht bewahrte Liphart denjenigen, die seine Sympathie zu erwerben wußten, weil sie Anlage für ein gewisses Kunstverständnis bekundeten, und weil sie von seinen absprechenden, für Fernerstehende nur allzu häufig unbegreiflichen Verdikten die gehörigen Abzüge zu machen wußten. Weil ihm der Begriff der Pflicht niemals aufgegangen war, laborierte der sonst so vortreffliche Mann an dem Wahne, daß Geschmack die höchste aller sittlichen Eigenschaften des Menschen sei. Das aber bedingte eine Unsicherheit des Urteils, für welche die Schärfe seines kritischen Vermögens keinen Ersatz bot.

Das letzte Dezennium von Lipharts Dorpater Aufenthalt war in meine Studienzeit (1856—1859) gefallen. Respektvoll und neugierig sahen wir Studenten zu dem singularen Mann hinauf, von dem es hieß, daß er den gestrengen Herrn Kurator bei Gelegenheit ebenso rücksichtslos anlasse wie die gefeiertsten unserer Lehrer, — zu dessen Leseabenden sich die Spitzen aller vier Fakultäten drängten, und der nicht verschmähte, die Vorlesungen des alten Neue (Professors der griechischen Sprache und Literatur) mit der Pünktlichkeit eines Examinanden zu besuchen, — den man das eine Mal mit dem frivolsten aller Junker Barin, das andere Mal mit Alexander von Oettingen oder einem der übrigen Träger unserer Orthodoxie

Digitized by Google

vertraulich über den Markt schreiten sah. „Die Blinden von Genua kannten seinen Schritt", die weltfremdesten kurischen und polnischen Füchse die hagere Gestalt, die im grünen Bisampelz, — die Mütze von Affenfell nachlässig in den Nacken des edelgeformten Kopfes gerückt, — den Hakenstock über den linken Arm gehängt, — ihren Weg zu dem Hause an der „hölzernen Brücke" nahm. Die Bekanntschaft des für uns junge Leute unnahbaren alten Herrn ist mir erst gegen das Ende meiner Studienzeit zuteil geworden. Liphart's ältester Sohn war unserer Verbindung beigetreten und hatte mich dem Vater als Freund des demselben bekannten Seniors der Livonia, Artur von Oettingen, vorgestellt. Irgend jemand hatte dem Kenner aller alten und neuen Literaturen davon gesprochen, daß Oettingen und ich Französisch könnten und französische Dichter studierten. Das war genügend gewesen, damit Liphart uns vorschlug, ihn regelmäßig am Mittwoch Abend aufzusuchen und „mit ihm Französisch zu treiben", d. h. seines Unterrichts gewürdigt zu werden, — einer Gunst, die wir mit Fug und Recht als unverdiente Auszeichnung ansahen und dankbaren Herzens annahmen.

Der erste dieser denkwürdigen Mittwoch-Abende ist mir unvergeßlich geblieben. In einem mit Gipsabgüssen geschmückten Vestibül von dem vertrauten Diener und Leibphotographen des „Dr. Faust" empfangen, wurden wir durch eine Reihe halbdunkler Säle geführt, von deren Wänden weiße Riesengestalten auf uns herabsahen: hier die mächtige Figur des Jason, dort die Pferde vom Fries des Parthenon, — in einem zweiten saalartigen Gemach prangten Bilder von Meistern, deren Namen wir zum ersten Male hörten, — der Kopf der Juno Ludovisi, ein prachtvoller Abguß der Sophokles-Statue usw. Dieselbe lautlose Stille, die in diesen Räumen geherrscht hatte, empfing uns in dem hell beleuchteten mächtigen Saale, in welchem Frau von Liphart an einem einsamen Teetisch saß, — eine kleine schwarz gekleidete Dame, — von südlichem Typus, mit „ausländischer" Sprechweise und dunklen, und wie wir meinten, katholischen Augen. Wenig später trat der Herr des Hauses ein, — trotz eines eng anschließenden wattierten Seidenrocks, ungeheurer Filzschuhe, einer über das halbkahle Haupt gestülpten Samtkappe und eines mächtigen, grauen Plaids über Kälte klagend und auf das „unmögliche" Klima seines Vaterlandes schel-



Digitized by Google

tend. Wir kamen während der Teestunde über die Befangenheit nicht hinaus, die sich überall da einstellt, wo eine allgemeine Unterhaltung nicht möglich ist, weil Herr und Frau des Hauses verschiedenen Welten angehören und auf Überbrückung derselben ein für allemal verzichtet haben.

Nach Beschluß der Mahlzeit führte Liphart uns in sein Studierzelt, einen hohen von Galerien eingefaßten Raum, in welchem seine reichhaltige Bibliothek aufgestellt war. Wo die langen Bücherreihen Platz dafür ließen, waren Kupfer und Radierungen aufgehängt, — auf der Mitte des mächtigen Tisches, um welchen wir Platz nahmen, ragte ein Bronzeabguß des Adoranten empor, der auf die rings aufgehäuften Skripturen seinen Schatten warf. „Womit beginnen wir unsere Studien?" fragte unser Gönner, — „ich denke mit dem Horaz." Und damit holte er eine alte holländische Ausgabe der Oden hervor, um mit vollendeter Meisterschaft das unsterbliche „Diffugere nives, redeunt jam gramina campis arboribusque comae" (IV, 7) vorzutragen und sodann die Übersetzungen zu verbessern, um die wir uns wechselweise abmühten. Daß es dabei nicht ohne Scheltworte derbster Art abging, durfte uns nicht anfechten, wo wir einen Lehrer vor uns hatten, dessen vollendete Herrschaft über den Stoff die höchste Bewunderung erweckte, und dessen Enthusiasmus auch die stumpfsten Schüler mit fortgerissen hätte. Hinweisungen auf grammatische Feinheiten des Französischen wechselten mit Exkursen über Verskunst und Denkungsweise des Dichters und seiner Zeitgenossen, denen wir staunend zuhörten, die wir aber unterbrechen zu müssen glaubten, als die Uhr zwei geschlagen hatte. Da das ganze Haus in tiefem Schlafe lag, geleitete der Herr desselben uns mit einem Lämpchen bis an die Haustür: die Befriedigung darüber, sich einmal voll ausgeben zu können, hatte bei dem seltenen Manne keine Ermüdung aufkommen lassen.

Der folgende Mittwoch-Abend gehörte der Lektüre eines England gewidmeten Abschnitts aus Villemains „Etudes" an und gab zu Ausführungen über englische und französische Literatur- und Sittengeschichte Gelegenheit, die unsere höchste Bewunderung erregt hätten, wenn das Wissen unseres Meisters uns nicht längst als unbegrenzt erschienen wäre. Daß der Vortragende sich nicht an den

Digitized by Google

Stoff band, sondern alles, was mit demselben in Verbindung gebracht werden konnte, in seinen Bereich zog, erschloß uns Quellen der Belehrung, zu denen wir selbst niemals den Weg gefunden hätten. Lipharts springende Manier erforderte freilich ein Maß von Aufmerksamkeit, das nur mit Zusammenfassung aller Kräfte aufgebracht werden konnte. Schüler, die es daran fehlen ließen, liefen Gefahr, mit des Lehrers reizbarer Laune unerwünschte Bekanntschaft zu machen. Uns gelang es, ihn bei Humor zu erhalten und aus den bei ihm verbrachten Stunden Belehrungen und Anregungen unvergänglicher Art nach Hause zu tragen. Jeder neue Mittwoch Abend brachte neue Überraschungen mit sich. Als wir einmal bei Gelegenheit der Lektüre eines französischen Klassikers auf Spanien und die Spanier zu reden kamen, schob Liphart die vor ihm liegenden Bücher beiseite, um die Schlegelsche Calderon-Übersetzung hervorzuholen und uns durch den Vortrag des „Arzts seiner Ehre" davon zu überzeugen, daß das ihm beigelegte Epitheton eines Dramenvorlesers allerersten Ranges ein durchaus verdientes sei. Jetzt konnten wir verstehen, was uns sonst schier unbegreiflich erschienen war, — daß die Glieder des theologischen Leseabends es sich gern gefallen ließen, daß Liphart die gelehrte Lektüre gelegentlich beiseite schob, um seinen Gästen ein Shakespearesches Lustspiel vorzutragen. Einer gewissen Anstrengung bedurfte es übrigens auch bei diesen Vorlesungen. Liphart markierte die handelnden Personen lediglich durch Modulation seines nicht eben klangvollen Organs, vermied jedes eigentliche Pathos, las gleichgültige Partien mit gedämpfter, bis zur Tonlosigkeit gesenkter Stimme, — erzielte aber gleichwohl durch Feinheit der Charakteristik und Wärme der Empfindung die tiefgehenden Wirkungen.

Länger als bis in die ersten Wochen des Jahres 1858 konnten die im Spätherbst des Vorjahres inaugurierten „französischen Abende" bedauerlicherweise nicht fortgesetzt werden. Oettingen bereitete seinen Abgang von der Universität vor, mich nahmen Examennöte in Anspruch, und nur ausnahmsweise durften wir uns den Luxus außerhalb unserer Dachstuben verbrachter Abende gestatten. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Manne, dem wir so tief verpflichtet waren, blieb uns gleichwohl gegönnt. Unvergeßlich ist mir der letzte Besuch geblieben, den ich dem Lipharts chen Hause als Stu-

Digitized by Google

dent machen durfte. Im Dezember 1858 (Oettingen hatte Dorpat bereits verlassen) beschied der alte Herr mich und ein paar andere ältere Kommilitonen zu sich (irre ich nicht, so gehörte Ernst Bergmann der Zahl derselben an), um die Zukunft seines Sohnes zu beraten, dem ein Studentenstreich das consilium abeundi zugezogen hatte. Wir sollten eine „Entscheidung" treffen, die der Vater selbst nicht auf sich nehmen wollte. „Soll ich meinen Reinhold nach Paris in die école centrale oder nach Erlangen schicken, wo mein Freund Harnack (Theodosius Harnack, der streng-kirchliche Vater des vielgenannten Theologen Adolf Harnack) sich des Jünglings annehmen könnte?" lautete die uns gestellte Frage. Wir optierten für Erlangen, und dabei behielt es sein Bewenden.

Im Frühjahr 1859 begleitete Liphart den Sohn nach Erlangen, wenige Monate später verließ ich die Universität, und es vergingen Jahre, bevor ich dem verehrten Lehrer des Winters 1857/1858 wieder begegnen durfte. Als das geschah, hatte er Dorpat verlassen, um die geliebte Embachstadt nur noch ein- (oder zwei-) mal als Gast, und auf kurze Zeit wiederzusehen. Eine im Jahre 1862 unternommene, ursprünglich auf einige Monate angelegte Reise nach Deutschland und Italien dehnte sich zu jahrzehntelanger Niederlassung in Florenz aus. Die nächste Veranlassung dazu hatte der Umstand geboten, daß Lipharts jüngster Sohn sich zum Maler ausbilden wollte, das übrige hatte sich aus Verhältnissen ergeben, von denen der berufslose Mann sich auch diesesmal leiten ließ.

Auf dem bei Florenz belegenen königlichen Lustschlosse Quarto lebte seit Anfang der sechziger Jahre die Großfürstin Maria Nikolajewna, in erster Ehe mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg, nach dessen Tode mit dem Grafen Gregori (Grischka) Strogonow verheiratet (November 1856). Der St. Petersburger Herrlichkeiten und der reichlich genossenen Freuden des Salonlebens müde geworden, hatte die schönste, gestrengste und temperamentvollste der drei Töchter des Kaisers Nikolaus I. sich mit ihren jüngeren Kindern im Arnotal niedergelassen, um fortan der Natur und ihren künstlerischen Interessen zu leben. Personen der großfürstlichen Umgebung hatten Ihrer Kaiserl. Hoheit von dem in Florenz lebenden merkwürdigen livländischen Baron erzählt, der einer der vorzüglichsten Kunstkenner und zugleich eines der größten Originale

Digitized by Google

seiner Zeit sein sollte. Liphart, der trotz strenger Loyalität gegen das Kaiserhaus und mehrfacher Beziehungen zu Mitgliedern desselben höfischem Treiben und höfischer gêne durchaus abgeneigt war, suchte die ihm gewordene Einladung nach Quarto unter schicklichen Worten abzulehnen: unter anderem erwähnte er, daß er keinen Frack besitze und mangels eines solchen hofunfähig sei. Die Neugier der Großfürstin wurde durch diese noch nicht dagewesene Entschuldigung erst recht gereizt. Sie gab zur Antwort, daß Herr von Liphart mit wie ohne Frack auf Quarto willkommen sein werde und daß sie die frühere Einladung wiederhole. Diese Botschaft wurde in so verbindliche Formen gekleidet, daß ein Sträuben gegen den Inhalt derselben nicht wohl möglich war, und daß der Geladene sich fügen mußte. Die unter so eigentümlichen Verhältnissen eingeleitete Bekanntschaft verwandelte sich schon nach den ersten Berührungen in herzliche Freundschaft. Liphart wurde nicht nur zum Freunde, sondern zeitweise zum Genossen des großfürstlichen Hauses, in welchem er mitunter Wochen und Monate verbrachte. Der Offenheit und Liebenswürdigkeit, mit welcher die Kaisertochter ihre wechselvolle Vergangenheit vor dem neuen Freunde ausbreitete und seinen Rat in großen und kleinen Dingen einholte, vermochte er, dem alle Eigenschaften des damoiseau fehlten, nicht zu widerstehen, der hohen Frau aber war ein Mann von der geistigen Bedeutung — und von der vertrauensvollen Rücksichtslosigkeit Lipharts noch nicht vorgekommen. Bei der Auswahl künstlerischer Anschaffungen mußte er ebenso aushelfen wie bei der Erziehung der großfürstlichen Kinder; zeitweise wurde von ihm sogar die Leitung des Unterrichts übernommen, den Lehrer seiner Wahl dem jüngsten der Leuchtenbergschen Söhne, dem (im Kriege von 1877 gefallenen) Prinzen Sergey erteilten. Galt es die Besichtigung einer der Florentiner Galerien, so verstand sich von selbst, daß Liphart die Führerschaft übernahm; entschloß man sich zu Besuchen benachbarter Städte oder Landschaften, so traf er die erforderlichen Anordnungen, — sollte ein einsamer Winterabend mit Lektüre ausgefüllt werden, so wählte er die Bücher aus; der Mehrzahl alter und neuer Kultursprachen gleich mächtig (das Russische war dem Livländer de l'ancienne trampe freilich fremd geblieben), griff er heute zu Voltaireschen Romanen und Lehrgedichten,

Digitized by Google

— morgen zu Dante oder Tasso, ein drittes Mal zu neuen Erscheinungen der englischen oder deutschen Literatur. Ob die Großfürstin allein war oder ob sie hohe Gäste bei sich sah, machte dabei keinen Unterschied, Liphart wurde als Mitglied der Familie angesehen, von den jüngeren Angehörigen derselben „Onkelchen" genannt und in die Lage gebracht, die Leiden und Freuden seines eigenen Hauses mit der Großfürstin und deren näheren Freunden bis ins einzelne zu besprechen. Unsere Kaiserin Friedrich, die als Kronprinzessin wiederholt nach Quarto gekommen war, hat mir bei Gelegenheit erzählt, daß sie über Lipharts neun Schwestern und deren Familien so genauen Bescheid wisse, als habe sie dieselben persönlich kennen gelernt. Daß die Grundanschauungen, von denen der orthodoxe Lutheraner und die nichts weniger als rigoristische Fürstin ausgingen, durchaus verschieden waren, scheint die Harmonie des in Quarto versammelten Kreises niemals gestört zu haben. Die Gewohnheiten der großen Welt sorgten dafür, daß die im Interesse des bequemen Zusammenlebens notwendigen Zugeständnisse zur rechten Zeit und am rechten Orte Platz griffen.

Der im Jahre 1876 erfolgte Tod der Großfürstin bezeichnete einen Abschnitt im Leben des inzwischen zum Greise gewordenen Mannes, ließ die äußeren Verhältnisse desselben indessen unberührt. Liphart hatte zu lange in Italien gelebt, als daß er in die nordische Heimat hätte den Rückzug finden können, — seine Gemahlin zog als gute Katholikin den Aufenthalt in der Heimat ihrer Kirche jedem anderen vor, die Kinder waren selbständig geworden, die alten Freunde verstorben oder versprengt. Danach behielt es bei der Niederlassung in Florenz sein Bewenden. Selbst als Lipharts älterer kinderloser Bruder, der Majoratsherr, um die Mitte der achtziger Jahre starb und der alte Herr als Erbe eines nach Quadratmeilen zu berechnenden Grundbesitzes einen Augenblick die Verpflichtung fühlte, sich den Sassen und Hintersassen der Neuhausenschen und Rathshofschen Güter in seinen neuen Eigenschaften zu zeigen, konnte der dazu erforderliche Entschluß nicht aufgebracht werden. Noch bevor er die deutsche Grenze überschritten hatte, kehrte der neue Majoratsherr an das Arno-Ufer zurück und fand er sich mit den neuen Verhältnissen durch Er-

Digitized by Google

teilung einer Generalvollmacht an einen seiner Brüder ab[1]). — An der gewohnten Lebensweise wurde durch diesen Wechsel der Verhältnisse nichts geändert. Nach wie vor bewohnte er, dem trotz sonstiger Rüstigkeit jede Treppe den Atem kostete, den engen und unbequemen zweiten Stock des Hauses an der via Romana, in welchem ich ihn vor drei Jahren besucht hatte, — nach wie vor fungierte sein ebenso gewandter wie despotischer italienischer Bedienter Carlo als Major domus, Kammerdiener und Lakai, — nach wie vor machte Liphart die gewohnten nachmittäglichen Spazierfahrten in einem Fiakerwagen, dessen Führer der vorgespannten mageren Mähre und des traurigen Gefährtes durchaus würdig war. Als ich bei unserer ersten, ziemlich mühseligen gemeinsamen Fahrt des Rathshofer Marstalls und des dortigen Wagenparks scherzende Erwähnung tat, versicherte er seufzend, daß eignes Gefährt für ihn „zu teuer und zu unbequem" sei.

Die mit dem verehrten Gönner verbrachten Junitage des Jahres 1888 standen in bezug auf Ausgiebigkeit in nichts hinter denjenigen zurück, die mir dreißig Jahre früher in dem Hause an der „hölzernen Brücke" gegönnt gewesen waren. Die Jahre hatten ihn milder und toleranter gemacht, seiner geistigen Frische und Regsamkeit aber nicht den geringsten Eintrag getan. Auf den Besuch des Pitti, der Uffizien und der übrigen Kunstsammlungen hatte er bereits seit Jahr und Tag Verzicht leisten müssen:

> Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
> Die Beine aber wollen nicht mehr tragen

hieß es bei ihm, wie weiland bei dem würdigen Tieffenbacher. Da er den Platz jedes Gemäldes und die für dasselbe zweckmäßigsten Beleuchtungen genau anzugeben, ästhetischen Wert und geschichtliche Bedeutung der einzelnen Kunstwerke mit vollendeter Sicherheit zu bestimmen wußte, war er nichtsdestoweniger der denkbar geeignetste Führer durch die Herrlichkeiten seiner zweiten Heimat geblieben. Noch genußreicher erschienen mir freilich die Fahrten durch die Stadt und deren Umgebungen, zu denen das herrliche

[1]) Lipharts ältester Sohn war im Jahre 1870 verstorben, sein ältester Enkel noch Student.

Digitized by Google

Frühlingswetter einlud, und die über ganze Nachmittage und Abende ausgedehnt wurden. Vor jedem bemerkenswerten Bauwerk ließ Liphart halten, um die Eigentümlichkeiten desselben, seine ältere und neuere Geschichte zu erläutern und durch Exkurse auf verwandte Gebiete fruchtbar zu machen. Unsere erste Ausfahrt war seiner Lieblingsstätte, der Piazza Michel Angelo, die zweite den Höhen von Fiesole gewidmet, dann kamen der Boboligarten und die Cascinen an die Reihe. In den Baumgängen dieses Parks sind wir wohl eine Stunde auf und nieder gegangen. Das ebene Terrain der zum Denkmal des Rajah von Holapore führenden Allee erlaubte dem an diesem Tage besonders wohl aufgelegten „Halbinvaliden" ungewohnte Freiheit der Bewegung.

Wenn ich an diesen letzten gemeinsam verbrachten Abend und an die Fülle der durch denselben gebotenen Belehrungen und Anregungen zurückdenke, erscheint Liphart mir als der ausgiebigste Mensch, dem ich jemals begegnet bin. Selbst über Dinge, die von seinem Interessenkreise weit ablagen, wie z. B. die politischen, war er so genau unterrichtet, daß man ihm stundenlang zuhören konnte. Mit den intimsten Vorgängen am Hofe des Kaisers Nikolaus I. war er ebenso genau bekannt wie mit den neuesten Entwickelungen des italienischen Staatslebens. Von den einen hatte die Großfürstin ohne jeden Rückhalt erzählt, von den anderen war ihm durch die in Quarto verkehrenden vornehmen Italiener Kunde geworden. Dabei reichte sein Gedächtnis in Zeitabschnitte zurück, die unsereinem unvordenklich erschienen. Als Knabe hatte er den Kaiser Alexander I. in Rathshof begrüßen dürfen und an einer der Andachtübungen teilgenommen, die Frau v. Krüdener in St. Petersburg abhielt, als jüngerer Mann den greisen Feldmarschall und einstigen Gouverneur von Paris Fürsten Fabian v. Osten-Sacken bei dessen einziger Schwester, der Pastorin v. Oldekop, kennen gelernt, in dem Berlin der dreißiger Jahre mit Alexander v. Humboldt verkehrt, in München mit Döllinger, in London mit Carlyle Berührungen gehabt. Von all diesen historisch gewordenen Personen erzählte er so lebensvoll, als seien ihm dieselben gestern begegnet, und so anspruchslos, als habe zwischen ihnen und unseren gemeinsamen Dorpater Bekannten kein eigentlicher Unterschied bestanden. — Daß ferner Literatur- und Bücherkenntnis keine Grenzen

Digitized by Google

zu haben schien, ist bereits erwähnt worden. Der Zufall wollte, daß er bei meinem Eintreffen in Florenz mit der Lektüre eines Spezialwerks über Voltaire beschäftigt war, während ich um dieselbe Zeit eine Geschichte der Niederlande studierte. Auf beide Materien ging Liphart mit einer Ausführlichkeit ein, die den Glauben hätte wecken können, dieselben gehörten dem Kreise seiner nächsten Interessen an. Und dabei bildete die Beschäftigung mit Kunst und Kunstgeschichte nach wie vor den Mittelpunkt seiner Tätigkeit; auf moderne Kunstgeschichtler ließ er sich freilich nicht mehr ein, und zu Namen wie demjenigen Herman Grimms zuckte er die Achsel. „Zwischen Grimm und den Kunstwerken, die Grimm zu studieren glaubt, liegen so viele Abstraktionen und so heterogene Einfälle, daß man meinen möchte, seine Augen gelangten gar nicht zu dem betrachteten Gegenstande," hat er mir einmal gesagt.

Am Abende von Lipharts achtzigstem Geburtstage nahmen wir Abschied und — ohne es zu wissen — einen Abschied fürs Leben. Im Februar 1891 starb er nach kurzer Krankheit, um neben seiner gleichzeitig aus dem Leben gegangenen Frau auf dem florentinischen protestantischen Kirchhofe begraben zu werden. Daß der merkwürdige, in seiner Weise einzige Mann lediglich in der Erinnerung derjenigen fortlebt, die ihn persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, ist von ihm selbst und von den Umständen verschuldet worden, die den Gang seines Lebens bestimmten. Die Wurzeln derselben gehörten einem Zeitalter an, in welchem die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit für die oberste Aufgabe des Menschen galt und die Begriffe der Pflicht und des Berufs erst an zweiter Stelle — oder gar überhaupt nicht in Betracht kamen. Was Talleyrand von seiner Zeitgenossenschaft gesagt hat, galt in gewissem Sinne noch von der — um ein halbes Menschenalter jüngeren — Generation, aus welcher Liphart hervorgegangen war: „Wer nicht vor der großen Revolution gelebt hat, weiß nicht, was es heißt, das Leben genießen." Für das Verständnis des Zeitalters der Restauration und der vermeintlichen Austilgung der revolutionären Hinterlassenschaften taugt die Bekanntschaft eines Mannes, wie Carl Eduard v. Liphart es war, mehr als eine ganze Bibliothek.

Der längere Aufenthalt, den ich in Florenz genommen, nötigte

Digitized by Google

mich zu einer Beschleunigung meiner Fahrt nach Berlin, wo ich während der letzten Tage der Regierung Kaiser Friedrichs anlangte. Daß die damals weitverbreitete Meinung von einem wenigstens teilweisen Erfolge der Behandlung Mackenzies auf einem Wahn beruhe, erfuhr ich bereits am Abende des ersten an der Spree verbrachten Tages. Als ich meinen alten Kameraden Ernst Bergmann am 13. Juni aufsuchte, traf ich ihn in einem Gespräch mit seinem Kollegen Gerhard an, das die unmittelbar bevorstehende Auflösung des Kaisers zum Gegenstand hatte. Wenige Stunden zuvor war Bergmann von dem Kronprinzen aufgesucht und davon unterrichtet worden, daß die Atmungsorgane des Kranken den Dienst zu versagen begonnen hätten; den Vorschlag, uneingeladen nach Potsdam zu gehen und die Möglichkeit eines operativen Eingriffs zu untersuchen, hatte er abgelehnt, dem Fürsten Bismarck, wie er hinzufügte, übrigens schon einige Tage zuvor gesagt, daß der Monarch den laufenden Monat nicht überleben werde. Das Geheimnis des kaiserlichen Krankenzimmers wurde so streng gehütet, daß selbst nahe Freunde Kaiser Friedrichs ohne nähere Kunde von dem Ergehen desselben blieben. Zu diesen Freunden gehörte unter anderen Georg v. Bunsen, der mir wenige Tage vor der Katastrophe erzählte, die Türen Potsdams seien auch für ihn eng geschlossen; die Möglichkeit einer längeren Fristung der Krankheit hielt auch er nicht für ausgeschlossen. Nahezu in dem nämlichen Sinne sprach sich der Minister v. Puttkamer aus, den ich am Vormittag des 9. Juni besuchte und der mich mit den Worten empfing: „Merkwürdigerweise finden Sie mich noch hier und in meiner früheren Stellung." Vielleicht um die nämliche Stunde wurde der Erlaß über Puttkamers Verabschiedung unterzeichnet, der dem Minister am Abend desselben Tages zuging, weiteren Kreisen übrigens nicht sofort bekannt wurde. Der Zufall wollte, daß ich am nächsten Morgen (10. Juni) vor der Tür des Auswärtigen Amtes stand, um mich nach der Empfangsstunde des Unterstaatssekretärs zu erkundigen. Inmitten der Antwort, die der gleichfalls vor der Tür stehende, uns wohlbekannte Portier des Amts mir erteilte, fuhr derselbe plötzlich auf: „Da kommt ja der Fürst gegangen, zu Fuß, allein und so rasch, wie ich das noch nicht gesehen habe." In der Tat war es Bismarck, der an uns vorüber

Digitized by Google

ging und die Wilhelmstraße in der Richtung zu den Linden durchmaß. Mit dem bekannten Kürassierrock und einer Feldmütze bekleidet, den Säbel unter dem Arm tragend und außerordentlich frisch aussehend, eilte der Reichskanzler so raschen Schritts vorüber, daß er unsere Grüße nicht gewahr wurde. Wie ich in der Folge erfuhr, war die Nachricht von der Entlassung des vieljährigen Kollegen ihm kurz vorher zugegangen, und unter dem ersten Eindruck derselben hatte er sich auf den Weg gemacht, um Puttkamer einen mehrstündigen Besuch abzustatten.

Das Auswärtige Amt zeigte auch während dieser für die gesamte Zukunft Deutschlands entscheidenden Tage das gewohnte, unbewegliche Gesicht. Die neuen Chefs, die ich vorfand (Herbert Bismarck war Staatssekretär, der frühere Generalkonsul Graf Berchem Unterstaatssekretär, Herr Reichardt Direktor der zweiten Abteilung geworden), taten, als hätten sie immerdar auf den nämlichen Plätzen gesessen; die kleinen Angelegenheiten, die es zu ordnen galt, wurden in gewohnter Weise erledigt, die Unterhaltungen gerade so geführt, als habe man sich erst tags zuvor gesehen.

Das Ableben des Kaisers wurde mir erst in Hamburg bekannt, wohin ich gegangen war, bevor ich die Rückreise in den Orient antrat. An dem Tode des Monarchen, der bei seinem letzten Hamburger Besuche (1877) das Bild der Gesundheit und frohsinnigen Liebenswürdigkeit geboten hatte, nahm man auch hier den wärmsten und patriotischsten Anteil. Den Althamburgern, die mit dem Eintritt ihrer Stadt in den Zollverein vollen Frieden noch nicht geschlossen hatten, war der „Kronprinz" als angeblicher Freihändler besonders wert gewesen; während der Jahre der Krisis hatte man sich in gewissen Kreisen mit dem phantastischen Gedanken getragen, bei ihm einen Rückhalt gegen die Bismarcksche „Vergewaltigung" zu suchen oder durch Verschleppung der Sache bis zum Thronwechsel Zeit zu gewinnen.

Hamburg hatte sich seit meinem letzten Besuch (1885) nicht unwesentlich verändert. Den Senat fand ich noch in seiner früheren Behausung vor, die Zusammensetzung dieser Körperschaft war aber eine andere geworden. Von drei Bürgermeistern meiner Zeit waren zwei verstorben (Weber † 1886, Kirchenpauer † 1887); der überlebende dritte Mann dieses Triumvirats, der sich trotz seines hohen

Digitized by Google

Alters als Lobredner der neuen Zeit und des Zollvereins gab, bedeutete wenig mehr als den Ehrenpräsidenten des Senats, indessen Versmann nicht nur als tatsächlicher, sondern auch als der anerkannte Leiter des Gemeinwesens die erste Stelle einnahm.

Wenige Tage, nachdem ich Hamburg verlassen hatte, ging der erteilte Urlaub zu Ende und mußte ich die Rückreise nach Tunis antreten. Ich nahm den Weg über Leipzig, um meinen alten Gönner Gustav Freytag noch einmal zu sehen und mit ihm, Roscher und Zarncke bei dem vortrefflichen Direktor der Creditanstalt Wachsmuth zu Mittag zu essen; Simson, der Präsident des Reichsgerichts, der sein Erscheinen gleichfalls zugesagt hatte, war in elfter Stunde nach Berlin berufen worden, um an der Bestattung Kaiser Friedrichs teilzunehmen. Von den Gästen der Wachsmuthschen Tafel habe ich keinen wiedergesehen — auch Freytag nicht.

Inzwischen war der Endtermin des mir bewilligten Urlaubs so nahe herangerückt, daß ich die Rückreise antreten mußte. Mit nur einer Unterbrechung wurde die Fahrt von Leipzig nach Livorno zurückgelegt und hier des nach Tunis bestimmten italienischen Dampfers geharrt, der mit landesüblicher Unpünktlichkeit vierundzwanzig Stunden auf sich warten ließ. Ein zweiter Tag ging auf der Reede von Livorno verloren. Eines schweren Sturmes wegen mußten wir im Angesicht der Stadt vor Anker gehen und nahezu dreißig Stunden lang stille liegen. Um das Versäumte nachzuholen, ging es dann in beschleunigter Fahrt weiter. Der in Cagliari zu nehmende Aufenthalt wurde um die Hälfte verkürzt und die Reede von Goletta bereits in der Frühe des folgenden Morgens erreicht. Hier gab es eine unerfreuliche Überraschung, die der Vorbote anderer noch peinlicherer Erlebnisse sein sollte. An der Landungsstelle begegnete mir mein Freund und Kollege Sandwith, der während meiner Abwesenheit zum Generalkonsul in Odessa ernannt und angewiesen worden war, sich unaufhältlich auf seinen neuen Posten zu begeben. Das seiner harrende Schiff stand so dicht vor der Abfahrt, daß Sandwith kaum die Zeit hatte, mir einen Abschiedsgruß zuzurufen und demselben die Mitteilung hinzuzufügen, unser alter österreichischer Kollege Soretic sei bei Gelegenheit des auf der französischen Gesandtschaft gegebenen Abschiedsdiners von einem Unwohlsein befallen worden,

Digitized by Google

das nicht unbedenklich zu sein scheine. Auf Grund dieser Mitteilung eilte ich noch an demselben Tage nach kurzer Begrüßung meiner bereits auf das Land übergesiedelten Familie in die Stadt, um Soretic aufzusuchen und von ihm, der seinen Sommerurlaub antreten wollte, Abschied zu nehmen. Der gute alte Herr saß, als ich nach ihm fragte, bereits in dem Eisenbahnwagen, der ihn nach Goletta führen sollte, und machte den Eindruck eines Mannes, dessen Stunden gezählt seien: nur mühsam brachte er eine der scherzhaften Wendungen hervor, mit denen er Abschied zu nehmen pflegte. Die Ärzte hatten geraten, den von Schwindelanfällen heimgesuchten Kranken mit möglichster Beschleunigung auf das Schiff und in die Frische der Seeluft zu schaffen, von der eine Besserung seines Befindens wenn nicht erwartet, so doch gehofft werden könne. Zwei Stunden später meldete ein Telegramm, daß diese Hoffnung eine leere gewesen sei: noch bevor die Einschiffung hatte ausgeführt werden können, war unser alter Freund verstorben. Der „Schwindelanfall", von dem die italienischen Ärzte gefabelt hatten, war, wie der Sekretär von Knapp mir mitteilte, in Wahrheit ein Schlaganfall, und zwar ein Anfall so ernster Art gewesen, daß die Teilnehmer des Abschiedsdiners vorhergesehen hatten, eine Wiederkehr desselben werde nicht anders als tödlich verlaufen können.

Vierundzwanzig Stunden später geleiteten wir das liebenswürdigste und populärste Mitglied unseres kleinen Kollegiums zur letzten Ruhe, welche er auf dem Kirchhof von Goletta finden sollte. Trotz der entsetzlichen Hitze und der vorgeschrittenen Tageszeit gab es eine lange, wegen ihres öden Prunks widerwärtige Zeremonie, an der wir in Uniform teilnehmen mußten und die mit einer kurzen, aber herzlichen Ansprache Massicaults zwischen vier und fünf Uhr ihren Abschluß erhielt. Unmittelbar darauf bestiegen der französische Minister und ich die Wagen, die uns in unsere bei Marsa belegenen Villegiaturen zurückführen sollten, — Herr von Knapp und die übrigen „Leidtragenden" wollten mit dem nächsten Zuge nach Tunis zurückkehren und begaben sich trotz der immer unerträglicher gewordenen Hitze im Laufschritt auf den ziemlich entfernt belegenen Bahnhof. Andern Morgens wurde mir gemeldet, unser Sekretär liege an den Folgen eines plötz-

Digitized by Google

lichen Blutsturzes schwer darnieder. Der lungenkrank gewesene, anscheinend genesene, durch den Tod Soretics aber wieder schwer erschütterte junge Mann hatte sich dadurch, daß er zum Bahnhof gelaufen war, einen Rückfall seines Übels zugezogen, der mehrwöchige Schonung und zeitweise Übersiedelung in ein günstigeres Klima geboten erscheinen ließ. Die Stelle der letzteren vertrat eine längere Seereise, von der der Leidende so gestärkt zurückkehrte, daß er sich mit dem den Brustkranken eigentümlichen Optimismus für vollständig genesen ansah.

Die folgenden Wochen vergingen mit Vorbereitungen zur Hochzeit einer Tochter. Das Landhaus, das wir im Sommer 1888 bewohnten, zählte unter die geschmackvollsten arabischen Villegiaturen der karthagischen Ebene, die an Europäer vermietet wurden. Am Rande eines mit Weinstöcken und Feigenbäumen besetzten, direkt an das Meer führenden Abhangs belegen, setzte das von Johannisbrodbäumen beschattete Haus des Si Mohammed ben Assur sich aus einer Anzahl von Gelassen zusammen, von denen jedes mit einem besonderen Gewölbe überdacht war; der innerhalb des Baus gelegene geräumige Hof war mit den Überresten einer reich ornamentierten marmornen Wasserleitung gepflastert, — die Aussicht auf das Meer, die Insel Zimbra und die benachbarten Berge von unvergleichlicher Schönheit. Trotz des ansehnlichen Betrages, den ich ihm bewilligt hatte, war Si Mohammed nur schwer zur Unterzeichnung des Mietvertrages zu bestimmen gewesen. Immer wieder hieß es: „Du wirst Schweine halten und diese werden die Ruhe des Heiligen stören, der in dem an das Haus stoßenden Marabat (der Kapelle) schläft.“ Erst auf das Versprechen hin, keinerlei unreines Getier zu halten und dem Heiligen von unsern arabischen Dienern (dem Koch Salem und einem halbwilden, nicht einmal des Arabischen mächtigen Neger aus der Wüste) an jedem Freitage eine Kerze auf das Grab setzen zu lassen, entschloß der mißtrauische Muselmann sich zum Abschluß des Geschäfts, das im übrigen anstandslos abgewickelt wurde: dem Heiligen machte die Freitagskerze einen so wohltuenden Eindruck, daß derselbe (wie Salem und Ben el-Chir mit vielen Beteuerungen versicherten) frühmorgens zuweilen im Garten spazieren ging, und daß Si Mohammed mir seine besondere Anerkennung unseres Wohlverhaltens aussprechen ließ.

Digitized by Google

Einer europäischen Hochzeitsfeier standen in diesem sonst einwandfreien Hause nichtsdestoweniger erhebliche Schwierigkeiten im Wege. Gefährte, die die Hochzeitsgäste vom Marsaer Bahnhof zur Trauungskapelle und von dieser in unser Haus beförderten, waren wegen der erheblichen Entfernung von der Stadt ebensowenig zu beschaffen wie Kochkünstler, deren Unterstützung unser Hauspersonal nicht wohl entbehren konnte. Dem ersteren Mangel wurde durch das Wohlwollen abgeholfen, mit welchem der Bey mir eine Anzahl seiner Wagen zur Verfügung stellte, — als chef de cuisine aber sollte der Leibkoch des präsumtiven Thronfolgers Sidi Tajeb fungieren, — ein „ausgezeichneter Mann", der seine Kunst in Marseille erlernt haben wollte, in Wahrheit seinen Aufenthalt in dieser Stadt aber lediglich dazu benutzt hatte, sich zum Säufer auszubilden, der von früh bis spät „Raki" verlangte und sich demgemäß völlig unbrauchbar erwies. — — — — — —

An einem der letzten Tage des August (1888) begegnete mir auf der Hauptstraße des europäischen Viertels von Tunis, — dicht vor einem vornehmlich von französischen Offizieren besuchten Kaffeehause — der zeitweilig mit der Vertretung Massicaults beauftragte Legationssekretär Benoît (in der Folge französischer Gesandter am serbischen Hofe). Gleich mir auf dem Wege zum Bahnhof begriffen, fragte der mir bis dahin nicht näher bekannt gewordene junge Mann, ob ich die Fahrt nach El Marsa in seiner Begleitung machen und daselbst seinen auf die dortige Haltestelle bestellten Wagen mit benutzen wolle. Als ich zustimmte, nahm Herr Benoît meinen Arm, was — wie ich wohl bemerkte — die besondere Aufmerksamkeit der Insassen des Kaffeehauses wie der Passanten der Straße erregte. Noch bevor wir den Bahnhof erreicht hatten, sagte mein Begleiter mir, er habe mich aufsuchen wollen, um mir eine Mitteilung von Wichtigkeit zu machen. „Herr Massicault," fuhr er fort, „ist der Meinung, daß wir die unfreundliche Haltung der Italiener und das rücksichtslos brüske Gebaren des italienischen Vertreters nicht länger schweigend hinnehmen, sondern diesen Leuten zeigen müssen, daß wir die Herren des Landes sind. In der nächsten Nummer unseres Amtsblattes werden Sie zwei Erlasse finden, die Herr Massicault mir aus Paris hat zugehen lassen und die der Bey bereits unterzeichnet hat. Durch den ersten derselben werden sämtliche



Digitized by Google

europäische Schulen des Landes der Aufsicht unserer Verwaltung unterstellt, jährliche Visitationen derselben vorgesehen und die für die Eröffnung neuer Lehranstalten erlassenen Regeln bekannt gemacht. Der zweite Erlaß schreibt dasselbe für die innerhalb Tunesiens bestehenden Gesellschaften und Vereine vor." Ich gab Herrn Benoît zur Antwort, daß ich den getanen Schritt lebhaft bedauerte, und zwar im Interesse der französischen Sache bedauern müsse. Kapitulationsmäßig stehe den Italienern das Recht zur Bildung und Verwaltung von Schulen wie von Vereinen zu, die ausschließlich der Aufsicht des Konsuls unterstellt seien und mit den Landesbehörden nichts zu schaffen hätten. Unzweifelhaft werde Italien die Rechtsgültigkeit der in Rede stehenden Erlasse bestreiten, denselben auch jede Nachachtung verweigern und einen Lärm schlagen, dessen Folgen nicht abzusehen seien. Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit wendete Herr Benoît ein, man werde französischerseits so schonend und rücksichtsvoll wie immer möglich vorgehen, an dem bestehenden Zustande nichts ändern, die Schulvisitationen auf *einen* rein formalen Besuch jährlich beschränken, von den zurzeit fungierenden italienischen Lehrern keine Befähigungsnachweise verlangen und es in Zukunft bei einer Anzeige über die neu angestellten Lehrer und Lehrerinnen, den Lehrplan usw. bewenden lassen. Bei solcher Behandlung der Sache lasse sich hoffen, daß es nicht zu ernsthaften Konflikten kommen werde. Unter allen Umständen glaube die beylikale Regierung darauf rechnen zu dürfen, daß die hiesigen auswärtigen Vertreter der Sache eine wohlwollende Beurteilung würden zuteil werden lassen und daß ihre Regierungen keine Einwendungen erheben würden. Materiell sei allein Italien an den in Rede stehenden Dekreten interessiert, da die italienische Kolonie die einzige sei, die Schulen und Vereine besitze.

Daß von diesen Voraussetzungen keine einzige zutraf, lag für Kenner der Verhältnisse auf der flachen Hand. Seit Wochen gab der Generalkonsul Berio jedem, der es hören wollte, zu verstehen, daß das Ministerium Crispi — im Gegensatz zu seinem Vorgänger — Italiens rechtliche und tatsächliche Stellung in Tunesien unverändert aufrechtzuerhalten und jedem französischen Vorgehen gegen dieselbe mit rücksichtsloser Schärfe entgegenzutreten entschlossen sei. Unter der Blume wurde dabei angedeutet, daß ein etwaiger Konflikt Herrn

Digitized by Google

Crispi nicht unwillkommen sein würde und daß man in Rom die Empfindung habe, auf die Dauer könne es in der bisherigen Weise überhaupt nicht weiter gehen. Danach war anzunehmen, daß die neuen Dekrete der italienischen Regierung willkommene Veranlassung bieten würden, Lärm zu schlagen und den Gegensatz gegen Frankreichs tunesische Politik auf die Spitze zu treiben. — Bestätigt wurde diese Auffassung durch die Person und das Verhalten Berios, ja durch die Tatsache seiner Entsendung nach Tunis: ein unbequemerer Auslandsvertreter, als der Nachfolger des törichterweise verdrängten Malmusi war, schien kaum denkbar. Von den übrigen Mächten und deren hiesigen Vertretern wohlwollendes Entgegenkommen zu erwarten, war unter den gegebenen Verhältnissen gleichfalls unmöglich. Gab es doch seit den Veränderungen der letzten Monate gar kein geschlossenes Konsularkorps mehr. Soretic, der zum Mittelsmanne zwischen Franzosen und Italienern hätte dienen können, sollte erst über Jahr und Tag einen Nachfolger erhalten, — von unserem würdigen Doyen, dem spanischen Geschäftsträger aber wußte alle Welt, daß er im Grunde seines Herzens Franzosenfeind sei, sich im übrigen aber um nichts kümmere und längst aufgehört habe, irgendeine Art von Tätigkeit auszuüben. Vollends verzwickt lag die Sache für uns, die wir Frankreichs tunesische Politik begünstigten und dabei Freunde und Bundesgenossen Italiens waren. Schon weil Kaiser Wilhelm II. eben damals in Italien erwartet wurde, die deutsch-italienische Freundschaft in vollster Blüte stand und in der Presse beider Länder emphatisch gefeiert wurde, konnte an eine deutsche Unterstützung des französischen Vorgehens nicht entfernt gedacht werden. Ich nahm an, daß man günstigenfalls in Berlin neutral bleiben, jeder Parteinahme für oder wider aus dem Wege gehen, meine Berichte zu den Akten nehmen und mich ohne jede Instruktion lassen werde.

Ohne auf das Einzelne einzugehen, setzte ich Herrn Benoît die Gründe auseinander, die mich an der Richtigkeit seiner Auffassung zweifeln ließen, indem ich meinem Bedauern über den getanen, vielleicht verhängnisvollen Schritt nochmals Ausdruck gab. Damit schieden wir, nachdem Benoît noch gesagt hatte, daß Massicaults Rückkehr nach Tunis für die nächsten Tage bevorstehe und daß dieser mich alsbald nach seinem Eintreffen aufsuchen werde — ich aber eilte



Digitized by Google

nach Hause, um die mir gewordene Mitteilung zum Gegenstande eines ausführlichen Berichts zu machen.

Vierundzwanzig Stunden später traten die beiden neuen Dekrete in die Öffentlichkeit, und es brach ein italienischer Entrüstungssturm los, der mehrere Monate fortdauerte und sich erst legte, als (was ich erst sehr viel später erfuhr) Herrn Crispi von Berlin und von Wien aus bedeutet worden war, daß die tunesische Schul- und Vereinsangelegenheit nicht danach angetan sei, zum casus belli gemacht zu werden und daß aus derselben entstandene Händel von Italien allein auszufechten sein würden. Zunächst hatte es das Ansehen, als solle direkt auf einen Konflikt losgesteuert werden. In einer Note, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, legte Berio gegen die beiden Dekrete geharnischten Protest ein, indem er zugleich erklärte, daß die in denselben enthaltenen Vorschriften für ihn nicht nur unausführbar, sondern indiskutabel seien und daß man die Unabhängigkeit der italienischen Schulen und Vereine mit allen Mitteln aufrecht zu halten wissen werde. Noch heftiger lautete die Sprache der (unter dem Einfluß des Konsulats stehenden) italienisch-tunesischen Zeitung „Unione", die u. a. zu verstehen gab, französischen Beamten, die uneingeladen eine italienische Schule zu betreten wagten, werde man die Türe weisen und man werde sie von einer Wiederkehr abzuschrecken wissen.

Damit sollte es aber nicht genug sein. Kaum eine Woche nach Eröffnung dieses Feldzugs wurde bekannt gegeben, daß dem italienischen Schulwesen Tunesiens zwei wichtige Erweiterungen bevorständen. Das Liceo (Progymnasium) der Landeshauptstadt werde zwei neue Oberklassen, die Stadt Susa eine höhere Mädchenschule erhalten. Die erste dieser Maßregeln wurde mit einer Präzision in Ausführung gebracht, zu der die sonstige Lässigkeit der italienischen Verwaltung in ergötzlichem Gegensatz stand. Noch bevor der September zu Ende gegangen war, trafen die für die neuen Oberklassen des Liceo bestimmten Lehrer ein, — Männer, die, wie unser Sekretär mir sagte, Räuberhauptleuten ähnlicher sahen als Pädagogen und bis zum Beginn ihrer neuen Tätigkeit vornehmlich damit beschäftigt waren, die Wein- und Kaffeehausbesucher der Stadt durch verwegene Reden und Lobpreisung der unwiderstehlichen Armee ihres Vaterlandes zu erschrecken. Abermals einige Wochen — und die Italiener

Digitized by Google

taten einen Schritt, der als direkte Herausforderung Frankreichs und der heylikalen Regierung angesehen werden mußte. Allem Herkommen zuwider wurden die Schüler der beiden neuen Klassen des Liceo in militärisch zugeschnittenen Uniformen gesteckt und in geschlossenen Reihen allsonntäglich durch die Hauptstraßen der Stadt, mit besonderer Vorliebe aber durch die Avenue de France (die frühere Marina) geführt, in welcher die französische Residenz lag. Daß das internationale Herkommen die öffentliche Anlegung von Uniformen im Auslande verbot, wußten die Italiener so gut wie andere Leute. Absichtlich wollten sie den Franzosen zu Gemüte führen, daß das französische Protektorat kein rechtlich anerkanntes Verhältnis sei und daß sie sich in Tunesien ebensogut zu Hause fühlen dürften wie ihre Nebenbuhler, die beati possidentes. Nicht minder deutlich trat die provokatorische Absicht Crispis in Sachen der projektierten Mädchenschule zu Susa hervor. Je nach Lage der augenblicklichen Verhältnisse wurde die Eröffnung dieser Anstalt als unmittelbar bevorstehend oder als Zukunftsprojekt behandelt und bei jeder dieser Meldungen angedeutet, daß es sich um eine innere italienische Angelegenheit handle, welche allein die unmittelbar Beteiligten angehe. — Zum Überfluß gab Herr Berio noch deutlicher als während der früheren Stadien der Sache zu verstehen, daß man in Rom auf alle Eventualitäten vorbereitet und fest entschlossen sei, es auf einen förmlichen Konflikt ankommen zu lassen.

Inzwischen war der Generalresident Massicault nach Tunis zurückgekehrt und in die Notwendigkeit versetzt, den Protest Berios zu beantworten und in einen Notenwechsel einzutreten, der sich monatelang weiterspann. Bei dem ersten Besuch, den er mir nach seiner Rückkehr machte, legte er mir das Beriosche Schriftstück und den Entwurf seiner Antwort auf dasselbe vor, ein „Zeichen des Vertrauens", das mir auch in der Folge zuteil wurde und mich in den Stand setzte, über die gewechselten Schriftstücke noch vor der Übergabe telegraphisch nach Berlin berichten zu können. Massicaults Beispiel wurde wiederholt auch von Berio befolgt, der mich offenbar darüber ausholen wollte, ob auf unsere Unterstützung zu rechnen sei: die Mitwirkung des dritten Partners des Dreibundes kam in Wegfall, weil Österreich-Ungarn den durch den Tod Soretics erledigten Posten seines Vertreters in Tunesien ein Jahr lang un-

Digitized by Google

besetzt ließ. Ich mußte Herrn Berio dieselbe Antwort geben, die ich Massicault erteilt hatte: daß mir keine Instruktionen zugegangen seien und daß ein Vertreter ohne Instruktionen in der Stellung einer Uhr sei, die nicht aufgezogen werde.

Darüber vergingen einige Wochen, deren Unbehagen nicht näher beschrieben zu werden braucht. Dann wurde zu einem direkten Angriff gegen mich vorgegangen. Die in Rom erscheinende „Tribuna" veröffentlichte Korrespondenzen aus Tunis, in welchen dem deutschen Konsul schuld gegeben wurde, ein den Absichten des Dreibundes direkt zuwiderlaufendes Verhalten zu beobachten und statt auf der italienischen, auf der französischen Seite zu stehen. Dieser Konsul sei gewöhnlich am Arm des französischen Gesandten oder Geschäftsträgers zu sehen, gehöre zu den Stammgästen des Kaffeehauses der französischen Offiziere und sei vollständig in das französische Fahrwasser geraten. Und doch war ich niemals an der Seite und in der Gesellschaft eines französischen Diplomaten öffentlich gesehen worden, hatte ich das in Rede stehende Kaffeehaus niemals mit meinem Fuße betreten. In Tunis wußte jedes Kind, daß der Redakteur der unter der Aufsicht des italienischen Konsulats erscheinenden „Unione" der tunesische Korrespondent der „Tribuna" und der Sohn des Herausgebers dieser im Vertrauen des Ministeriums stehenden Zeitung sei. Herrn Berio hinderte das nicht, mich seines Unwillens über diese Angriffe auf meine Person zu versichern und eine Remedur zu versprechen, um welche ich ihn niemals gebeten hatte und die begreiflicherweise niemals erfolgte. Ich nahm diese Erklärungen mit der Versicherung entgegen, daß ich zu einer Replik keine Veranlassung hätte und begann sodann von anderen Dingen zu reden. Da wir einander nur selten begegneten, behielt es dabei sein Bewenden. Daß meine Gegner ihr Terrain zweckmäßig gewählt hatten, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Unser Kaiser hatte die italienische Hauptstadt erst kurz zuvor verlassen, unsere Allianz mit Italien wurde bei jeder Gelegenheit affichiert und jede irgend bemerkenswerte Äußerung der „Tribuna" nach Berlin berichtet.

Die Tage dieser unliebsamen Erörterungen waren Zeugen eines Zwischenfalls, der wunderlich genug verlief, um erwähnt zu werden. An einem der letzten Sonntage, die wir auf dem Lande verbracht hatten, waren zwei wohl gekleidete, stattlich aussehende Marokkaner

Digitized by Google

bei mir erschienen, „um mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen". Nachdem beide Fremde einige Tassen Tee getrunken (der bei ihnen die Stelle des Kaffees vertritt), berichtete der Ältere, sie seien in der heiligen Stadt Kairuan etablierte Kaufleute, denen ein neidischer Konkurrent Feuer ins Haus gelegt habe und die dafür noch bestraft und mit Ausweisung aus dem Lande bedroht worden. „Du mußt uns," so fuhr er fort, „helfen, denn dein Sultan ist der Freund unseres Sultans, und wir stehen darum unter deinem Schutz." Zumutungen solcher Art waren mir zu häufig gestellt worden, als daß sie mich hätten in Verwunderung setzen können. Das zu Ende der siebziger Jahre stattgehabte Erscheinen einer marokkanischen Gesandtschaft am Berliner Hofe war ein im gesamten nördlichen Afrika vielbesprochenes Ereignis gewesen, das im Gedächtnis des Volkes fortlebte und dessen Gedächtnis wegen der Vorliebe meines Amtsvorgängers Nachtigal für Marokko und die Marokkaner in Tunis länger fortlebte als in dem Lande des „äußersten Westens". Wie in zahlreichen früheren Fällen, gab ich auch diesesmal zur Antwort, daß Sultan Muley und Kaiser Wilhelm allerdings gute Freunde seien, daß ich aber keinerlei Auftrag zur Wahrnehmung der Interessen des Sultanats besäße und eine solche ablehnen müsse. Gleich den Türken und den übrigen ausländischen Moslemin hätten sich auch die in Tunesien lebenden Marokkaner direkt an die Behörden des Landes, beziehentlich an den dem Kalifa von Kairuan beigegebenen Zivilkontrolleur zu wenden. Trotz mehrmaliger und nachdrücklicher Wiederholung dieser Erklärung vermochte ich die Bittsteller indessen erst loszuwerden, als ich ihnen auf ihr dringendes Ersuchen versprach, dem „Uzir", d. h. dem Generalresidenten, von der Sache Mitteilung zu machen und eine Untersuchung derselben zu erbitten. Bei Gelegenheit eines Besuchs, den ich dem Militärattaché Massicaults Oberstleutnant de la Bonne machte, ersuchte ich diesen des Arabischen mächtigen, mit den Verhältnissen bekannten und dabei wohlmeinenden guten Bekannten, die beiden Marokkaner vernehmen und ihre Angelegenheit untersuchen zu wollen. Herr de la Bonne entsprach diesem Wunsche, teilte mir nach einiger Zeit indessen mit, daß die Bittsteller den arabischen wie den französischen Behörden Kairuans als Gauner bekannt seien, daß ihre Verurteilung nach Ausweis der vorgelegten Akten in unan-

Digitized by Google

fechtbarer Weise ausgesprochen worden und daß er die beiden Leute in diesem Sinne beschieden habe.

Damit glaubte ich die Sache abgetan. Der italienisch-französische Konflikt nahm meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch, und als wir im Oktober in die Stadt zurückkehrten, hatte ich die Marokkaner aus dem Gedächtnis verloren. Aufgefallen war mir allerdings, daß diese Leute in dem am Eingang zum Konsulatsgebäude belegenen Kawassenzimmer wiederholt zu sehen gewesen waren. Auf die marokkanischen Hospitanten der Dienstbotenstube achtzugeben, lag um so weniger Grund vor, als dieselben sich in keiner Weise bemerkbar machten und zufrieden zu sein schienen, wenn man ihre ehrerbietigen Grüße und Verbeugungen mit dem landesüblichen Slemma aleikum (Friede sei mit dir) beantwortete.

An einem Sonntagnachmittag saß ich in meinem Zimmer, als die Kawassen um die Erlaubnis baten, von ihrem Sonntagsprivilegium Gebrauch machen und die Haustür statt um 7 um 5 Uhr schließen zu dürfen; der Unterkoch werde bis zum Erscheinen der von uns zum Essen geladenen Gäste den Pförtner spielen. Wenige Augenblicke später erhob sich im Treppenhause ein entsetzlicher Lärm, — durch den Patio (großen Salon) stürmten zwei Männer mit gezückten Dolchen, denen die Kawassen und mehrere arabische Polizeidiener mit lautem Geschrei folgten. Einer dieser Eindringlinge wurde unter dem Speisetisch des anstoßenden Zimmers hervorgezogen, an welchem meine zum Tode erschreckte älteste Tochter beschäftigt war, der andere an der Tür meines Arbeitszimmers ergriffen. Der oberste Polizeidiener richtete, indem er die beiden inzwischen entwaffneten Ruhestörer abführte, einige unverständliche Worte an mich, der gleichzeitig erschienene erste Kawaß Allelah ben Mustafa aber berichtete in höchster Aufregung über das Geschehene. Die beiden in seinem Zimmer niedergelassenen Marokkaner hatten seine Mitteilung, daß das Tor geschlossen werden solle und daß die Stube zu räumen sei, mit der Erklärung beantwortet, sie würden bis 7 Uhr sitzen bleiben, wie das ihre Gewohnheit sei. Die Drohung, Polizei kommen zu lassen, war von ihnen mit Achselzucken aufgenommen und mit der Bemerkung beantwortet worden, sie wüßten ganz genau, daß kein Polizist anders als nach vorgängig eingeholter Erlaubnis ein ausländisches

Digitized by Google

Konsulat betreten dürfte. Da zwei Polizisten just an dem Konsulate vorübergingen, hatte Allelah diese angerufen und dadurch den stattgehabten Tumult veranlaßt. Mit gezückten Messern waren die Marokkaner in unsere Wohnung gedrungen, weil sie in derselben vor jeder polizeilichen Verfolgung sicher zu sein glaubten. Auf Andringen meiner Familie, die einen Racheakt der in ihrem vermeintlichen Rechte beeinträchtigten wilden Gesellen fürchtete, ließ ich den Polizeivorsteher ersuchen, dieselben ohne weitere Bestrafung laufen zu lassen. Die Ruhestörer kamen mit einer Vermahnung davon und wurden veranlaßt, die Stadt noch an demselben Tage zu verlassen.

Die auf dieses Zwischenstück folgenden Novemberwochen vergingen unter den nicht eben erhebenden Eindrücken des französisch-italienischen Notenwechsels und einer zunehmenden Verbitterung zwischen den Vertretern der beiden streitenden Parteien. Obgleich Massicaults Bemühungen um eine Verständigung von Herrn Berio hartnäckig zurückgewiesen wurden, war durchzusehen, daß das Ministerium Crispi es nicht zum Äußersten kommen lassen wollte und daß man einem förmlichen Bruch auch französischerseits aus dem Wege zu gehen wünschte. Daß zu direkten Besorgnissen kein Grund vorhanden sei, konnte man sich auch ohne Bekanntschaft mit den Geheimnissen der beteiligten Kabinette sagen, immerhin aber war die Lage gespannt genug, um das gesellschaftliche Behagen, dessen wir uns sonst erfreut hatten, zu zerstören. Als wir im Dezember unsere wöchentlichen Empfangsabende wieder aufnahmen, entschuldigte ein Teil der italienischen Gesandtschaft sein Ausbleiben mit Berufung auf das gespannte Verhältnis zu den Franzosen, „die mit dem königlichen Generalkonsulat à couteau tiré ständen", Herr Berio aber beschränkte seine Berührungen mit mir auf das Unvermeidliche, obgleich meinerseits durch Teilnahme an einem italienischen Schulfest und pünktliche Erfüllung der herkömmlichen Höflichkeitspflichten jeder Anstoß vermieden worden war. Nur allzubald sollte ich indessen erfahren, daß der Herr Kollege daran festgehalten hatte, unsere Zurückhaltung in Sachen des Schulstreits meinem Einfluß und meiner Parteilichkeit auf die Rechnung zu setzen und daß er danach seine Maßnahmen getroffen hatte.

Digitized by Google

Am Vormittag des 14. Dezember (1888), einem Freitag, wurde Herr Massicault plötzlich bei mir gemeldet. Da ich den Generalresidenten erst wenige Stunden zuvor aufgesucht und gesprochen hatte, und da mir bekannt war, daß er Freitags besonders stark beschäftigt zu sein pflegte, vernahm ich diese Meldung mit dem Vorgefühl, es müsse sich etwas Unliebsames begeben haben. Und so war es. Noch bevor er Platz genommen, rief Massicault mit unverkennbarer Erregung mir zu: „Vous êtes changé!" Ein soeben eingetroffenes Telegramm des Pariser Auswärtigen Amtes hatte ihm mitgeteilt, ich sei zum Konsul in Marseille bestimmt worden. Daran war der in dringlichen Fällen herkömmliche Auftrag zu einer Äußerung darüber geknüpft worden, ob Bedenken gegen das von der französischen Regierung auszusprechende Agrément beständen. Massicault hatte bereits geantwortet, „als Freund" aber die Verpflichtung empfunden, mir entsprechende Mitteilung zu machen. Indem er vorläufiges Schweigen über die Sache ausbedang, sprach er die Erwartung aus, ich würde diese für uns beide gleich unliebsame Ernennung rückgängig zu machen und im allseitigen Interesse meine bisherige Stellung zu behaupten wissen. Ich versprach, diesem Wunsche Rechnung zu tragen, wußte aber im voraus, daß und warum die Partie verloren sei. Daß die Italiener meine Versetzung als wünschenswert bezeichnet hatten, war mir keinen Augenblick zweifelhaft. Gehör aber hatten sie gefunden, weil man ihnen just da, wo sie mit ihren weitergehenden Anträgen abgefallen waren, eine kleine Gefälligkeit schuldig zu sein glaubte. Um das Mögliche versucht zu haben, schrieb ich einem mir befreundeten Beamten des Ministeriums, — aber noch bevor ich Antwort erhalten hatte, berichteten algerische, französische und italienische Zeitungen über das angebliche Ereignis, dessen Erörterung der tunesischen Presse einen willkommenen, nach allen Seiten ausgebeuteten Stoff bot. Wie sechs Jahre zuvor gelegentlich meines Abschiedes von Hamburg, wurde ich für mehrere Wochen zum Gegenstande polemischer Auseinandersetzungen, die von Tage-, Extra- und Witzblättern zweiter und dritter Klasse mit wenig Witz und viel Behagen geführt wurden. Das Peinlichste dabei war, daß meine Abberufung und die auf dieselbe bezügliche amtliche Mitteilung monatelang auf sich warten

Digitized by Google

ließ, daß inzwischen gute Miene zum bösen Spiel gemacht und der gewohnte Lebenszuschnitt unverändert beibehalten werden mußte. Unsere Empfangsabende nahmen ihren Fortgang und wurden zahlreicher denn je besucht, — die französische Gesellschaft überhäufte uns mit Liebenswürdigkeiten und ein Teil der Italiener folgte diesem Beispiel, nachdem Herr Berio mich aufgesucht hatte, um seinem Schmerz über den bevorstehenden Verlust eines besonders geliebten Kollegen und seiner Entrüstung über die Feindseligkeiten der italienischen Presse rührenden Ausdruck zu geben.

Die unliebsame Mitteilung, die Massicault uns am 14. Dezember gemacht hatte, erhielt erst während der zweiten Hälfte des März (1889) ihre offizielle Bestätigung. Wie herkömmlich, war mit derselben der Auftrag verbunden, den neuen Posten mit tunlichster Beschleunigung und nicht später als zu Anfang des nächsten Monats anzutreten. Koffer und Kisten waren bereits gepackt, als der zu meinem Nachfolger bestimmte bisherige Konsul in Kairo, Dr. Reitz, eintraf, um die Geschäfte zu übernehmen und von mir in die tunesischen Verhältnisse eingeführt zu werden. An einem Mittwoch war Reitz in Tunis eingetroffen, an dem darauf folgenden Sonnabende sahen wir zum letzten Male deutsche Reisende in unserem Hause (den berühmten Chemiker Professor von Hofmann und dessen Frau) — wenige Tage später aber waren mehr als zweihundert Menschen auf dem sog. italienischen Bahnhofe versammelt, um von meiner Familie Abschied zu nehmen. Der Landessitte gemäß begleiteten die näheren Bekannten, der Sekretär, die Kawassen und die beiden schwarzen Köche die Scheidenden nach Goletta, um ihnen bei der Einschiffung zum letzten Male die Hand zu reichen: wiedergesehen haben wir keinen dieser Genossen eines merkwürdigen und vielbewegten Lebensabschnitts. Die letzten Tage desselben waren so anstrengend und ermüdend verlaufen, daß der Abschied von der Landschaft, in die ich mich tiefer als in irgendeine andere hineingelebt hatte, nicht zu seinem vollen Rechte kam und daß leidenschaftliche Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit die übrigen Empfindungen überwuchs. Genauer denn jemals früher verstand ich bei der Ausfahrt aus dem tunesischen Golf das Wort, mit welchem ein Franzose der Revolutionszeit dergleichen Zustände charakterisiert hat: „Je suis soûl des hommes."

Digitized by Google

Und doch galt es abermals unter Menschen zu gehen, und zwar unter völlig fremde Menschen. Kaum dreißig Stunden nachdem unser Dampfer die Reede von Goletta verlassen hatte, tauchten die Türme von Marseille auf. Die beiden Sekretäre unseres dortigen Konsulats, der spätere Vizekonsul Lehnhardt und der wenig später nach Barcelona versetzte Elsässer Lang, empfingen uns auf dem Landungsplatze, um uns in die interimistische Wohnung, eine Pension der Rue Armeny, zu geleiten. Die folgenden Tage vergingen mit Übernahme der Konsulatsgeschäfte, endlosen Bemühungen um eine passende Wohnung und mit unvermeidlichen Besuchen bei den französischen Autoritäten und den Kollegen. Nach dreieinhalbjährigem Aufenthalt im Orient durften meine Angehörigen sich der Rückkehr in die Zivilisation, der Bewegung in einer europäischen, von zauberhaft schöner Gebirgslandschaft umgebenen Großstadt und eines Klimas erfreuen, wie es günstiger kaum gedacht werden konnte. Daß diese Stadt die ungastlichste sei, die wir jemals bewohnt hatten und daß die sprichwörtlich gewordene geistige Öde französischer Provinzialstädte in der Kapitale der Provence („la France ne commence qu'à Valence") unverfälscht wiederzufinden sei, gewahrten wir indessen noch, bevor wir in die Wohnung übersiedelten, die in einer von Gartenanlagen umgebenen Villa des vorstädtischen chemin du Fada („Feenweg") allendlich gefunden worden war. Von der französischen Gesellschaft war der deutsche Konsul ein für alle Male ausgeschlossen, — den Präfekten und dessen Gemahlin ausgenommen, hat kaum ein Franzose unser Haus jemals betreten —, die deutsche Kolonie setzte sich aus einem Dutzend Kaufleuten zusammen. Unter den zahlreichen Kollegen gab es nur zwei, die freundliches Entgegenkommen zeigten, den Österreicher von Montlong und den Italiener Simondetti. Wären der liebenswürdige Sekretär Lehnhardt und der würdige evangelische Pfarrer Gujer nicht gewesen, so hätte auf menschliche Beziehungen fast vollständig verzichtet werden müssen. Eigentlicher Feindseligkeit begegnete man bei den Franzosen nicht. Die geschäftlichen Angelegenheiten wurden glatt erledigt, Höflichkeiten nicht gespart und von einzelnen Personen, z. B. dem Anwalte des Konsulats, gelegentlich wohl auch Beweise freundlicher Gesinnung gegeben. Was die Leute vom Verkehr mit uns zurückhielt, war

Digitized by Google

die Besorgnis, durch nähere Berührung mit Prussiens kompromittiert zu werden. Da man inmitten des Kampfs zwischen der Regierung (Präsident der Republik war Sadi Carnot) und der Partei Boulanger stand, waren die Marseiller kleinmütiger und zaghafter denn je. Jedermann fürchtete jedermann und glaubte die Reinheit seiner Reputation gefährdet, wenn er mit dem „Landesfeinde" in Verbindung trat. Von dieser Besorgnis waren selbst Leute angesteckt, die keine patriotische Reputation zu verlieren hatten, weil sie garnicht Franzosen waren. Ein in Berlin geborener und erzogener englischer Ingenieur erteilte seiner Frau, einer Deutschen, auf den dringenden Wunsch die Erlaubnis, unser Haus aufzusuchen, ließ sich selbst aber entschuldigen, „weil ein Besuch bei dem deutschen Konsul ihn seine Stellung kosten könne". Ähnlich hielten es viele Schweizer, obgleich Sprach- und Glaubensgemeinschaft uns mit denselben in eine gemeinsame Kirche zusammenführte. Die einzige schweizer Familie, die nachbarlich mit der meinigen verkehrte, uns zuweilen besuchte und unsere Töchter zu den für ihre Kinder veranstalteten Festgelegenheiten einlud, war es sichtlich zufrieden, daß meine Frau und ich von ihren Einladungen keinen Gebrauch machten, um ihnen wie uns selbst Verlegenheiten zu ersparen. Die Mehrheit der übrigen in Marseille lebenden Schweizer affichierte französische Sympathien und glaubte mit Hilfe derselben in dem Konkurrenzkampf zwischen stellesuchenden Kaufmannsgehilfen ihres und unseres Volkes einen Vorsprung gewinnen zu können. Es bedurfte aller Klugheit und aller Festigkeit des trefflichen Pfarrers Gujer, damit ihm, dem geborenen Züricher, die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die er gegen die Angehörigen beider Nationen bewies, nicht zum Verbrechen gemacht wurde. In früherer Zeit hatten zwischen den Deutschen und den ziemlich zahlreichen französischen Protestanten Marseilles freundschaftliche Beziehungen bestanden. Jetzt war es auch damit zu Ende und zeigten die pasteurs de l'Eglise réformée sich ebenso „vorsichtig" und zurückhaltend, wie ihre katholischen Amtsbrüder.

Daß es bei solcher Absperrung von der französischen Gesellschaft und von den Wegen, die zu derselben führten, außerordentlich schwer hielt, den Entwicklungen der zweiten Stadt Frankreichs zu folgen, liegt auf der Hand. Und doch stellte diese Aufgabe

Digitized by Google

sich als die vornehmlichste des deutschen Konsuls in Marseille dar. Die Zahl der laufenden Geschäfte war eine verhältnismäßig geringe, der deutsche Anteil an den industriellen und kommerziellen Transaktionen beschränkt und schwer erkennbar, Zahl und Beschaffenheit der zur Bekanntschaft mit ihnen dargebotenen Hilfsmittel die denkbar ärmlichste. Bei der Marseiller Handelskammer war so gut wie nichts zu holen, weil ihre Organisation und Zusammensetzung andere Tätigkeit, als diejenige eines aus Zahlen und Namen zusammengestoppelten Jahresberichts ausschlossen. Präses, Vizepräses und Mitglieder dieser Körperschaft waren zum einen Teil überbürdete, zum andern Teil arbeitsunlustige Kaufleute, die fast alljährlich wechselten und wenn man sie sprechen wollte, nicht zur Stelle waren. Einen Sekretär, der die Kontinuität der von der Handelskammer geübten Tätigkeit repräsentiert und die Geschäftsleitung in Händen gehalten hätte, gab es nicht. Der „Titular" dieses Postens war ein Kaufmann, der es mit den Aufgaben seines Amtes genau so trieb, wie sein Kollege der Präsident, — der schon, weil er jährlich neu gewählt wurde, über andere als laufende Angelegenheiten niemals Bescheid wußte und wenn man sich an ihn wandte, den sog. secrétaire-archiviste vorschob. Dieser ständige und bezahlte Beamte der Kammer war ein betagter Aktenreiter von subalterner Bildung, der froh war, wenn er seine „paperasse" bewältigen und den Schein einer gewissen Ordnung aufrecht erhalten konnte. Die Unzureichendheit dieses Zustandes war allgemein bekannt und durch Tatsachen der handgreiflichsten Art bescheinigt. Die Gefahr, Marseille von dem aufstrebenden Genua überflügelt zu sehen, war bereits damals in jedermanns Munde. In so widersinniger Weise hatte man die Hafen- und Schiffahrtsabgaben erhöht und an veralteten Beschränkungen des freien Verkehrs, z. B. dem Lotsenzwange, festgehalten, daß von den Dampferlinien, die den regelmäßigen Warenaustausch des nördlichen und des westlichen Europas mit dem Mittelmeer vermittelten, eine nach der anderen ihre Agenturen nach Genua verlegte, daß die Umsätze Marseilles in dieser Zeit allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunges seit Jahr und Tag keine Fortschritte mehr machten und daß die wichtigsten Industrien der Stadt, (Öl- und Seifenfabrikation und Müllerei) allmählich ins Hintertreffen ge-

Digitized by Google

rieten. Von alters hatten die hierher gehörigen Etablissements ihre Sitze in erheblicher Entfernung von dem städtischen Weichbilde aufgeschlagen und die Anfuhr ihres auf dem Seewege angelangten Rohmaterials sowie die Abfuhr ihrer zur Verschiffung bestimmten Erzeugnisse durch Karrenfuhrwerk besorgen lassen. Diese An- und Abfuhren wurden mit einem Durchschnittsbetrage von 10 Franks per Karren (schwerfälligen, von je einem Pferde gezogenen Gefährten) bezahlt und die Waren demgemäß so verteuert, daß die durch die Konkurrenz des Auslands ohnehin gedrückten Preise einen nur sehr mäßigen Gewinn übrig ließen. Von der Notwendigkeit, den Hafen mit der Region der Fabriken durch eine Trambahn oder einen Kanal zu verbinden, war seit Jahr und Tag die Rede, ohne daß sich auch nur *eine* Hand zur Verwirklichung dieser Pläne geregt hätte. Gewöhnt, alles Heil von der Regierung zu erwarten und der Zentralstelle die Fürsorge für ihre lokalen Bedürfnisse aufzubürden, behaupteten die Interessenten, für Unternehmungen der bezeichneten Art weder Zeit noch Geld übrig zu haben. Nebenher wurde der Besorgnis Raum gegeben, eine Abänderung des bestehenden Zustandes werde die Kärrner aufreizen und zu Störungen der öffentlichen Ruhe führen. Dem nämlichen Mangel an Initiative war es zuzuschreiben, daß die längst fühlbar gewordene Notwendigkeit einer Kanalverbindung Marseilles mit der Rhônemündung zu Projekten der verschiedensten Art führte, ohne daß es zu der Ausführung eines derselben gekommen: meines Wissens befindet diese Angelegenheit sich noch heute, d. h. zwölf Jahre nach meiner Abberufung von Marseille, in dem nämlichen Stadium wie zur Zeit meines Eintreffens in der Phokäerstadt. „On est à l'étude!"

Noch tatenloser und unfähiger als die Handelskammer zeigte sich die städtische Verwaltung. Auf eine mehrjährige Herrschaft der sozialistischen Partei war zu Ende der achtziger Jahre eine kurze Periode bürgerlich-radikalen Stadtregiments gefolgt, ohne daß sich an den überkommenen Zuständen irgend etwas geändert hätte. Pflaster und Straßenleuchtung blieben — von der berühmten Cannebière abgesehen — so schlecht, wie sie von je gewesen waren, — ein erheblicher Teil des Verkehrs wurde nach wie vor von schwerfälligen Omnibuswagen besorgt, Fernsprech-Einrichtungen

Digitized by Google

waren kaum dem Namen nach bekannt, die Postanstalten so unzureichend, daß es nicht nur an der gehörigen Anzahl von Empfangsstellen, sondern auch an ausreichenden Briefkästen fehlte. Hamburg, dessen Einwohnerzahl diejenige Marseilles damals nur um ein Geringes übertraf, zählte fünfundzwanzig Postanstalten, Marseille deren fünf. Das dringende Bedürfnis nach Kanalisation der unreinlichen und — wie die Choleraepidemie von 1885 ausgewiesen hatte, — ungesunden Stadt begann während der letzten Monate meines dortigen Aufenthalts allendlich zu seinem Rechte zu gelangen: die Ausführung war indessen so unbefriedigend und der auf dieselbe bezügliche Kontrakt so ungeschickt formuliert, daß der zur Zeit der Fertigstellung ans Ruder gelangte sozialistische Maire und der in dem nämlichen Fahrwasser segelnde Stadtrat die Übernahme des Werks verweigerten und daß diese Weigerung mehrere Jahre lang aufrecht erhalten blieb. Die Erhebung der den Hausbesitzern auferlegten Kanalisationssteuer nahm aber auch während dieses Interimistikums ihren Fortgang. Mit dem Geständnis que la vie était mal organisée à Marseille hielt niemand zurück, zu einem Versuch, diese Organisation zu verbessern, hielt sich gleichwohl niemand für berufen. Der Rest von Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, der sich in der Bevölkerung erhalten hatte, war ausschließlich auf die Politik, d. h. auf den Kampf um die Macht, auf die Wahlen zur Abgeordnetenkammer und auf kleinliche Streitigkeiten mit dem die Staatsgewalt repräsentierenden Präfekten gerichtet. Fielen die Wahlen vom Herbst 1889 auch so entschieden zugunsten der republikanischen Partei aus, daß der Zusammenbruch der boulangistischen Sache sich als Frage der nächsten Zukunft darstellte, so verging doch noch geraume Zeit, bevor die Anhänger des demagogischen Generals sich zu vollständiger Waffenstreckung genötigt sahen. Um die boulangistische Fahne hatte sich in Marseille wie anderswo ein politisches Lumpen- und Abenteurergesindel gesammelt, das von der Agitation lebte und diese um des lieben Brotes willen fortsetzte, als an irgendwelche Erfolge nicht mehr zu denken war. Das schlimmste Kontingent zu dieser übeln Gesellschaft hatte die Presse gestellt, deren boulangistische Organe die Unwissenheit und moralische Verkommenheit ihrer Leiter und Gehilfen täglich neu bescheinigten. Wie bereits erwähnt, wurde von dieser Seite

Digitized by Google

die niederträchtigste Verhetzung gegen das Ausland und die Ausländer getrieben. Der Russenkultus befand sich noch in seinen Anfängen, der Deutschenhaß aber stand in einer Blüte, wie er seit den ersten, auf den Krieg folgenden Jahren nicht mehr erlebt worden war. Übereinstimmend bezeugten die älteren Mitglieder unserer und der schweizerischen Kolonie, daß die Revanchetorheit niemals frecher und leidenschaftlicher getrieben worden, als seit dem Emporkommen Boulangers, und daß die Situation noch vor wenigen Jahren eine unvergleichlich günstigere, die Stimmung der Bevölkerung eine ruhigere und freundlichere gewesen sei, als seit dem Jahre 1886.

Dank der Zurückhaltung, die ich seit den ersten Tagen meiner Niederlassung in Marseille beobachtete, sind mir peinliche Erfahrungen mit der in meiner Umgebung herrschenden feindlichen Stimmung erspart geblieben. Das Verhalten der Behörden und Beamten war ein korrektes, — wie man mir sagte, weil Massicault mir den Ruf eines homme de bien vorausgesendet hatte, — wie ich glaube, weil die Nennung des Namens Bismarck in Frankreich dieselbe magische Gewalt übte, wie in Tunesien. Ergötzliche Belege dafür hatte ich bereits während der ersten Monate meiner Marseiller Amtstätigkeit in die Hände bekommen. Aus geringfügigen Ursachen war es zu einer Schlägerei zwischen Matrosen der Gesellschaft Compagnie Transatlantique und der Mannschaft eines hamburgischen, der Reederei Sloman gehörigen Dampfers gekommen, bei welcher unsere Leute den kürzeren gezogen hatten. Da der Kapitän tags nach diesem Vorgange absegeln mußte, hatte er sich damit begnügt, ein Protokoll von mir aufnehmen zu lassen, und hinzugefügt, daß ein „Schmerzensgeld" im Betrage von 100 Fr. alles sei, was er für seine Leute verlangen könne. Noch bevor ich diese Angelegenheit hatte in die Hand nehmen können, ließ sich einer der Direktoren der Compagnie Transatlantique bei mir melden, — ein junger Mann, der mir als dänischer Konsul bekannt geworden war. In einiger Erregung fragte er mich, ob ich den peinlichen Vorfall bereits zum Gegenstand eines Berichts gemacht hätte, — er sei „als Kollege" zu mir gekommen, um eine friedliche Beilegung herbeizuführen und seiner Gesellschaft die in dergleichen Fällen unvermeidlichen „fâcheuses conséquences" nach Möglichkeit zu ersparen. Die



Digitized by Google

Auszahlung der vierteljährlichen Staatssubvention, welche die Gesellschaft erhalte, stehe vor der Tür: laufe vor Begleichung derselben eine Beschwerde über den Marseiller Vorfall aus Berlin ein, so müsse man sich darauf gefaßt machen, seitens des Herrn Handelsministers einen Teil der „unangenehmen Dinge" zu hören zu bekommen, die Bismarck in dergleichen Fällen dem Quai d'Orsay zu sagen pflege. „Sie werden wissen," fügte der Herr Kollege seufzend hinzu, „daß der Fürst sich sehr deutlich auszudrücken pflegt." Statt aller Antwort verwies ich meinen Gast auf das vor mir liegende Protokoll, indem ich hinzufügte, daß die Sache noch zu überlegen sei und daß ich unter allen Umständen auf einem Schmerzensgelde bestehen müsse. „Und wie hoch würde dasselbe beziffert werden?" Ich sprach von 200—300 Fr., und hatte meinen Satz noch nicht beendet, als Herr X. sein Taschenbuch herauszog, 300 Fr. auf den Tisch legte und mich versicherte, er werde es als Beweis meiner Freundschaft und Kollegialität ansehen, wenn ich das „incident" als nunmehr geschlossen ansehen wollte. Von einem vieljährigen deutschen Bewohner Marseilles, mit dem ich von der Sache sprach, wurde scherzweise versichert, daß ich einen Fehler begangen hätte: „Sie hätten diesen Leuten den doppelten, ja vielleicht den dreifachen Betrag abnehmen können."

Kleinliche Zwischenfälle dieser und verwandter Art bildeten die einzigen Unterbrechungen der Langeweile, in welcher das amtliche Dasein hinschlich. Für den deutschen Handel war Marseille von nur untergeordnetem Interesse, der deutsche Schiffsverkehr vollzog sich wegen der Kürze des Verweilens unserer Tourschiffe auf der Joliette (dem sogenannten neuen Hafen) in lautloser Stille, und Forderungssachen, in denen an die Gerichte rekurriert werden mußte, kamen dank der Solidität des französischen Handelsstandes nur als Ausnahme vor. Einer gewissen Behutsamkeit bedurfte es allein bei Behandlung der Spionageangelegenheiten, d. h. der Anerbietungen zu Kundschafterdiensten, die mir allmonatlich mindestens einmal gemacht und die regelmäßig abgelehnt wurden, — und bei den Verhaftungen vermeintlicher deutscher Spione. Ausnahmslos stellte sich die vollständige Unschuld der Verhafteten heraus, die in der Regel auch sofort wieder auf freien Fuß gesetzt

Digitized by Google

werden mußten. Zu Weiterungen, und zwar zu Weiterungen ziemlich ergötzlicher Art gab nur einer, und zwar der erste mir zur Kenntnis gebrachte Fall dieser Art, die Veranlassung. Im Sommer 1889, wenige Wochen nach Übernahme des neuen Amtes, wurde mir von dem damaligen Botschafter in Paris, dem späteren Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, mittels chiffrierten Telegramms der Auftrag erteilt, nach Tarascon zu reisen, wo zwei junge Deutsche als Spione in Verhaft genommen worden seien und des Rats bedürften. Wenige Stunden nach Eingang dieses Auftrages traf ich in dem durch den Daudetschen Roman berühmt gewordenen südfranzösischen Krähwinkel ein, wo das Erscheinen eines deutschen „Diplomaten“ so großes Aufsehen erregte, daß Gassenbuben und neugierige Schildbürger ihm nachliefen, so oft er sich in den verödeten Gassen des Städtchens zeigte. Mein Eintreffen geschah am Tage der Eröffnung der Jagd, dem zu Ehren der Prokureur, dessen Gehilfe und die Mehrzahl der übrigen Beamten sich einen halben Feiertag gegönnt hatten. Der nach langem Suchen ausfindig gemachte Stellvertreter des Herrn Prokureurs, ein jugendlicher Instruktionsrichter, teilte mir mit, daß die beiden Gefangenen angeschuldigt seien, einer Schildwache in Arles Vorschläge zum Verkauf eines Lebelgewehres gemacht zu haben. Es liege der merkwürdige Fall vor, daß der eine der beiden gefährlichen Jünglinge kein Wort Französisch zu sprechen vermöge, der andere überhaupt nicht sprechen zu können scheine und daß er den Eindruck eines Schwachsinnigen mache. Die Untersuchung sei mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen, da Spionagefälle unter Mitwirkung der Militärbehörden verhandelt werden müßten und da es in Tarascon nur einen des Deutschen mächtigen, dafür aber wenig gebildeten Mann gebe, einen aus dem Elsaß gebürtigen alten Gendarmeriesergeanten. Meinem Wunsche, die Gefangenen zu sehen, wurde sofort entsprochen und der sprachkundige Alsacien herbeigeholt, um mich in das Gefängnis zu begleiten und meinen Verkehr mit den beiden „Spionen“ zu überwachen. Mein Begleiter entpuppte sich als gutmütiger alter Haudegen, der den Dialekt seines Heimatlandes noch beherrschte, das Hochdeutsche aber „vergessen“ oder niemals gelernt und darum große Mühe gehabt hatte, sich mit den beiden Prussiens (von denen



Digitized by Google

der eine in Wahrheit ein königlicher Sachse, der andere ein Hannoveraner war) zu verständigen.

Das Gefängnis, in welchem die beiden Spione saßen, war bald erreicht. Dicht am Gestade der Rhone ragte ein zinnengekröntes, aus weißem Gestein erbautes Schloß empor, — der einstige Besitz der „Könige" der Provence, in welches das weiland vielgelesene Hertzsche Stück „König Renés Tochter" verlegt ist. Von außen stattlich dreinschauend, machte der zu einer Gefängnisanstalt herabgekommene Bau, der einstmals den Sitz des berühmten Liebeshofs abgegeben haben soll, in seinem Innern einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. In dem schattenlosen, glutheißen und übelriechenden Burghof gingen die Insassen desselben auf und nieder. Unsere beiden Landsleute hatte ich bald herausgefunden: der ältere, ein wohlaussehender junger Mann von 22 oder 23 Jahren, hatte Mühe, seiner Tränen Herr zu werden, als er die „langentbehrten Klänge der heimatlichen Sprache" wieder vernahm, — der jüngere, ein etwa 17jähriger Bursche, stierte mich mit blöden Blicken an und brachte mühsam ein paar unzusammenhängende Worte heraus. Nachdem ich mich vorgestellt und die erregten Gemüter beruhigt hatte, trug der moderne Eisele die tragischste, in Wahrheit drastischste Geschichte vor, die jemals zu einem Spionenprozeß Veranlassung gegeben hat.

Ein als hartnäckiger Welfe nach Österreich ausgewanderter Hannoveraner hatte ein schwachsinniges Mündel die Welt sehen lassen wollen und zu diesem Behuf den wunderlichen Plan gefaßt, den unglücklichen Jüngling während der heißesten Zeit des Jahres eine Fußreise durch das südliche Frankreich und Oberitalien machen zu lassen. Auf eine Zeitungsannonce hin hatte sich zum Mentor und Führer des neuen Beisele ein Leipziger Student der Mathematik erboten, der mit Hilfe eines französischen Wörterbuchs und eines französischen Reisehandbuchs die ihm völlig unbekannte Sprache des welschen Erbfeindes erlernen zu können geglaubt und mit diesem Erbieten Glauben gefunden hatte. Bald nach Johannis, d. h. bei Beginn einer Jahreszeit, zu welcher selbst die Bettler südlicher Länder ihre Schritte zu zählen pflegen, waren die beiden Reisenden von Dijon aufgebrochen, um in langsamen Tagesmärschen ihren Weg durch die Provence an die Ufer des Mittelländischen

Digitized by Google

Meeres zu richten, — durch ihr Erscheinen allenthalben Aufmerksamkeit zu erregen und (wie der Ältere bald gemerkt hatte) von der Polizei signalisiert und erwartet zu werden. Im Vertrauen auf seine gute Sache, seinen regelrecht ausgestellten Paß und den Erfahrungssatz, daß Reisen bilden, war das treffliche Paar dem einmal gefaßten Plan treu geblieben und glücklich bis nach Arles gelangt. Nachmittags in der einstigen Hauptstadt Hoch-Burgunds eingetroffen, hatte der Mentor statt der römischen Arena zunächst eine in der Umgebung der Stadt belegene Kaserne zum Ziel der gemeinsamen Wanderung gewählt, durch ein vergittertes Tor in den Kasernenhof geguckt und dank dem auf der Reise erworbenen neuen Bildungsbesitz der Schildwache ein bonjour oder comment ça va-t-il zugerufen. Wenig später wurden die Reisenden auf die Denunziation des patriotischen Kriegsmannes festgenommen, der Spionage bezichtigt, nach Tarascon an den Sitz des nächsten zuständigen Gerichts transportiert und vierzehn Tage lang mit Fragen gequält, die ihnen vollständig unverständlich geblieben waren und die der elsässische Dolmetscher nur zum geringsten Teile hatte wiedergeben können. Begreiflicherweise war der Aufenthalt in den Räumen des ehemaligen Liebeshofs ein wenig anmutiger, die aus der einstigen Küche Renés des Guten verabfolgte Nahrung eine nicht eben königliche gewesen: namens seiner besorgten Eltern und seines Auftraggebers beschwor der Mentor mich darum, vor allem auf eine vorläufige Entlassung aus dem romantischsten, aber übelriechendsten aller Gefängnisse Bedacht zu nehmen und zu diesem Behuf das Ansehen des glücklich wiederhergestellten Reichs in die Wagschale zu werfen.

Es kostete einige Mühe, die Geschichte der naivsten aller modernen Bildungsreisen dem Untersuchungsrichter so weit glaublich zu machen, daß derselbe in die vorläufige Entlassung der modernen Eisele und Beisele willigte. Die Sache hing indessen nicht von ihm allein ab. Es mußte die Zustimmung des Kriegsministeriums und des zu Aix wohnhaften ersten Prokureurs eingeholt und Bürgschaften im Betrage von 6000 Francs bei der in Arles befindlichen Kasse des Departements hinterlegt, kurz Prozeduren vorgenommen werden, die dank der Schwerfälligkeit und Pedanterie des bureaukratischen Apparats eine ganze Anzahl von Fahrten

Digitized by Google

und einen Zeitaufwand von mindestens zwei Wochen in Anspruch nahmen. — Von den Zwischenfällen, deren Überwindung es im weiteren Verlaufe dieser Angelegenheit galt, seien zwei ihrer Ergötzlichkeit wegen besonders erwähnt. Der für den beurlaubten Staatsanwalt fungierende Generaladvokat in Aix (ein würdiger alter Herr in langem, schwarzem Rock und hoher weißer Binde, der mir als Typus eines Abkömmlings der alten noblesse de robe erschien) machte mich auf ein Hindernis der beantragten Haftentlassung aufmerksam, das dem Instruktionsrichter entgangen sein sollte. Trotz seines Unvermögens, auch nur einen französischen Satz mündlich zustande zu bringen, sollte der ältere der beiden Reisenden ein in tadellosem Französisch geschriebenes Tagebuch geführt haben. Als ich mich zur Aufklärung dieses Rätsels abermals nach Tarascon begab und den sprachkundigen Mentor ins Verhör nahm, war dieser den Tränen nahe. Um seinem Bildungsbedürfnis Genüge zu tun, hatte der strebsame Sachse allabendlich einige Seiten aus dem aus Leipzig mitgenommenen französischen Baedeker abgeschrieben. Den Text hatte er allerdings nicht verstehen, die Namen der tagsüber besuchten Orte indessen dechiffrieren können „und dabei manches gelernt". — Ein wirkliches Hindernis trat mir bei Einzahlung des Bürgschaftsbetrages von 6000 Francs in den Weg. Der Kassenbeamte in Arles war in seinem Amte zu neu und (wie er behauptete) „in politischen Dingen zu wenig versiert", um mir die erforderliche Quittung anders als nach mehrstündigem Vorbereitungsstudium ausstellen zu können. — Wie sich in der Folge herausstellte, hatte der Unglückliche trotzdem einen Formfehler so grober Art begangen, daß die spätere Wiederauszahlung der hinterlegten Summen auf Schwierigkeiten stieß und daß ich mit einer Depesche an den Fürsten Bismarck drohen mußte, damit der in Marseille residierende Vorgesetzte des arlesischen Finanzwesens die allendliche Auszahlung der 6000 Francs anordnete.

Die definitive Freisprechung der beiden staatsgefährlichen Jünglinge fand erst mehrere Wochen nach ihrer Haftentlassung statt. Die Freude darüber, dem Zwangsaufenthalt in Tarascon entronnen zu sein, war so groß, daß es selbst der arme Herr von Beisele zu einigen zusammenhängenden Dankesworten zu bringen

Digitized by Google

vermochte. Der Absicht des gewissenhaften Mentors, die so unliebsam unterbrochene Fußreise „instruktionsmäßig" fortzusetzen, mußte ich durch die kategorische Order, das französische Staatsgebiet sofort und binnen kürzester Frist zu verlassen, entgegentreten. Die Herren reisten auf dem herkömmlichen Schienenwege nach Ventimiglia ab, — der biedere Eisele aber ließ es sich nicht nehmen, die Geschichte seines Abenteuers in einer Broschüre zu erzählen und dem Auswärtigen Amte ein Gesuch zu unterbreiten, in welchem er den Anspruch erhob, für die ausgestandenen Leiden mit einer — natürlich von dem Erbfeinde aufzubringenden — Schadenersatzsumme von 10 050 Francs entschädigt zu werden. Daß der Vormund seines Pflegbefohlenen als guter Hannoveraner und Welfe nicht die deutsche, sondern die österreichische Intervention angerufen und, nachdem er an mich verwiesen worden war, in seiner Eingabe ausdrücklich hervorgehoben hat, daß sein an einen deutschen Konsul gerichtetes Ersuchen nicht als Anerkennung der Rechtsverletzungen von 1866 und 1870 angesehen werden dürfe, — ist in der Schrift meines sächsischen Gönners unerwähnt gelassen worden.

Daß eine Amtstätigkeit, in welcher Vorgänge wie der vorliegende eine Art Rolle spielen konnten, keine Anziehungskraft ausüben konnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die erste Bekanntschaft mit den Wunderlichkeiten südfranzösischen Provinzial- und Kleinlebens hatte ein gewisses Interesse geboten, das bei den in ähnlichen Veranlassungen unternommenen Fahrten nach Avignon, Cette, Port Vendres usw. geringer und immer geringer wurde. Am häufigsten führte mein Weg mich nach Aix, dem Sitz des departementalen Obergerichts und dreier Fakultäten: für Rechtswissenschaften, für sciences (Naturwissenschaften) und lettres (historisch-philologische Studien), um welche es von Marseille von alters her beneidet wurde. Durch geschmackvolle ältere und neuere Bauten ausgezeichnet und mit einem Kunstwerk ersten Ranges, einem Standbilde Mirabeaus geschmückt, sticht Aix von den übrigen Städten der Provence und des Languedoc vorteilhaft ab. Die Mehrzahl derselben macht den Eindruck einer Erstarrung, die zu dem rüstigen Aufstreben der kleinen Städte des deutschen Südens in auffallendem Gegensatz steht. Von in Betracht kommenden Neubauten oder Erweiterungen des städtischen Weichbildes war weder in Arles noch

Digitized by Google

in Cette oder Montpellier das geringste zu entdecken. Man hatte den Eindruck, daß dem Stillstande der Bevölkerungszahlen ein Stillstand des geistigen Lebens parallel laufe und daß allenthalben die sprichwörtlich gewordene Langweiligkeit der französischen Provinzialexistenz auch da zur Regel geworden sei, wo man auf eine reichere und bewegtere Vergangenheit zurückblicken konnte. An keinem der genannten Orte fehlt es an baulichen Verlassenschaften des Mittelalters oder der Antike, zu denen man staunend emporsehen konnte. Wo waren die Menschen geblieben, die zu der römischen Arena, den Überresten des antiken Theaters und den Alyscamps von Arles gepilgert, den reichgeschmückten Dom St. Trophim, den an denselben gefügten, schönen Kreuzgang (den Bernhardi „das vielleicht schönste Bauwerk seiner Zeit" genannt hat), — die zur Halbruine gewordene und immer noch imposante Kirche St. Honorat erbaut, — in die zwei Stunden weiter nach Westen belegenen Felsen von Arles les Beaux eine ganze Stadt gehauen, in der herrlichen Abtei von Montmajour ein Bauwerk aufgeführt hatten, dessen hoher Reiz von der vandalischen Zerstörung der Revolutionszeit nur zur Hälfte vernichtet worden war? War der Geist, der diese Kunstwerke geschaffen hatte, vollständig und für immer geschwunden, waren die Traditionen der Vorzeit dieses Landes in den Blutströmen der Revolution vollständig ertränkt worden, daß die Menschen des nachwachsenden Geschlechts zu kümmerlich-philiströsen Kleinstädtern hatten herabsinken müssen? — Auf nämlichen Kontrast zwischen einst und jetzt stößt man in Avignon, das ich behufs Regelung einer Verlassenschafts-Angelegenheit im Sommer 1890 aufsuchen mußte. Die trostlose Verarmung der alten Papststadt, welche die Reisenden der dreißiger und der vierziger Jahre (unter ihnen die Gräfin Hahn-Hahn) wahrgenommen haben, hatte zur Zeit meines Besuchs derselben einem mäßigen Wohlstande Platz gemacht, von aufstrebendem Leben und rüstigem Bürgersinn war aber auch jetzt nichts zu entdecken. Die Mehrzahl der in den Tagen des „babylonischen Exils der Kirche" aufgeführten Monumentalbauten mußten in engen, unsauberen Gassen und in der Nachbarschaft stil- und geschmackloser Bürgerhäuser aus der Zeit des Empire aufgesucht werden. Das gewaltigste dieser Bauwerke, die im 14. Jahrhundert aufgeführte Burg der

Digitized by Google

Päpste, war seit dem Jahre 1817 in eine Kaserne verwandelt und so sinn- und pietätlos verbaut worden, daß nirgend eine Gesamtübersicht über diese trotz der Planlosigkeit ihrer Anlage imposante Masse gewonnen werden konnte. Daß ich in der philiströs eingeschrumpften Stadt mindestens ein der Kultur der Vergangenheit gewidmetes Haus kennen lernte, war einem zufälligen Umstande zu danken. Das zu erledigende Geschäft führte mich in das zu einem legitimistischen Reminiszenzen-Museum gewordene Hotel des Marquis de B. Der Herr dieses Hauses war ein stattlicher Mann in den Fünfzigen, der mich mit der ausgesuchten Höflichkeit eines Edelmanns der alten Schule empfing und sich als Typus derselben dekouvrierte, der à cause de ses principes dem öffentlichen Leben und jeder geregelten Berufstätigkeit fernstand. Seinen einzigen Sohn, einen vierzehnjährigen Schulknaben, stellte der Marquis mir mit den Worten vor: „J'espère que ce jeune homme sera un jour ce que nous sommes depuis cinq cent ans", so lange nämlich sollte es her sein, daß die Familie von ihren „glücklicheren Nebenbuhlern" den Medici aus Florenz verdrängt worden war. Um ein reichliches Jahrhundert hatte der Hüter „unserer großen Vergangenheit" es allerdings vergriffen — in der Tat aber ist ein Sprosse dieses Geschlechts (Bernardo B.) im Jahre 1479 als Mörder Giuliano Medicis an einem Fenster des Bargello aufgehängt worden. Crillon, der Sieger von Ivry, — dem sein Freund und Waffengefährte Heinrich IV. ein Denkmal auf dem Rathausplatze von Avignon hatte setzen lassen, — nannte der Marquis kurzweg „mon oncle Crillon", — die übrigen Träger dieses berühmten Namens „waren Vettern der Herzöge" (von Mahon), — Karl X. hatte unter „meinem bescheidenen Dache" eine Nacht geschlafen, — ebenso die Herzogin von Angoulême unter demselben geweilt und zur Erinnerung daran ihr Bildnis hinterlassen, dasselbe Bild, das in dem „roten Salon" hing, — einem Gemach, in welchem der Kopfabschneider Jourdan 1791 gehaust und in perpetuum rei memoriam ein — seitdem unberührtes Loch in die Tapete geschlagen hatte. — Elegant gemalte Porträts der letzten Krieger, ihrer Damen, Höflinge und Würdenträger zeugten von dem Sammeleifer und den zahlreichen Beziehungen des Geschlechts, für welches die Weltgeschichte mit dem Jahre 1830 zu Ende gegangen war. Dem zweiten Kaisertum

Digitized by Google

hatte der Marquis die Ehre angetan, kurze Zeit in seiner Telegraphenverwaltung zu dienen, sich alsbald aber wieder in die adlige Muße zurückgezogen, zu welcher er jetzt seinen Stammhalter erzog, „und die uns allein übrig geblieben ist, seit es kein Frankreich mehr gibt, in welchem wir ohne Verletzung unserer Grundsätze tätig sein könnten". Mir war diese Bekanntschaft von Interesse, weil die einzelnen Legitimisten, die ich bisher kennen gelernt, einen andern Typus, den vornehmlich katholisch-ultramontanen, repräsentiert hatten. Mit dem liebenswürdigsten derselben, einem höheren Beamten der Marseiller Telegraphenverwaltung, war ich zufällig in Berührung gekommen und durch ihn mit den Schriften des Sozialpolitikers Leplay soweit bekannt gemacht worden, daß wir einander zuweilen in der Stille besuchten, um die Theorien dieses von ihm hochverehrten Schriftstellers zu besprechen. Über alle Dinge des wirklichen Lebens nüchtern und scharfsinnig urteilend, vertrat der ernsthafte und würdige Herr nichtsdestoweniger religiöse Anschauungen, die ihn an die Grenzen des finstersten Aberglaubens führten. Den kostbarsten Besitz seines Hauses bildete ein Porträt des heiligen Franz von Sales, das die eigenhändige Unterschrift dieses Mystikers († 1622) tragen sollte, — für seine in dem letzten Stadium der Schwindsucht dahinsiechende Nichte plante er eine Pilgerfahrt nach Lourdes, und die Vorliebe Gottes und Jesu Christi für Frankreich gehörte zu den Dingen, die für ihn über aller Diskussion standen. Zu verwandten Anschauungen bekannte sich ein junger Advokat, der für einen besonders tüchtigen Rechtskenner galt, — besonderes Gewicht aber darauf legte, daß seine Frau (er selbst war Bürgerlicher) einem Geschlechte entstammte, das sich der Verwandtschaft mit Madame du Cayle, der Favoritin Ludwig XVIII., rühmte.

Daß Beziehungen so oberflächlicher Art in meinem Gedächtnis haften geblieben sind, läßt sich allein aus der Inhaltlosigkeit meiner Marseiller Existenz erklären. Blieb es doch dabei, daß sich (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen) Freunde und Gegner der bestehenden Staatsordnung, Ultramontane und Protestanten, Legitimisten und Republikaner gegen Berührungen mit dem deutschen Konsul hermetisch abschlossen. Private Beziehungen hatten wir so gut wie keine, der offizielle Verkehr aber beschränkte sich auf einen

Digitized by Google

etwa zweimal jährlich wiederkehrenden Besuchs- oder Kartenaustausch mit dem Präsidenten und dem kommandierenden General. Ein mal binnen drei Jahren habe ich bei dem Präsidenten zu Mittag gegessen, — ein mal an einem öffentlichen Bankett zu Ehren des auf der Durchreise begriffenen Präsidenten der Republik (Carnot) teilgenommen, — einmal eine Einladung zu einer öffentlichen Sitzung der Akademie von Marseille erhalten und daselbst Reden angehört, wie sie bei uns von strebsamen Gymnasialabiturienten vorgetragen zu werden pflegen. Das herkömmliche Jahresmittagessen der in Marseille amtierenden Konsuln kam während des Triennums 1889 bis 1891 nur einmal zustande, weil die Honorarkonsuln mit den Berufskollegen um Fragen der Etikette stritten und weil die letzteren ihrerseits in zwei feindliche Cliquen zerfielen. Der Russe, der Türke und der Grieche hatten sich von den Vertretern der Dreibundsmächte abgeschlossen, um dadurch der Gunst der einheimischen Gesellschaft und der — aus einer Anzahl wohlhabender Kaufleute bestehenden — griechischen Kolonie versichert zu bleiben, der Spanier befriedigte seine gesellschaftlichen Bedürfnisse in einem Bierhause, und die unaufhörlich wechselnden Südamerikaner bekam man der Regel nach nur zu sehen, wenn sie ihre Antritts- und Abschiedsbesuche machten. Der gebildetste dieser Herren war ein junger Arzt, der den größten Teil des Jahres in Paris lebte, um daselbst medizinische Studien zu treiben und sein Amt von einem Schreiber verwalten zu lassen. — Unter den Honorarkonsuln befand sich der eine und der andere, mit dem sich hätte verkehren lassen, wenn gesellschaftliche Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen des fin de siècle überhaupt möglich gewesen wären, — das Gros setzte sich aus Biedermännern zweifelhaftester Bildung und unzweifelhaftester Sparsamkeitstendenz zusammen. Einer der gutartigsten dieser Repräsentanten des Handelsstandes der zweiten Stadt Frankreichs besuchte mich während der letzten Tage meines Marseiller Aufenthalts, um mit dem scheidenden Kollegen noch eine „question d'importance" besprechen zu können: er hegte die Absicht, seinen Sohn in Mannheim Deutsch lernen zu lassen und wollte sich über den Weg unterrichten, der in diese (ihm lediglich als Konkurrent für Ölsaaten bekannte) Stadt führte.

Die durch meine Stellung bedingte Absperrung von der Mar-

Digitized by Google

seiller Gesellschaft war um so empfindlicher, als der mehrjährige Aufenthalt in Tunis eine Gelegenheit geboten hatte, mit gewissen Vorzügen des französischen Bürgertums genauer bekannt zu werden. Darüber, daß die in Deutschland gangbaren Vorstellungen von der Beschaffenheit des französischen Haus- und Familienlebens, von den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, dem geselligen Treiben der Bourgeoisie zu drei Vierteilen irrtümlich seien, war ich bereits im ersten Jahre meines Verkehrs mit der französischen Kolonie Tunesiens belehrt worden. Auf die mir bekannt gewordenen Menschen paßten die Schilderungen französischer Romane, aus denen wir unsere Weisheit holen, nur in vereinzelten Fällen. Nirgend sind mir zärtlichere Eltern, gewissenhaftere Haushalter, bescheidenere und häuslichere Familienexistenzen vorgekommen, als in der französischen Provinzialgesellschaft. Näherer Betrachtung stellte sich die bis zur Kleinlichkeit getriebene Sparsamkeit als Fürsorge für die Zukunft der Kinder und für die eigenen alten Tage dar, die allen Respekt verdiente. Die Gewohnheiten des Stammtisches und Frühschoppens verbieten sich von selbst, wo jede vermeidbare Ausgabe ängstlich vermieden und die als Diner betriebene Abendmahlzeit als Höhepunkt des Tageslebens behandelt wird. Kam es hoch, so erlaubte der Familienvater sich eine Tasse Kaffee und eine Billardpartie nach der Börsenstunde. Selbst bei Ungebildeten sind die Gewohnheiten kluger Sparsamkeit so sorgfältig ausgebildet, daß man meinen könnte, sie beruhten auf einem angelernten System. „Ausgaben zu Vergnügungszwecken darf man nur Ersparnissen, niemals laufenden Einnahmen entnehmen", hörte ich eine bescheidene alte Gärtnersfrau sagen, als sie gefragt wurde, ob sie den Betrag einer ihr bezahlten Rechnung nicht zum Besuch ihres in Toulon lebenden Sohnes verwenden werde. Daß Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit der Franzosen sich nicht nur als Tugenden, sondern als Stücke einer alten, aus der Erfahrung gewonnenen Kultur darstellen, bedeutet keine Minderung ihrer Löblichkeit. Bis zu einem gewissen Grade gilt das nämliche von den Eigentümlichkeiten des französischen Familienlebens. Jenseit der Vogesen wird der Kreis dessen, was zur Familie gehört, enger gezogen als bei uns, wo der Verkehr mit einer zahlreichen Sippe zu den häuslichen Pflichten gehört. In Frank-

Digitized by Google

reich sind Familie und Hausgenossenschaft gleichbedeutend, innerhalb dieser enggezogenen Kreise aber bestehen Beziehungen, die den unsrigen an Wärme und Innigkeit nichts nachgeben. Was das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern anlangt, so hat die leidige Gewohnheit, heranwachsende Knaben und Mädchen in Internate zu stecken, eine Lichtseite, die bei billiger Beurteilung der Sache nicht außer Betracht gelassen werden darf. Weil die Erziehung nur zum Teil von den Eltern besorgt wird, kommt es in Frankreich seltener als bei uns vor, daß das Vaterhaus zu einer Dressur- und Besserungsanstalt von zweifelhafter Anziehungskraft für die Beteiligten herabsinkt. Während der Ferienzeiten lassen französische Eltern und französische Kinder sich nach Kräften angelegen sein, die ausgestandene Trennung durch enges und ununterbrochenes Zusammensein auszugleichen. — Wie auf anderen Gebieten französischen Lebens, so bildet auch auf demjenigen der Erziehung die Sitte eine Macht, die trotz oder wegen der Wandelbarkeit der Formen des Staatslebens als allgewaltig zu bezeichnen ist. Während bei uns Emanzipation vom Herkommen als Kennzeichen höherer und freierer Bildung angesehen wird, gilt sie dem Franzosen — auch dem „vorgeschrittenen" — für ein bloßes Merkmal schlechter Erziehung. Die Beobachtung durch die Sitte vorgeschriebener Formen entspricht einem inneren Bedürfnis des Franzosen, während sie von dem Deutschen als peinlicher äußerer Zwang empfunden und demgemäß behandelt wird. Darüber freilich, daß die Sitte nicht nur eine schützende Schranke, sondern ebenso häufig eine empfindliche Beschränkung der französischen Entwickelung bildet, sind deutsche und französische Beobachter längst einig. Taines Ausführungen über diesen Punkt (Notes sur l'Angleterre) stimmen mit denjenigen K. Hillebrands bis ins einzelne zusammen. Aus dem Kreise hergebrachter Anschauungen vermag sich auch der gebildete Franzose nur mühsam herauszudenken. „Vous êtes tous un peu toqués" pflegte ein Pariser Freund dem Verfasser des vortrefflichen Buchs über „Frankreich und die Franzosen" zuzurufen, so oft er diesen oder andere Ausländer bei Abweichungen von der Landessitte betraf. An und für sich eine Beschränktheit, kommt diese Abhängigkeit vom Herkommen gleichwohl dem französischen Gesellschaftsleben ebenso zugute, wie dem Familienleben und dem Familienzusammenhange.

Digitized by Google

Sie nötigt den Mittelmäßigen und Niedriggearteten zu Rücksichten, die er sich freiwillig nicht auferlegen würde, die ihm unter dem Zwange der Notwendigkeit aber nicht nur zur äußeren, sondern auch zur inneren Natur werden. Und diejenigen, die „nicht geboren sind, frei zu sein", bilden allenthalben die große Mehrheit.

Zu diesen Vorzügen kommt bei den meisten Franzosen noch derjenige eines Rechts- und Billigkeitsgefühls, das sich in privaten Lebensbeziehungen nur selten verleugnet. Daß das Gegenteil gilt, wo politische Selbstsucht und nationale Eitelkeit ins Spiel kommen, gibt diesen Zügen der französischen Volksart sein besonderes Relief. Mit französischen Dienstboten, Händlern und öffentlichen Bediensteten sind Differenzen unvergleichlich leichter auszugleichen, als mit kleinen Leuten anderer Länder, denen die elementarsten Rechtsbegriffe abhanden zu kommen pflegen, sobald es sich um ihren Vorteil handelt. Eine gewisse, aber wohl die entscheidende Rolle spielt dabei die den Franzosen nachgerühmte Liebenswürdigkeit und Manierlichkeit. Dieser Eigenschaften entbehren aber auch die Italiener nicht. Dem Franzosen kommt zugute, daß er seit einem Jahrhundert unter der Herrschaft eines gemeinverständlichen Gesetzes steht, während der Italiener bis vor einem Menschenalter unter Willkür und Gesetzlosigkeit zu seufzen gehabt hat. Mehr als sein Recht verlangt der Franzose nur in Ausnahmefällen, — Ansprüche an das noblesse oblige zu stellen hat er verlernt, seit die Gleichheit zum obersten Gesetz seines Landes geworden ist. Im Norden, wo sich Überreste des alten Gesellschaftsbaus erhalten haben, mag das anders sein, — von der Bretagne und Normandie sind die Landschaften des Südens durch eine Kluft geschieden, die, wenn nicht tiefer, so doch breiter ist als diejenige zwischen Niedersachsen und Allemannen.

In der Summe wußte ich von Frankreich so viel, wie nötig war, um zu wissen, worauf es für eine nähere Bekanntschaft mit Land und Leuten ankam. Gerade auf die wichtigsten Fragen erhielt ich keine Antwort. Von den moralischen Qualitäten und spezifischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Parteien, Gruppen und provinzialen Landsmannschaften fehlte mir jede nähere Kenntnis. Hatten die Strengkirchlichen recht, wenn sie sich eines höheren Maßes

Digitized by Google

bürgerlicher Achtbarkeit rühmten, als bei ihren freidenkenden Landesgenossen durchschnittlich gefunden werden sollte? War es mit dem höheren sittlichen Ernst und der besseren Disziplin der von Geistlichen geleiteten Lehr- und Erziehungsanstalten wirklich so weit her, wie in der sog. höheren Gesellschaft behauptet wurde? Wie war es um das innere Leben der im südlichen Frankreich besonders zahlreichen Protestanten bestellt? Woraus erklärt sich, daß diesen Protestanten von Freidenkern und Indifferentisten nachgesagt wurde, sie seien achtungswürdige, bedauerlicherweise zumeist trübselige Leute (gens tristes)?

— — — — — — — — — — — — —

Sechs Jahre lang hatte ich die Heimat nicht gesehen, als sich mir im Spätsommer 1891 die Möglichkeit bot, eine mehrwöchentliche, bis nach Riga und Dorpat ausgedehnte Urlaubsreise anzutreten. Zehn Tage verweilte ich mit den Meinigen an einem der schönsten und unbekanntesten Punkte der französischen Alpen, zu Vallouise, einem zwischen dem Mont Genèvre und den Gletschern des Pelvoux belegenen Dorfe, bei welchem zwei reißende Gebirgsflüsse zusammenströmen. Unter „italienischem" Himmel eine Bergwelt, die an Schönheit dem Berner Oberlande nichts nachgibt, in welche sich nur selten reisende Engländer und fast niemals Franzosen verirren und die von Menschen bewohnt wird, denen die moderne Kultur noch nichts angetan hat. — An einem unvergleichlichen Augustsonntage mußte dieses reizende Idyll verlassen werden. In Gesellschaft meines Freundes Dr. Embden ging es nach Briançon und von dort auf dem nämlichen Wege, den Hannibal im Herbst des Jahres 218 nach Italien genommen, zu Wagen über den Paß des Mont Genèvre und weiter über Genf und Basel nach Berlin und von dort in den fernen Nordosten.

Von den schmerzlichen, das Maß alles Erträglichen übersteigenden Eindrücken, welche das Bild der sechs Jahre lang entbehrten Heimat mir zurückließen, wird besser geschwiegen. Ich habe mir zu oft sagen lassen müssen, daß man von uns nichts wissen und nichts hören wolle, als daß mir möglich sein könnte, Dinge, die mir das Herz im Leibe umkehren, noch einmal gleichgültiger vorzutragen. Zwei Jahre war es im Herbst 1891 her, daß

Digitized by Google

die deutschen Gerichts- und Verwaltungseinrichtungen Liv-, Est- und Kurlands abgeschafft, durch russische Institutionen ersetzt und Leuten in die Hände gegeben worden waren, von denen die besseren sich als landes- und rechtsunkundige Neulinge, die schlimmeren als erklärte Feinde baltischen und deutschen Wesens gerierten. Von den alten Freunden, die Jahrzehnte hindurch als Richter, ständische Verwaltungsbeamte und Advokaten ihre Pflicht zu tun versucht hatten, waren fast alle ihrer Stellungen enthoben und wenn nicht in Not und Elend, so doch in beschränkte, nahezu dürftige Verhältnisse herabgedrückt und von jeder öffentlichen Tätigkeit ausgeschlossen worden. Das nämliche Los hatte unsere Lehrer getroffen; die Mehrzahl war pensioniert oder pensionslos entlassen worden, weil an die Stelle des deutschen Unterrichts russischer treten sollte. Der Zustand der Schulen spottete jeder Beschreibung. Wie im „Totentanz" der Säugling, der noch nicht gehen kann, zum Tanz mitgenommen wird, so sollten hier Kinder, denen die Elemente menschlichen Wissens fehlten, in einer fremden Sprache lesen und schreiben lernen, junge Leute, die bis zur Sekunda oder Tertia keinen andern als deutschen Unterricht genossen hatten, von einem Tage zum andern russisch zu reden und zu schreiben wissen. Das aus dem Innern des russischen Reichs importierte Lehrerpersonal war — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — ein erbärmliches, — der Kurator des baltischen Lehrbezirks ein bureaukratischer Ignorant, der das System der Vergewaltigung und offiziellen Lüge als Leiter des Schulwesens in Polen aus dem Grunde studiert hatte. Von der deutschen Universität Dorpat, der heißgeliebten „schönsten Stadt im Lande", in welcher Männer wie Harnack und der Physiolog Bidder und der Chemiker C. Schmidt, die Juristen Cossius und Dabelow, die Brüder von Oettingen und v. Bunge, der tapfere v. Madai, der alte Mädler, Adolf Wagner usw. gewirkt hatten, — von dieser universitas litterarum war nicht einmal der Name übrig geblieben. Die an ihre Stelle getretene kaiserliche Dressuranstalt führte den Namen „Jurjew", die Lehrer waren zu zwei Dritteilen „stellvertretend angestellte" russische Probekandidaten, von welchen vor einer Studentenschaft doziert wurde, die sich zur größeren Hälfte aus nihilistischen und jüdisch-russischen Scholaren zusammensetzte. Leistungsfähigkeit und Niveau der medizinischen Fakultät hatten

Digitized by Google

so rasch abgenommen, daß den weiland überfüllten Kliniken das Krankenmaterial auszugehen begann und daß seit der Entlassung des ausgezeichneten Pharmakologen Dragendorf selbst die Pharmazeuten nach Moskau gehen mußten, wenn sie einer wirklichen Fachbildung teilhaft werden wollten. Am erträglichsten hatte sich die theologische Fakultät gehalten, deren Russifizierung sich schlechterdings nicht hatte ausführen lassen. Aber auch hier war erlebt worden, daß an die Stelle des seines Amtes enthobenen Dogmatikers Alexander von Oettingen (des Verfassers der „Moralstatistik") ein aus St. Petersburg importierter Theologe trat, der statt der Universität ein herrnhutisches Seminar besucht, keinen akademischen Grad erworben und in seiner pro venia legendi eingereichten Schrift Friedrich den Großen den „Vater" und Urheber der deutschen Aufklärungsschule genannt hatte. — Geradezu entsetzlich sah es in der Landesgeistlichkeit Livlands aus, gegen welche die Pobedonoszew und Genossen im buchstäblichen Sinne des Wortes alle Hunde losgelassen hatten. Die Hälfte der Mitglieder dieser gesinnungstüchtigsten aller Korporationen des Landes stand unter Gericht (und zwar unter russischem Gericht), die andere Hälfte mußte stündlich der Denunziation durch orthodoxe Pfaffen und Pfaffengenossen gewärtig sein. „Bist du schon verklagt?" redete man sich auf der Synode an, die zu Wenden abgehalten wurde, während ich diesem alten Sitz der deutschen Herrenmeister den Besuch machte. — Ergreifender als alles übrige aber wirkte die Zuversicht, mit welcher die tapfere Besatzung des verlorenen Postens die Hoffnung auf eine Rettung festhielt. So konnte, so durfte es in einem Lande nicht bleiben, dessen politische Kultur siebenhundert Jahre lang deutsch, dessen Bildungssubstanz seit den ersten Tagen der Reformation protestantisch gewesen war. — Das konnte der Herrgott im Himmel, das konnte die Weltgeschichte nicht leiden!

Sollte ich diesen todeswunden Kämpfern sagen, daß man in dem neuen Deutschen Reiche an politischer, menschlicher und nationaler Bildung zu weit vorgeschritten sei, um mit einer Kolonie fühlen zu können, deren Existenzrecht verwirkt sein sollte, weil sie eine Minderheit repräsentierte? Sollte ich die großen und kleinen deutschen Patrioten bei Namen nennen, die mit überlegener Weisheit aus-



Digitized by Google

gemacht hatten, daß Rußland „von seinem Standpunkt aus" völlig recht habe, daß die Prinzipien der russischen Sprach- und Nationaleinheit die Russifizierung der Ostseeprovinzen in der Tat forderten und daß vom anerkannten Postulate der modernen Staatsidee Ausnahmen zugunsten einer aristokratischen Minderheit nicht gemacht werden dürften?

Ich habe es getan, aber keinen Glauben gefunden. „Das kann nicht sein!" gab man mir zur Antwort.

Digitized by Google

# Personenverzeichnis.


## A.

**Abendroth,** Hamburger Senator I, 237.
**Aksakow,** S. T., u. seine Söhne, Russische Schriftsteller I, 127.
**Albedinsky,** Generalgouverneur der Ostseeprovinzen I, 91, 92, 118, 119, 120, 160.
**Alexander II.,** Kaiser von Rußland I, 116, 121, 156, 158.
**Altenhöfer,** Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" I, 26.
**Amsinck,** H., Kaufmann in Hamburg I, 174.
**Andrejanow,** russischer Gendarmerieoberst I, 117, 118.
**v. Arnim,** preußischer Parlamentarier, Verwandter Bismarcks I, 137, 141, 142.
**Arnim-Heinersdorf,** Graf Heinrich Friedrich II, 121.
**Auerbach,** Berthold, Dichter I, 100, 147, 302, 303, 304.

## B.

**Bamberger,** Ludwig, Parlamentarier I, 273, 274, 281, 284; II, 105.
**Banks,** Hamburger Demokrat I, 201, 202.
**Baranow,** Generalgouverneur der Ostseeprovinzen I, 80, 89, 90.
**Bärens,** J., baltischer Publizist I, 79, 82.
**Barth,** Dr. Theodor, Parlamentarier II, 46.
**Baumeister,** Dr., Präsident der Hamburger Bürgerschaft I, 198.
**Becker,** genannt „der rote B.", Publizist, später Oberbürgermeister von Dortmund I, 43.
**Beer,** deutscher Konsul in Neapel II, 137.
**Belinski,** W. G., russischer Publizist I, 4.
**Bemmann,** Dr., Publizist I, 177, 178, 179.
**Benecke,** Dr., Hamburger Archivar I, 201; II, 13, 14, 15.
**v. Bennigsen,** Rudolf, Parlamentarier, Oberpräsident von Hannover I, 101, 146, 262, 266, 267, 268, 269, 270, 289, 290.
**Benoît,** französischer Legationssekretär II, 273, 274, 275.
**v. Berchem,** Graf, Unterstaatssekretär II, 126, 132, 269.
**v. Berenberg-Goßler,** John, Bankier II, 52.
**v. Bergmann,** Ernst, Chirurg II, 105, 268.
**Berio,** italienischer Generalkonsul II, 274, 275, 276, 277, 278, 281, 283.
**Bernhard,** Prinz von Sachsen-Weimar II, 249.
**v. Bernhardi,** Theodor, Historiker und Diplomat I, 65, 102, 151, 305; II, 110, 111, 112, 128, 129, 130.
**v. Bernuth,** ehemaliger preußischer Minister I, 150, 151.
**v. Bethmann Hollweg,** ehemaliger preußischer Kultusminister I 145, 148.
**Bethusy-Huc,** Graf, preußischer Parlamentarier I, 142, 143, 302.
**v. Beust,** sächsischer, später österreichischer Minister des Auswärtigen I, 52, 181.
**Biedermann,** Publizist I, 112, 284.
**Bismarck,** Fürst Otto I, 1, 5, 9, 10, 12, 14, 15, 20, 21, 22, 101, 104, 106, 138, 140, 142, 148, 149, 150, 249, 251, 281, 285;




Digitized by Google

II, 9, 36, 38, 50, 54, 62, 63, 64, 67, 68, 79, 86, 106, 109, 114, 119, 120, 121, 123, 124, 126, 133, 135, 176, 268, 269.

**Bismarck,** Fürst Herbert I, 121, 122, 137, 139; II, 55, 126, 127, 131.

— Johanna, Gemahlin des Kanzlers I, 122, 137, 139, 140.

**v. Bitter,** preußischer Finanzminister II, 58, 61, 64.

— Geheimrat, später Oberpräsident II, 82, 89, 90, 93, 94, 95, 101, 104, 110, 133.

**v. Blankenburg,** konservat. Parteiführer I, 146.

**Blum,** Hans, Schriftsteller I, 43, 62.

**v. Bock,** Heinrich, Landmarschall von Livland I, 86, 119, 159, 189.

**Bodenstedt,** Friedrich, Dichter I, 114.

**v. Bojanowski,** Geheimrat II, 109, 110, 112, 115, 116, 130, 131.

**Bompard,** französischer Diplomat II, 163, 165, 168, 227, 230.

**Bonfort,** Dr. Heinrich, Hamburger Journalist I, 192, 211.

**Boretius,** Alfred, Professor I, 284, 302.

**Bosse,** Regierungsrat, später preußischer Kultusminister I, 266, 267; II, 69, 90, 93.

**v. Böttticher,** hannoverscher Landdrost, später Staatssekretär I, 262; II, 33, 47, 64, 66, 68, 69, 79, 90, 94, 96, 114.

**Boulanger,** französischer General II, 178, 179, 226, 227, 248.

**Brahms,** Johannes, Komponist I, 28, 29.

**Brandis,** Sekretär der Königin Augusta I, 20, 123.

**v. Brauer,** vortrag. Rat im Auswärtigen Amt, später badischer Minister II, 113.

**Braun,** Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" I, 26, 42, 93, 250, 274.

**Brentano,** Lujo, Nationalökonom I, 272, 275, 276, 277, 279, 280, 284, 286; II, 103, 104.

**Brinckmann,** Dr. J., Journalist, später Direktor des Hamburger Kunstgewerbe-Museums I, 219, 239.

**Brockhaus,** F. A., Verlagsbuchhändler I, 112, 113, 155, 284.

**Brüggemann,** Redakteur der „Kölnischen Zeitung" I, 39, 42.

**v. Brüningk,** Frau geb. Fürstin Lieven I, 197.

**Bucher,** Bruno, Publizist I, 180, 181.

— Lothar, Publizist und Staatsmann I, 145, 180; II, 33, 34, 35, 68, 70, 113.

**v. Buddenbrock,** Freiherr, Chef im Auswärtigen Amt II, 117, 118, 130, 131.

**Buddeus,** Dr. A., Publizist I, 27, 30, 51, 53, 54.

**v. Bülow,** Staatssekretär II, 35.

**v. Bunsen,** Georg, preußischer Parlamentarier I, 5, 20, 23, 145, 147, 148, 242; II, 104, 268.

— Josias, deutscher Staatsmann und Gelehrter I, 20, 21, 22.

**Burchard** II, 64.

**Busch,** Dr. C. A., Unterstaatssekretär II, 33, 35, 55, 70, 109, 124.

— Moritz, Bismarck-Publizist I, 5, 17, 46, 48, 49, 50, 220.

**v. d. Busssche,** Freiherr, hannoverscher Gutsbesitzer I, 261.

## C.

**Cambon,** französischer Generalresident II, 163, 179, 180, 189, 190, 204, 209, 210, 211, 213, 226, 227, 230, 231, 245.

**Camphausen,** Minister II, 121.

**Cart,** W., schweizerischer Publizist I, 183, 184.

**Cassini,** Graf, russischer Generalkonsul und Legationssekretär II, 86.

**Chapeaurouge,** Hamburger Senator II, 1, 18, 19, 76, 77, 78.

**Christiani,** livländischer Generalsuperintendent I, 162.

**Christic,** serbischer Minister II, 69.

**Cichorius,** Leipziger Kaufmann I, 61.

Digitized by Google

**Classen,** Dr., Gymnasialdirektor I, 226.
**Clauß,** Wilhelmine, Pianistin I, 128.
**Conversano,** Vizekonsul in Tunis II, 161, 162, 163, 165.
**Cramer,** amerikanischer Generalkonsul in Leipzig I, 113.
**Crowe,** englischer Generalkonsul und Kunsthistoriker I, 61, 242.
**Czarvady,** ungarischer Publizist in Paris I, 128, 129, 130.

D.

**Dannenberg,** Hamburgischer Publizist I, 193, 219, 239, 278, 286.
**David,** Ferdinand, Konzertmeister I, 301; II, 256.
**Delbrück,** Minister II, 9, 121.
**Dernburg,** Friedrich, Redakteur II, 128.
**Dove,** Alfred, Historiker I, 234, 235.
**Drechsler,** G., Freytags Sekretär I, 65.
**Droysen,** J. G., Historiker I, 12, 14, 16, 17, 22, 50, 57.

E.

**Embden,** Dr. II, 303.
**Engel,** Statistiker I, 275, 276.
**v. Engelhardt,** Moritz, Balte I, 163.
**Erdmann,** Eduard, Professor der Philosophie I, 73, 190; II, 111, 128, 129.
**Ernst II.,** Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha I, 48, 67, 102.

F.

**v. Falkenstein,** sächsischer Kultusminister I, 152.
**Faucher,** Nationalökonom I, 274, 284.
**Ferry,** Jules, französischer Staatsmann II, 209, 236.
**Feuerbach,** Anselm, Maler I, 28.
**Firks,** Baron Theodor, baltisch-russischer Publizist I, 30, 32, 33, 34, 35, 37, 38, 44.
**Forcade,** Eugène, französischer Publizist I, 131, 132, 187.
**v. Forckenbeck,** Parlamentarier und Oberbürgermeister von Berlin I, 146.
**v. François,** Luise, Dichterin I, 100.
**Frankenberg,** Graf, Eigentümer der „Post" II, 81, 82.
**Frege,** Professor in Leipzig I, 109, 113, 130, 155.
— Livia, geb. Gerhardt, Sängerin I, 109.
**Freytag,** Gustav Schriftsteller I, 17, 47, 48, 50, 58, 59, 60, 62, 63, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 73, 94, 95, 97, 102, 103, 104, 105, 106, 114, 115, 116, 123, 135, 154, 155, 160, 171, 175, 177, 178, 179, 233, 235, 271; II, 18, 26, 83, 270.
— Frau, geb. Gräfin Dyhrn I, 68, 69, 177.
**Friedenthal,** preußischer Minister I, 250, 302.
**Friedrich III.,** Kaiser (Kronprinz Friedrich Wilhelm) II, 82, 83, 84, 85, 97, 98, 268, 269, 270.
**Friedrich,** Kaiserin (Kronprinzessin Viktoria) II, 82, 83, 84, 85, 98.

G.

**Gade,** Niels W., Komponist I, 225.
**Gallois,** Dr., hamburgischer Achtundvierziger I, 198.
**Gärtner,** Landschaftsmaler I, 111.
**Geffcken,** H., Diplomat und Schriftsteller I, 93, 171, 173, 207, 216, 219, 238, 258, 261.
**Geibel,** Carl, Verlagsbuchhändler I, 154, 156.
— Emanuel, Dichter I, 100; II, 23, 24, 26.
**Gensel,** Dr., Julius, Sekretär der Leipziger Handelskammer I, 62.
**Georgi,** Dr., Oberbürgermeister von Leipzig I, 51.
**v. Gerber,** sächsischer Kultusminister I, 63, 109.
**Gneist,** Rudolf, Jurist, Lehrer des Handelsrechts I, 275, 282.
**Godeffroy,** Gustav, Hamburger Kaufmann I, 274.
**Golowin,** Generalgouverneur I, 158.

Digitized by Google

**Göring,** Geheimer Legationsrat II, 119.
**Gortschakow,** Fürst, russischer Staatsmann I, 119.
**v. Goßler,** Minister II, 90, 94.
**Goßler,** Hamburger Bürgermeister I, 197; II, 4, 8, 22.
**v. Gottschall,** Rudolf, Schriftsteller I, 114.
**Grimm,** Herman, Gelehrter I, 257, 272; II, 70, 98, 99, 103, 104.
— Rudolph, Regierungsrat II, 103, 104.
— Frau Gisela II, 99, 103, 104, 106.
**Großmann,** Hamburger Senator II, 62.
**v. Gruner,** Unterstaatssekretär I, 148, 149, 151.
**Grunow,** Verleger der „Grenzboten" I, 234.
**Guyer,** reform. Pfarrer in Marseille II, 284, 285.
**Gumbinner,** Dr. Max, Journalist I, 239.

H.

**Hahn,** Dr. Ludwig, preußischer Geheimrat II, 67, 95.
**Haller,** hamburgischer Bürgermeister I, 211; II, 8, 11, 14.
**Hammann,** Dr., vortr. Rat im Auswärtigen Amt II, 134.
**v. Hammerstein,** Parlamentarier und Publizist II, 107, 108.
**Hargreaves,** Deputationssekretär II, 121.
**Harleß,** bayrischer Theologe I, 181, 182.
**Harnack,** Theodosius, Professor in Dorpat I, 162.
**Härtel,** Dr. Hermann, Chef des Musik-Verlagshauses Breitkopf & Härtel I, 61, 108.
— Richard, Buchdrucker I, 273, 279.
**Hartmeyer,** Dr., Eigentümer der „Hamburger Nachrichten" I, 192.
**Hatzfeldt,** Graf, Staatssekretär II, 114.
**Hawe tom,** russischer Generalkonsul in Leipzig I, 155.
**v. Haxthausen,** Freiherr, Schriftsteller I, 27.
**Haym,** Rudolf, Literarhistoriker I, 275.
**Hayn,** Hamburger Senator II, 8, 20, 62.
**Heckscher,** hamburgischer Ministerresident I, 196, 203.
**Hegel,** Konsistorialpräsident II, 89.
**Hehn,** Viktor, Schriftsteller II, 105, 111, 128, 129.
**Heller,** Robert, Publizist I, 192.
**Hellwig,** Geh. Legationsrat II, 130.
**Hengstenberg,** Professor der Theologie I, 56, 179.
**v. Hennig,** Parlamentarier I, 146.
**Hepke,** Geheimrat im Auswärtigen Amt I, 249.
**Herrfurth,** Unterstaatssekretär, später Minister II, 88.
**Hertz,** Gustav, Senator in Hamburg I, 174.
**Herzen,** Alexander, russischer Revolutionär I, 4.
**v. Heydebreck,** Referent im Auswärtigen Amt II, 31.
**Heyking,** Baron, Diplomat II, 81, 83, 113, 144.
**Hildebrand,** Bruno, Nationalökonom I, 275, 276.
**Hiller,** Ferdinand, Komponist und Musikschriftsteller I, 40.
**Hillmann,** Karl, Setzer I, 273.
**Hirzel,** Dr. Salomon, Verlagsbuchhändler I, 50, 61, 64, 69, 95, 108, 157, 178, 234, 235.
**Hobrecht,** Staatsminister I, 58.
**Hoche,** Hamburger Schulmann II, 31.
**v. Hofmann,** Professor, Chemiker II, 283.
**v. Holstein,** Franz, Komponist I, 111.
— Diplomat II, 34, 35, 38, 113.
**Hoeltzke,** russischer Diplomat in Hamburg I, 222.
**Hopfen,** Hans, Dichter II, 102, 128.
**v. Hoverbeck,** preußischer Parlamentarier I, 123.
**Hübener,** Hamburger Senator II, 8.
**Humbert,** Geheimrat II, 114.

J.

**Israel,** Dr. John, Hamburger Anwalt II, 29, 31, 32.

Digitized by Google

J (j).

**Jahn,** Otto, Archäolog I, 93.
**v. Jasmund,** Legationsrat I, 150.
**Joachim,** Joseph, Musiker I, 272; II, 103.
**Jones,** Lloyd, englischer Arbeiterführer I, 273, 286.
**Jordan,** Dr. Max, Kunsthistoriker, Direktor der Berliner Nationalgalerie I, 49, 51, 62, 94, 113, 160, 178, 179; II, 104.
**Jörg,** Klerikaler Schriftsteller I, 150.
**Justi,** Kunsthistoriker I, 93.

K.

**Kämmerer,** H., Kaufmann in Hamburg I, 174.
**Katkow,** Panslawist I, 34, 35, 83, 135, 136, 145, 155, 189.
**Kaufmann,** Jakob, Redakteur der „Grenzboten" I, 47, 114, 115.
**Kayßler,** Redakteur der „Post" II, 81.
**Keil,** sächsischer Legationsrat I, 108, 155.
**Kerstен,** Hamburger Seminardirektor II, 29.
**v. Keudell,** deutscher Diplomat I, 58, 122, 135, 137, 143, 144, 145, 163, 220.
**v. Keyserling,** Graf Alexander I, 1, 72, 162.
**Kießling,** Professor in Hamburg I, 217.
**Kirchenpauer,** Hamburger Bürgermeister I, 194, 207, 217, 241, 249, 261; II, 1, 2, 4, 5, 8, 10, 12, 17, 27, 31, 32, 47, 49, 53, 59, 61, 62, 73, 76, 121, 122, 269.
**Klee,** Dr., Publizist II, 93, 94, 134.
**Klostermann,** Zollinspektor II, 58, 59, 60, 61.
**Knapp,** Dr. G. F., Nationalökonom I, 275.
— Konsulatssekretär II, 271.
**Knappe,** Beamter im Auswärtigen Amt, später Generalkonsul II, 115.
**Knauth,** Dr., Mitglied des Hamburger Obergerichts I, 198, 237.
**Köhne,** Baron, russischer Beamter I, 10, 36.
**König,** Hannoverscher Schatzrat I, 262, 266; II, 131.
**Konstantin,** Großfürst, Bruder Kaiser Alexanders II. I, 15, 31, 32, 33.
**Kohemann,** Handelskammer-Präsident I, 217.
**Krohn,** Polizeichef von Hamburg I, 176.
**Kropatschek,** Publizist II, 107.
**Krüger,** hanseatischer Ministerresident II, 45, 50, 53, 62, 64, 65, 79, 104.
**Kruse,** Dr. Heinrich, Dichter und Redakteur der „Kölnischen Zeitung" I, 38, 100, 133, 134, 184; II, 105, 106.
**Kuhnhardt,** Hamburger Senator II, 34.
**v. Kusserow,** Beamter im Auswärtigen Amt, später Gesandter in Hamburg II, 115.

L.

**Lallemand,** Dr., Militärarzt II, 220.
**Lammers,** August, Publizist I, 252.
**Landgraf,** Eugen, Rentier in Leipzig I, 62.
**Lang,** Konsulatssekretär II, 284.
— Wilhelm, Schriftsteller I, 93.
**Lange,** W., Hamburger Schulmann II, 31.
**Lasker,** Parlamentarier I, 146, 250, 281.
**Laube,** Heinrich, Dichter und Burgtheaterdirektor I, 53.
**Lavigerie,** Kardinal II, 172, 173, 174, 175, 176, 178, 180, 181, 199; II, 226, 242, 247, 248.
**Lehmann,** Dr. Emil, Publizist II, 3.
— Dr., Hamburger Senator, später Bürgermeister II, 76.
— Joseph, Publizist I, 43.
**Lehnhardt,** Vizekonsul II, 284.
**Leo,** Dr., Hamburger Syndikus II, 77.
**Leonhardt,** preußischer Minister I, 251.
**Lepsius,** Ägyptologe I, 150.
**Levi,** Hermann, Generalmusikdirektor I, 27, 28, 29.
**Lieven,** Fürst Paul I, 120.
— Baron Wilhelm, Generalgouverneur der Ostseeprovinzen I, 82, 83.
**Lindau,** Paul, Schriftsteller II, 106.


Digitized by Google

**Lindau,** Rudolf, Diplomat II, 97, 102 113, 128.
**v. Linsingen,** Hannoveraner I, 262.
**v. Liphart,** C. E., Mäcen und Kunstgelehrter II, 85, 137, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267.
**Liszt,** Franz, Komponist I, 128.
**Lohmann,** Geheimrat II, 34, 91.
**Lorenz,** Leipziger Bürger I, 61.
**v. Lucius,** Minister II, 90, 94.
**Ludwig,** Professor der Physiologie I, 95.

M.

**Maaß,** Bankdirektor in Hamburg I, 174.
**v. Madai,** Berliner Polizeipräsident II, 88.
**v. Magnus,** preußischer Gesandter I, 201, 238.
**Malmusi,** italienischer Generalkonsul in Tunis II, 177, 178, 179, 194, 207, 212, 232, 249, 275.
**Maria Nikolajewna,** Großfürstin II, 262, 264.
**Marr,** Wilhelm, Publizist II, 2.
**v. d. Marwitz,** Eugen, preußischer Parlamentarier I, 137, 141, 142, 143.
**Massicault,** französischer Generalresident II, 231, 232, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 271, 273, 275, 277, 278, 279, 281, 282, 283, 289.
**Mathy,** Karl, badischer Staatsmann I, 98, 104, 106.
**Mazade,** Charles de, französischer Publizist I, 131, 132, 183, 185.
**v. Melle,** Hamburger Senator I, 278; II, 1, 62.
**Mendelssohn,** Felix, Komponist II, 25, 26.
**Mengden,** Baron, russischer Ministerresident in Hamburg II, 70, 71, 72, 75, 86.
**v. Mensenkampff,** Ernst, livländischer Politiker I, 76.
**Merck,** Hamburger Syndikus I, 218; II, 2, 5, 7, 8, 9, 10, 17, 21, 46, 62.
**Merkel,** Garlieb, deutscher Publizist I, 2, 13.
**v. Meyendorff,** Felix, deutsch-russischer Diplomat I, 159.
**Meyer,** Dr. Alexander, Publizist und Parlamentarier I, 43, 44.
— Dr. Rudolf, Herausgeber der „Berliner Revue" I, 279, 280, 281.
— Legationsrat und Vorleser („Königs-Meyer") I, 20.
**Miquel,** Abgeordneter, später Minister I, 252, 287.
**Mittelstädt,** Otto, Jurist und Schriftsteller I, 93, 175, 176, 210, 258, 278; II, 70, 75.
**Mohrenheim,** Baron, russischer Diplomat I, 119.
**Mommsen,** Theodor, Historiker II, 104, 105.
**v. Montlong,** österreich-ungarischer Generalkonsul II, 284.
**Mooyer,** Joh., Hamburgischer Kaufmann I, 254.
**v. Mühler,** preußischer Kultusminister I, 152.
**Müller,** Lackierermeister in Leipzig I, 61.
— Dr., Bürgerschaftsdelegierter, ehemaliger Hamburger Senator II, 29.
**Mueller,** Otto, Bürgermeister von Riga I, 72, 73, 74, 77, 116.

N.

**Nachtigall,** Dr., Forschungsreisender II, 132, 163, 172, 243, 279.
**Nagel,** Theodor Lorenz, Publizist I, 267, 286, 287, 288, 289, 291, 292, 293, 294, 295.
**Newman,** Eigentümer der „Hamburger Nachrichten" I, 192.
**Nöldeke,** Orientalist I, 93.

O.

**Oldenberg,** Hermann, Sanskritist II, 99.
**Ollivier,** Emile, französischer Staatsmann I, 128, 183, 184.
**Oppenheim,** Dr. H. B., Publizist I, 6, 9, 272, 273, 274, 284.

Digitized by Google

**Orges**, Dr., Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" I, 26.
**v. Oertzen**, Jasper, Leiter der hamburgischen Stadtmission I, 278.
**O'Swald**, Senator in Hamburg I, 173, 174; II, 1, 62, 64, 75, 76, 78.
**v. Oettingen**, Alexander, Dogmatiker II, 305.
— Dr. August, Zivilgouverneur von Livland I, 1, 72, 73, 74, 75, 77, 80, 84, 86, 92, 119, 121, 122, 138, 139, 159, 161, 162, 163.

P.

**Perthes**, Emil, Verlagsbuchhändler I, 302.
**Petersen**, Senator in Hamburg I, 176, 218; II, 8, 17, 54, 62, 64, 65, 71, 72, 73, 74, 76, 77, 79.
**v. d. Pfordten**, bayrischer Minister des Auswärtigen I, 52.
**Pindter**, Chefredakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" I, 258.
**Poninski**, Graf I, 167, 168.
**Poorten**, B., Staatsrat I, 79, 84, 138.
**Prince-Smith**, Nationalökonom I, 274.
**Proudhon**, französischer Publizist I, 38.
**v. Puttkamer**, Minister II, 67, 68, 81, 82, 86, 88, 91, 93, 94, 96, 98, 108, 112, 268.

R.

**v. Ranke**, L., Historiker I, 150.
**Rantzau**, Graf, Schwiegersohn des Fürsten Bismarck II, 113, 119, 125, 126.
**Reckahn**, hamburgischer Achtundvierziger I, 197, 198.
**v. d. Recke**, Freiherr, kurländischer Landesbevollmächtigter I, 92.
**v. Redlich**, preußischer Konsul in Hamburg I, 238.
**Reichardt**, Ministerialdirektor II, 269.
**Reitz**, Dr., Konsul II, 283.
**Reuter**, Fritz, Dichter I, 100.
**v. Richter**, Artur, livländischer Landrat I, 120, 121, 124.
**v. Richthofen**, Legationsrat, später Staatssekretär II, 69, 131.
**Rießer** I, 203.
**Rietz**, Julius, Musiker I, 152.
**Rodenberg**, J., Schriftsteller II, 104.
**v. Roggenbach**, Freiherr, badischer Staatsmann I, 5, 282.
**Roelofs**, Hamburger Syndikus II, 59.
**Roepe**, Dr. H., Hamburger Pastor I, 278; II, 29, 32.
**Rosatzin**, J. C., Direktor der „Hamburger Börsenhalle" I, 239, 255, 293, 296, 298; II, 73.
**Roscher**, Nationalökonom II, 270.
**Rosen**, Baron Andreas, Dekabrist I, 156, 157.
**v. Rosenberg**, Freiherr, preußischer Gesandter II, 3.
**Roß**, Edgar, Abgeordneter I, 245.
**Rößler**, Constantin, Leiter des „Literarischen Bureaus" I, 282; II, 39, 90, 91, 92, 93, 94, 104, 111, 129.
**Rothan**, französischer Diplomat I, 216.
**Rottenburg**, Geheimrat II, 90, 95, 110, 119, 122, 123, 125, 131, 132.
**Ruge**, Arnold, Achtundvierziger I, 96.

S.

**Samarin**, J., russischer Publizist I, 158, 159, 189.
**Samwer**, Parteigänger des Herzogs von Augustenburg I, 49.
**Sandwith**, englischer Generalkonsul II, 169, 194, 220, 237, 270.
**Schildbach**, Dr., Arzt I, 62.
**Schirren**, Professor der Geschichte I, 75, 159, 162, 189.
**Schleinitz**, Advokat in Leipzig I, 109.
**Schlesinger**, Max, Publizist I, 115.
**Schmidt**, Johannes, Professor II, 197.
— Julian, Literaturhistoriker I, 5, 16, 17, 47, 49, 57, 59, 60, 66, 71, 123, 126; II, 98, 104.
**Schmoller**, Gustav, Nationalökonom I, 274, 275, 276, 278, 282, 286; II, 111.

Digitized by Google

**Schneegans,** deutscher Generalkonsul II, 144, 145.
**Scholz,** Minister II, 64, 94, 96.
**Schöne,** Dr. Alfred, Philologe I, 51, 62, 128, 130, 131.
— R., Generaldirektor der Kgl. Museen II, 104.
**Schroeder,** Octavio, hamburgischer Senator I, 254.
**v. Schulte,** Führer der Altkatholiken I, 253, 254.
**Schultze,** Julius, Hamburger Gewerbekammersekretär II, 49.
**Schumann,** Klara, Künstlerin I, 124.
**Schunck,** Julius, Leipziger Kaufmann, Schwager Felix Mendelssohns I, 61.
**Schwalow,** Graf Peter, Generalgouverneur der Ostseeprovinzen I, 80, 82, 84, 85, 87, 88, 89, 160.
**v. Schwartzkoppen,** Ministerialdirektor II, 115.
**Schweinburg,** Publizist II, 94, 96.
**v. Schweninger,** Ernst, Bismarcks Arzt II, 119, 121, 125.
**Schwerin,** Graf, ehemaliger preußischer Minister I, 151.
**v. Seckendorff,** Freiherr, Sächs. Regierungsrat I, 109.
**Seydel,** Rudolf, Professor der Philosophie I, 111.
**Sieveking,** Dr. Friedrich, Hamburger Senator II, 22, 27.
**Simondetti,** italienischer Generalkonsul II, 284.
**Simson,** Präsident des Reichsgerichts, ehemaliger Reichstagspräsident I, 250; II, 270.
**Soretic,** österreich-ungarischer Generalkonsul II, 215, 232, 270, 271, 272, 275, 277.
**Springer,** Anton, Kunsthistoriker I, 93.
**Stavenhagen,** Parlamentarier I, 146.
— Pianist II, 99.
**Steinert,** Hamburger Fabrikinspektor II, 35.
**Stemrich,** Unterstaatssekretär II, 115.
**Stephani,** Vizebürgermeister von Leipzig u. Parlamentarier I, 51, 61.
**Stettenheim,** Humorist II, 102.
**Sthamer,** Hamburger Senator II, 46.
**v. Stockmar,** Ernst, Freund des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich I, 20, 48, 102.
**Stolberg,** Graf Otto, Oberpräsident von Hannover I, 262, 265.
**Strousberg,** Finanzmann I, 261.
**v. Stülpnagel,** Major, Leiter des Berliner Fabrikinspektorats II, 34.
**Suwarow,** russischer General I, 137, 138, 139.
**v. Sybel,** Historiker II, 124, 125.

**T.**

**Taillandier,** St. René, Schriftsteller I, 67.
**v. Tiedemann,** Chef der Reichskanzlei II, 39, 56.
**v. Tiesenhausen,** Baronin II, 126, 127.
**v. Treitschke,** Heinrich, Historiker I, 100, 148, 154, 258, 272, 301.
**Turgenjew,** Iwan, Dichter I, 66, 124, 125; II, 108.
— Nikolai, russischer Publizist I, 187, 188, 189, 190.
**Twesten,** preußischer Parlamentarier I, 123.

**U.**

**Uhlhorn,** Abt I, 262.
**Ulrich,** Professor in Hamburg I, 236.
**v. Ungern-Sternberg,** Baron Eduard, baltischer Publizist I, 5, 14, 49; II, 33, 107.

**V.**

**Valensi,** Gabriel, General in Tunis II, 165, 166.
**v. Varnbüler,** württembergischer Staatsminister II, 127.
**v. Vegesack,** russischer Diplomat in Hamburg I, 222.
**Versmann,** Hamburger Senator I, 212, 261; II, 1, 6, 7, 11, 16, 27, 28, 29,

Digitized by Google

30, 31, 47, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 73, 270.
**Viardot-Garcia,** Pauline, Künstlerin I, 124.
**v. Vincke,** preußischer Parlamentarier I, 140, 141.
**Vogt,** Karl, Naturforscher I, 113.
**Voß,** Oberbürgermeister von Halle I, 275. — Richard, Dichter II, 100.

**W.**

**Wachsmuth,** Dr., Direktor der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt Leipzig I, 51, 61, 95; II, 270.
**Wagner,** Adolf, Nationalökonom I, 274, 275, 276, 277, 282.
**Walter,** G., Wiener Hofopernsänger I, 41.
**Walujew,** Minister I, 158.
**Weber,** Hamburger Bürgermeister II, 17, 46, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 80, 269.
**Wehrenpfennig,** W., preußischer Publizist, Parlamentarier und Beamter I, 16, 17, 145, 147, 149, 177, 202, 241, 250, 251, 260, 272, 286, 287, 302; II, 93.
**Weiß,** Dr. Guido, Publizist I, 43, 45.
**Wendler,** Dr., Anwalt in Leipzig I, 108.
**v. Wentzel,** preußischer Gesandter in Hamburg II, 71, 79.
**v. Wildenbruch,** Ernst, Dichter II, 99, 100, 101, 118.
**Wilhelm I.,** König von Preußen, deutscher Kaiser I, 19; II, 250.
**Wilhelm,** Prinz, später deutscher Kaiser (Wilhelm II.) II, 97.
**Wilhelmj,** Wiesbadener Anwalt I, 288.
**Windthorst,** Dr. L., Führer des Zentrums I, 250, 251, 262, 263, 264.
**Wüstenfeld,** Frau I, 197.
**Wuttke,** Heinrich, Publizist I, 109.

**Z.**

**Zabel,** Dr., Redakteur der „Nationalzeitung" I, 10, 11, 22.
**Zacharias,** A. N., Hamburger Kaufmann I, 217; II, 33, 53.
**Zarncke,** Germanist II, 270.

---

## Druckfehler:

Bd. I, S. 254 lies **Mooyer** statt Meyer.

Digitized by Google

Druck von August Pries in Leipzig.

Digitized by Google

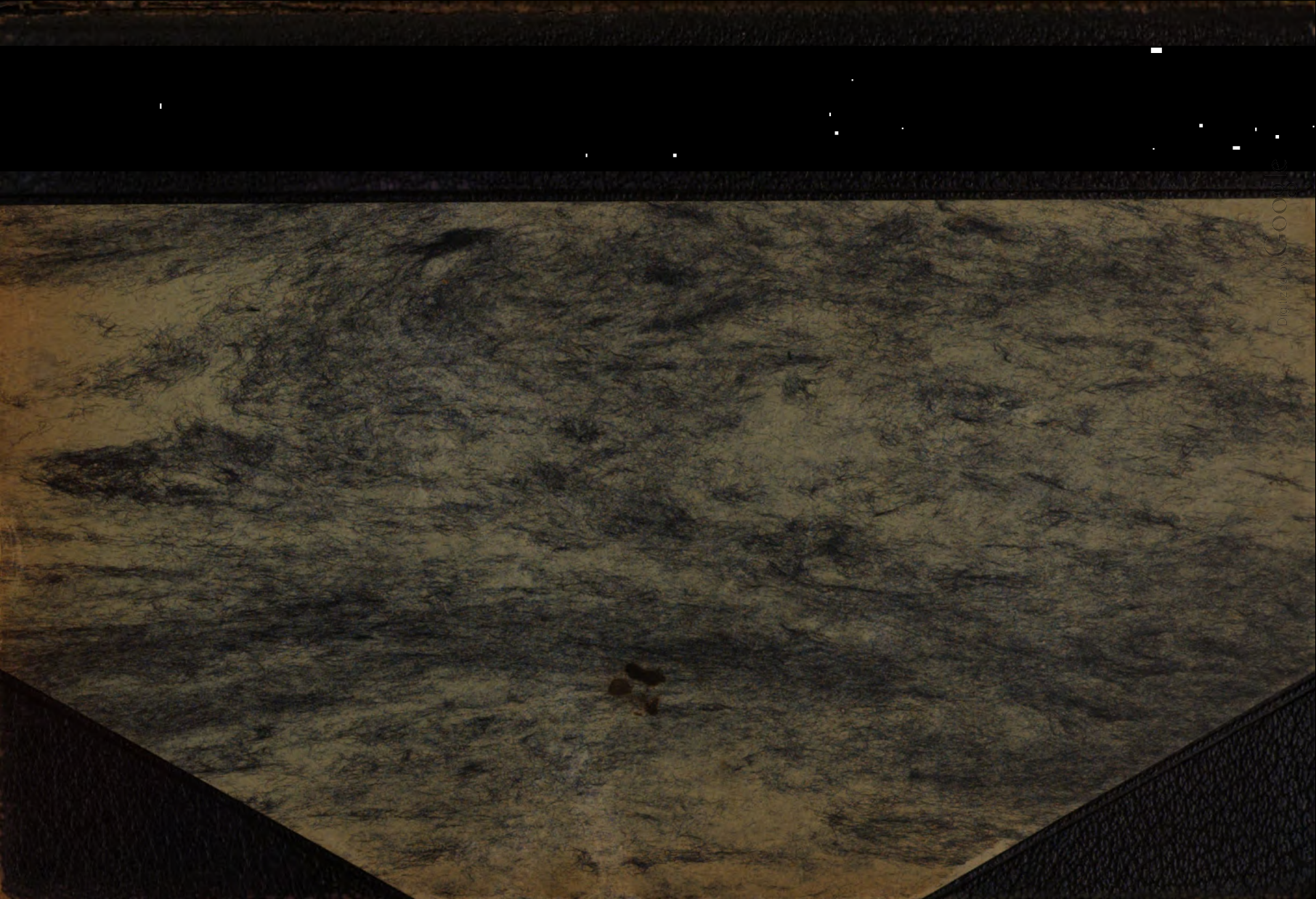
Digitized by Google

Digitized by Google

Filmed by Preservation 1995

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

Digitized by Google


Digitized by Google